



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Europas Kolonien**

nach den neuesten Quellen

West-Afrika vom Senegal zum Kamerun

**Roskoschny, Hermann**

**Leipzig, [ca. 1889]**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-9433**

1655

# Europas Kolonien.

West-Afrika vom Senegal zum Kamerun.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von

Dr. Hermann Roskofsky.

Dritte Auflage.

Mit 120 Abbildungen und 14 Karten.

SPRACHEN

Leipzig,

Greiner & Stramm



VIII.A. & 0055

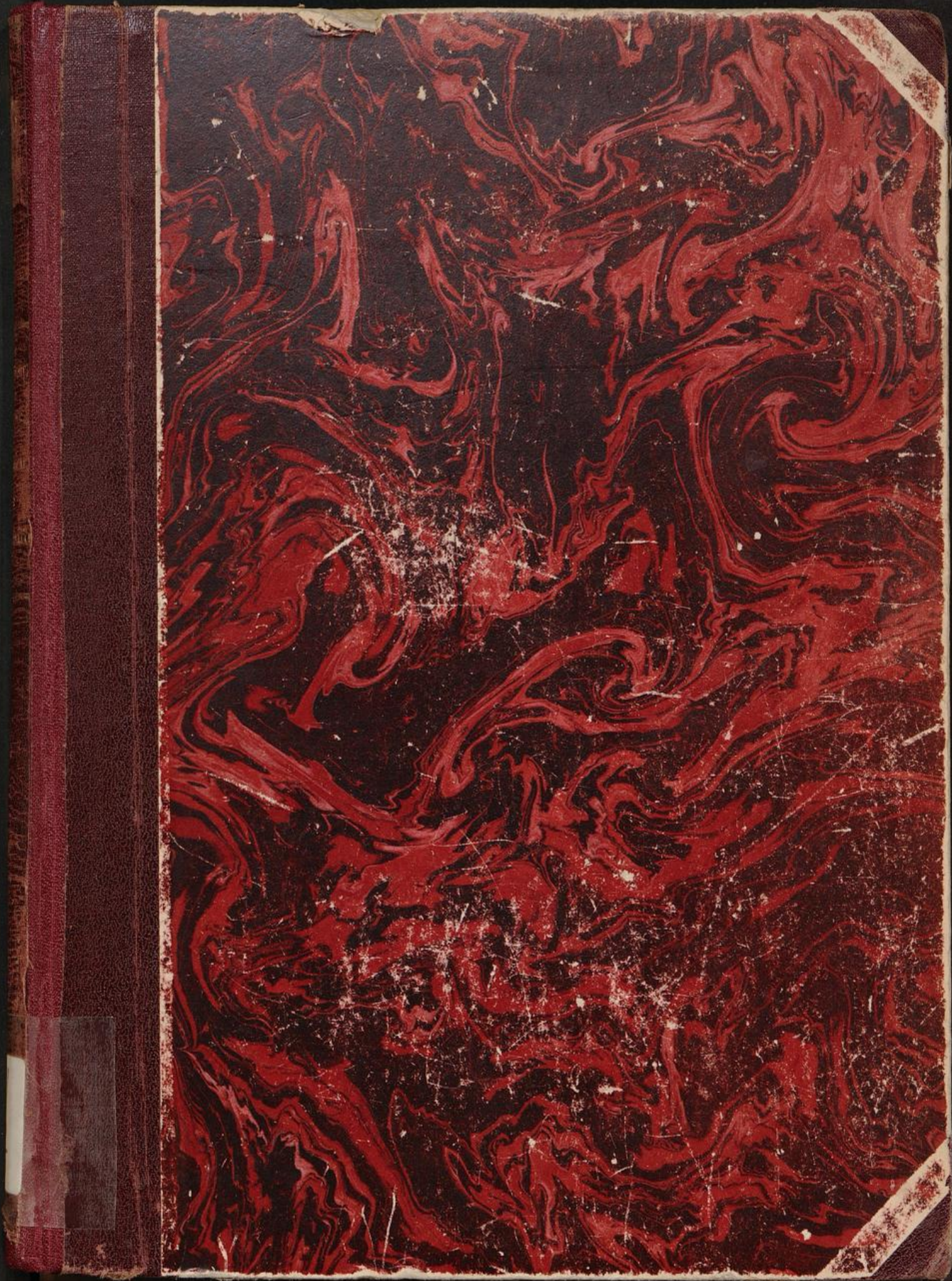
colorchecker CLASSIC

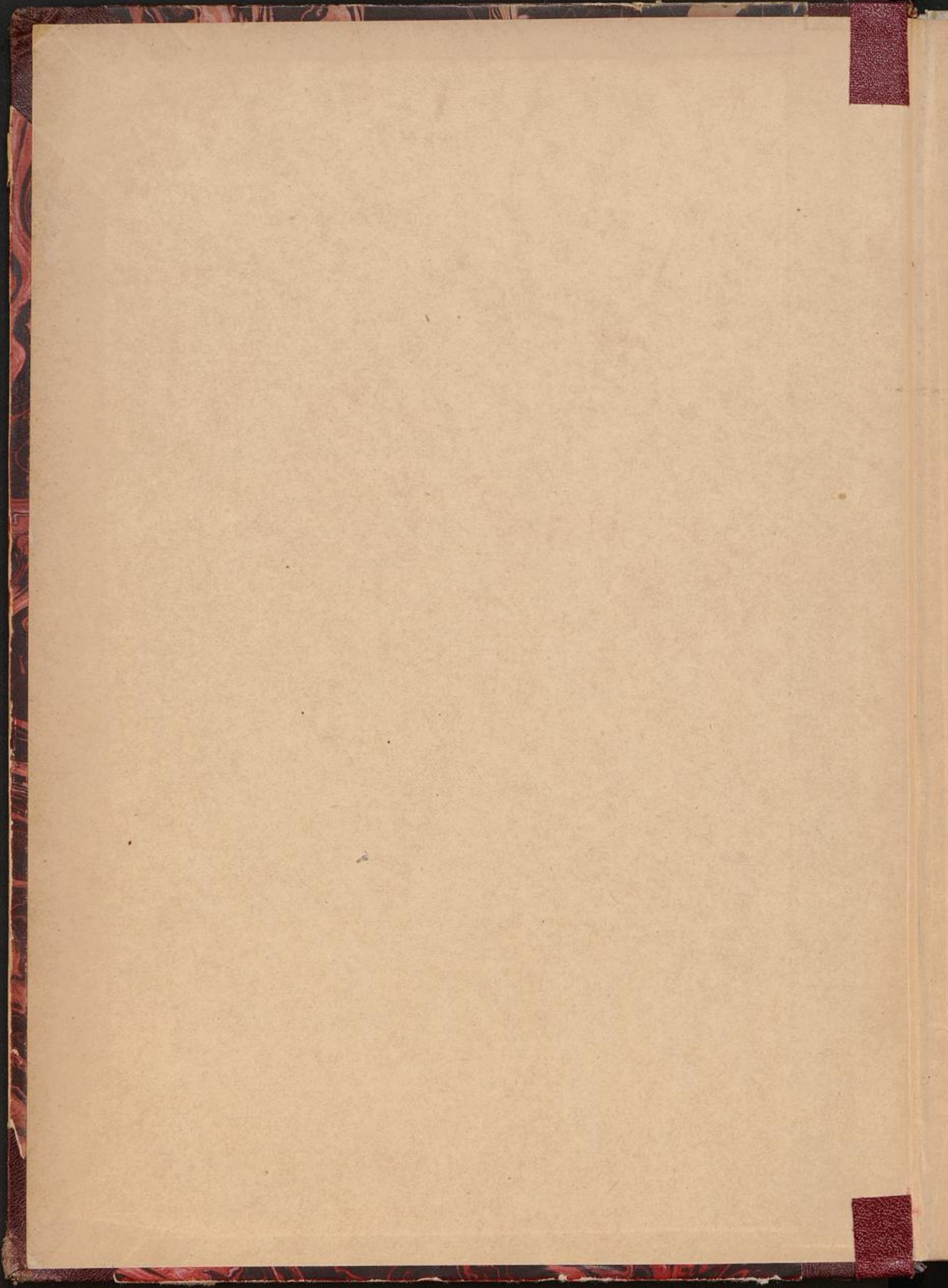
xrite

b

Staats- und  
Universitätsbibliothek Bremen

DFG





VIII A. 6.0055.



VIII. A. 8. 0055

# Europas Kolonien.

West-Afrika vom Senegal zum Kamerun.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von

Dr. Hermann Roskoschny.



Dritte Auflage.

VIII. A. 8. 0055

Mit 120 Abbildungen und 14 Karten.



Leipzig.

Greifner & Schramm.

Alle Rechte vorbehalten.

## Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite		Seite
Pandanus . . . . .	I	Kopfsputz der Bambarafrauen . . . . .	89
Tiefseeforschungen des Calisman. Aufzug des fangnehes . . . . .	V	Alter Bambara . . . . .	92
"    "    Meeresboden bei 150 m Tiefe . . . . .	VI	Landspitze Somonos am Niger . . . . .	93
Annona senegalensis . . . . .	VIII	Ansicht von Segu . . . . .	96
Markt in Guet N'dar . . . . .	1	Cirailleure vom Senegal . . . . .	97
familie in Saint-Louis . . . . .	4	Antilope vom Senegal . . . . .	104
Woloff-Krieger . . . . .	5	Gebettasche der Mandingas. Kürbischale der Papels.	
Kloster der Schwestern vom hl. Joseph in Saint-Louis . . . . .	7	Pulverhorn der Mandingas. Metalllöffel der Mandin-	
Kathedrale in Saint-Louis . . . . .	9	gas. Uffagai der Mandingas. Holzlöffel der Man-	
Ansicht von Saint-Louis . . . . .	12	dingas. Dolch der Mandingas. Gewebe der Man-	
fara-Penda, Häuptling von Richard Toll . . . . .	15	dingas. Zuckerrohypressen der Eingeborenen auf den	
Schwarzer Handlungsdiener . . . . .	16	Kapverden . . . . .	105
Kaptot vom Senegal . . . . .	17	Erdnüsse . . . . .	108
Hof im Hospital zu Gorée . . . . .	20	Umseln von der Westküste . . . . .	109
Afrikanische Eisvögel . . . . .	21	Papelmädchen . . . . .	112
Hausdienerinnen aus Saint-Louis . . . . .	24	Begräbnisplatz der Papels . . . . .	113
Mädchen aus Saint-Louis . . . . .	25	Ansicht von Bolama . . . . .	116
Spahi vom Senegal . . . . .	28	Hinter den Palissaden . . . . .	120
fischende Neger am Kap Vert . . . . .	29	Berittener Futtah-Fullah . . . . .	121
Fort Gorée . . . . .	32	Am Rio Grande . . . . .	124
Markthalle in Gorée . . . . .	35	Straße und Kasernen in Freetown . . . . .	125
Das Hotel des Messageries in Dakar . . . . .	35	Cape Coast Castle . . . . .	129
Der Jabiru . . . . .	36	Die Kerryküte . . . . .	133
Markt in Gorée . . . . .	37	Zivilisierte Neger . . . . .	136
Griots in Gorée . . . . .	40	Kap Mount . . . . .	140
Richard Toll . . . . .	41	für einen Sixpence Früchte in Sierra Leone . . . . .	140
Ufer des Senegal . . . . .	41	Krieger aus dem Hinterlande von Sierra Leone . . . . .	141
Frauen vom untern Senegal . . . . .	44	Kruneger . . . . .	141
Baobab oder Affenbrotbaum . . . . .	45	Der König von Groß-Bassam und sein Gefolge . . . . .	145
Podor . . . . .	48	fettichfrau . . . . .	148
W'dioum . . . . .	49	Polizeimeister aus Assini . . . . .	149
Guède . . . . .	49	Kopfsputz der Frauen von Elmina . . . . .	155
Oelpalme . . . . .	52	Assini von der Ebene aus gesehen . . . . .	155
Fort Bakel . . . . .	53	Ruinen von Groß-Friedrichsburg . . . . .	156
Zwischen Matam und Bakel . . . . .	57	Negerdorf an der Küste West-Afrikas . . . . .	156
Peulh vom obern Senegal . . . . .	60	Plan der Ruinen von Groß-Friedrichsburg . . . . .	157
Fort Medine . . . . .	61	Elmina . . . . .	161
Kassonkefrau . . . . .	64	fettichbaum . . . . .	164
Soninkemädchen . . . . .	65	Frauen von Elmina . . . . .	165
Machasse Sambala . . . . .	68	Brücke über den Prah . . . . .	168
Der Dolmetsch Alpha Sega . . . . .	72	Amoaful . . . . .	169
Alpha Segas Frauen . . . . .	73	Kumassie . . . . .	173
Der Dolmetsch Massan und Thiana . . . . .	76	Königspalast in Kumassie . . . . .	175
Der Sakamerakru . . . . .	80	Skavin von der Goldküste . . . . .	177
Berg Duley . . . . .	80	Kaufleute unterhandeln mit Eingeborenen . . . . .	280
Gallienis Übergang über den Bassing . . . . .	81	Krieger in Dahome . . . . .	181
Mungo Parks Lagerplatz bei Gontokori . . . . .	86	Der deutsche Flaggenstock bei Bagida . . . . .	188
Überschreitung des Niger am 15. Mai 1880 . . . . .	87	Groß-Povo . . . . .	189

	Seite		Seite
Bonny . . . . .	195	Der kleine Kamerun . . . . .	209
Mt-Kalabar . . . . .	195	Eingeborene vom untern Kamerun . . . . .	212
Ufer des Kamerun . . . . .	200	Blick auf den Kamerun vom Helenenberge . . . . .	213
Faktorei am Kamerun . . . . .	201	Hulk im Kamerunfluß . . . . .	216
Landschaft am Kamerunfluß . . . . .	204	Königspalast in Fernando Po . . . . .	220
Duala . . . . .	205	Insel Don Henrique bei Fernando Po . . . . .	221
William Wilson aus Hycfortown . . . . .	205	Siabella-Bai . . . . .	224
Alter Fetischero aus Aquatoun . . . . .	205	Clarence Pic . . . . .	225
Vegetation am Kamerun . . . . .	208		

## Karten.

	Seite
Meeresboden zwischen Amerika und Senegambien . . . . .	IV
Tieffseeforschungen des „Calisman“ . . . . .	VII
Karte der projektierten Sudanbahnen . . . . .	69
Gallienis Marsch von Medine bis zum Massive von Kitta . . . . .	77
Facsimile einer Karte von Senegambien aus dem Jahre 1816 . . . . .	100
Karte von Senegambien . . . . .	101
Gebiet zwischen dem Casamansa und Rio Grande . . . . .	117
Karte der deutschen Schutzgebiete am Dembiah . . . . .	127
Die englischen Besitzungen und die unabhängigen Stämme an der Küste zwischen Sierra Leone und Liberia . . . . .	157
Die ersten deutschen Erwerbungen in Ober-Guinea . . . . .	172
Karte von Togo . . . . .	184
Die Sklavenküste nach alten Karten . . . . .	185
Karte der ersten deutschen Erwerbungen im Kamerungebiete . . . . .	196, 197
Karte von Malimba . . . . .	217

Berichtigungen: Seite 50, Zeile 15 von unten, Seite 51, Zeile 8 von oben, und auf den folgenden Seiten lies statt Sereros: Serères. — Seite 225, Note 195 lies statt Panthenius: Pantänus.





Pandanus.

## Einleitung.

Die ältesten Nachrichten über die Westküste Afrikas verdanken wir den spärlichen uns erhaltenen Mittheilungen über einen großartigen Kolonisationsversuch, den das Haupthandelsvolk des Altertums etwa im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung unternahm. Getrieben von dem Wunsche, sich neue Handelsgebiete zu eröffnen, sandten damals die Karthager unter Hannos Führung eine Expedition über die Säulen des Herkules hinaus, um jenseits derselben an den Küsten Afrikas zur Gründung von Niederlassungen geeignete Orte zu suchen. Auf 60 Fahrzeugen schifften sich 30 000 Männer und Frauen ein, die in der unbekanntem Fremde eine neue Heimat sich gründen wollten. Hanno fuhr längs der Küste Marokkos, an welcher er mehrere Niederlassungen gründete, nach Süden und gelangte endlich an die Mündung eines großen Flusses, den er Eryas nannte, und welcher kein anderer als der Senegal gewesen sein kann. Nach zweitägiger Fahrt längs einer ungaslichen, öden Küste segelte die Flotte ostwärts und entdeckte eine Gruppe von fünf Inseln, auf deren größter eine Niederlassung gegründet wurde, die wir wohl auf der jetzigen Insel Gorée zu suchen haben. Auf seiner weitem Fahrt gelangte Hanno an die Mündung eines zweiten großen Flusses, wahrscheinlich des Gambia, und jenseits desselben zu einem großen Gebirge, in welchem wir die Küste von Sierra Leone wiedererkennen.

Etwa dreihundert Jahre später besuchte die Westküste der Seefahrer Euthymenes von Massilia. Derselbe war wahrscheinlich Augenzeuge der an der Senegalmündung häufigen Erscheinung, daß durch das stürmisch erregte Meer die Wasser des Flusses zurückgedrängt werden und die Ufergegenden überfluteten, und

brachte dies mit dem jährlichen Steigen des Nils in Verbindung. Seiner Meinung nach war der westafrikanische Fluß, an dessen Mündung er das wunderbare Phänomen wahrnahm, ein Arm des Nils. Zur weiteren Begründung seiner Annahme führte er an, daß die Tierwelt des Atlantischen Ozeans und des Nils dieselbe sei,<sup>\*)</sup> das Meerwasser ebenso süß wie jenes des ägyptischen Flusses.

Die Theorie des Euthymenes, welche übrigens nicht einmal Anspruch auf den Vorzug der Neuheit hatte, da schon Herodot eine ähnliche Deutung der Nilüberschwemmungen erwähnt, ist schon im Altertum widerlegt worden, und ebenso unbegründet sind die Folgerungen, welche man in neuerer Zeit aus seiner Reise zu ziehen versucht hat. Daraus, daß ein Bewohner Massilias die Westküste Afrikas besuchte, folgt noch keineswegs, daß die alte Handelsstadt Verbindungen mit dieser Küste unterhielt. Das damals noch mächtige Karthago, dessen Kaufleute ihr Monopol des Handels mit fernen Erdteilen ängstlich zu wahren pflegten, würde eine solche Nebenbuhlerschaft auch kaum geduldet haben. Der Handelsverkehr mit der Westküste Afrikas befand sich vielmehr allem Anschein nach bis zum Untergang Karthagos ausschließlich in den Händen der unternehmenden Kaufleute dieser Stadt. Die von Hanno gegründeten Kolonien erhielten sich jahrhundertlang, und noch zur Zeit des Falles der Mutterstadt war der Ruf des Reichthums der afrikanischen Kolonien so groß, daß Scipio Aemilianus sich veranlaßt fand, eine Expedition nach denselben zu senden, an deren Spitze sein Freund, der Historiker Polybios stand.<sup>\*\*)</sup> Dem Bericht desselben verdanken wir die Kenntnis der Namen der damals an der Westküste Afrikas noch bestehenden karthagischen Kolonien, unter denen jedoch die auf der Insel Gorée gegründete nicht mehr genannt wird. Dieser äußerste Vorposten karthagischer Kultur war der erste, der aufgegeben wurde, und die übrigen Kolonien werden wohl, nach der Zerstörung der Mutterstadt sich selbst überlassen, auch bald zu Grunde gegangen sein. Die fernen Küsten versanken wieder in das Dunkel der Vergessenheit, und viele Jahrhunderte vergingen, bevor der menschliche Unternehmungsgeist aufs neue kühne Seefahrer auf den großen Ozean hinaustrieb und derselbe der Schrecknisse entkleidet wurde, mit welchen Sage und Phantasie ihn umgeben hatten.

Der weite Ozean, welchen das Schiff auf der Fahrt nach der westafrikanischen Küste durchschneidet, birgt aber heute noch in seinen Tiefen ein Rätsel, dessen Lösung Geologen und Botaniker schon wiederholt beschäftigt hat. Aus dem fernen Altertum klingt geheimnisvolle Kunde zu uns herüber, von einer großen Insel, welche jenseits der Säulen des Herkules lag. Als Solon in Ägypten weilte, berichtet uns Plato, erzählte ihm ein ägyptischer Priester von dieser Insel, welche größer sei als Lybien und Asien zusammen, und von der man leicht ein großes Festland im Westen (Amerika?) erreichen könne. Diese große Insel, die Atlantis, soll in einer Schreckensnacht durch Erdbeben und Sturmfluten zerstört und vom Meere verschlungen worden sein.

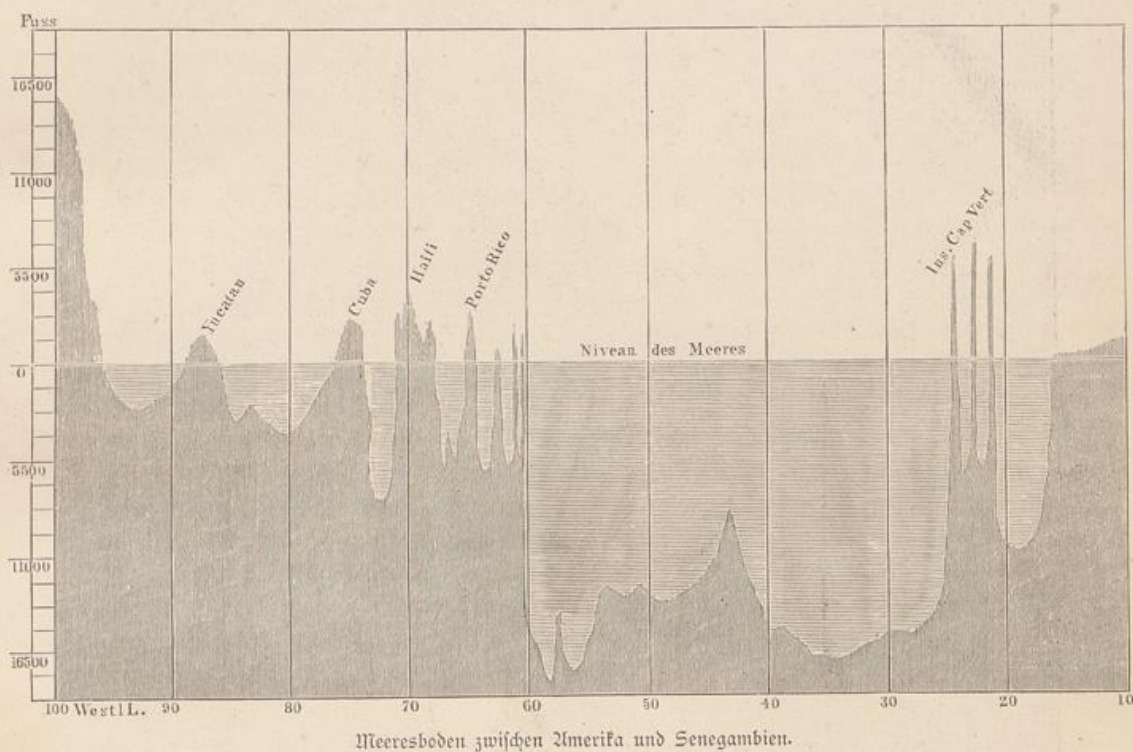
Eine lange Reihe von Forschern hat sich mit der Atlantis-Frage beschäftigt und die Hypothese verteidigt, daß einst zwischen der alten und neuen Welt eine Verbindung bestand. Ein großes Festland sollte sich zwischen Europa und Amerika ausgedehnt haben, welches gegen Norden bis Island, gegen Süden bis zu den atlantischen Inseln reichte. Europa sei damals eine Halbinsel des atlantischen Kontinents gewesen, wie es jetzt eine Halbinsel Asiens sei, und die Westküste Afrikas habe von dem neuen Kontinent ein Meeresarm geschieden, der bis zur Bucht von Biscaya hinaufreichte. Geologische Vorgänge sollen dann den Untergang dieses Kontinents herbeigeführt haben, und in der That fehlt es nicht an Anzeichen, daß der Ozean an der westafrikanischen Küste einst der Schauplatz einer großartigen vulkanischen Thätigkeit war. Die Spuren derselben lassen

\*) Das Werk der Euthymenes ist leider verloren gegangen. Wir kennen aus demselben nur die auf das Steigen des Nils bezügliche Stelle, welche Seneca zitiert. *Quaestiones naturales*, lib. X., cap. 2.

\*\*\*) Auch der Bericht über die im Jahre 145 unternommene Reise des Polybios gehört zu den verloren gegangenen Schriften des Altertums. Uns ist aus demselben nur das Wenige bekannt, was Plinius in seiner *Historia naturalis*, lib. V., cap. 1 mitteilt. Der südlichste von Polybios erwähnte Punkt ist wohl das weiße Vorgebirge; zum Kap Bojador sollte man in 10 Tagen und 10 Nächten von Kap Nun hinüberschiffen.

sich von den Inselgruppen der Kanaren und Kapverden bis weit hinein in das Festland von Afrika verfolgen, wo das noch wenig erforschte Kamerungebirge und viele andere vulkanische Formationen an sie erinnern. Doch nicht nur Geologen sind für die Existenz der Atlantis eingetreten — auch Botaniker, Ethnographen und Sprachforscher haben sie zu beweisen versucht. Durch Vergleiche der Flora Europas und Amerikas, sowohl der lebenden als der untergegangenen bis zurück zur Tertiärformation, durch die ethnographische Verwandtschaft der kanarischen Urebewohner (der Guanchen) mit den nordafrikanischen Berbern und durch allerlei sprachliche Analogieen suchte man die Kette der Beweise zu verstärken, aber eine sichere wissenschaftliche Begründung ist bis heute nicht gelungen.

Das Streben, die Existenz des sagenhaften Erdteils nachzuweisen, hat übrigens auch manche gar sonderbare Behauptungen ins Leben gerufen. Eine der neueren Schriften über die Atlantis\*) verlegt sogar

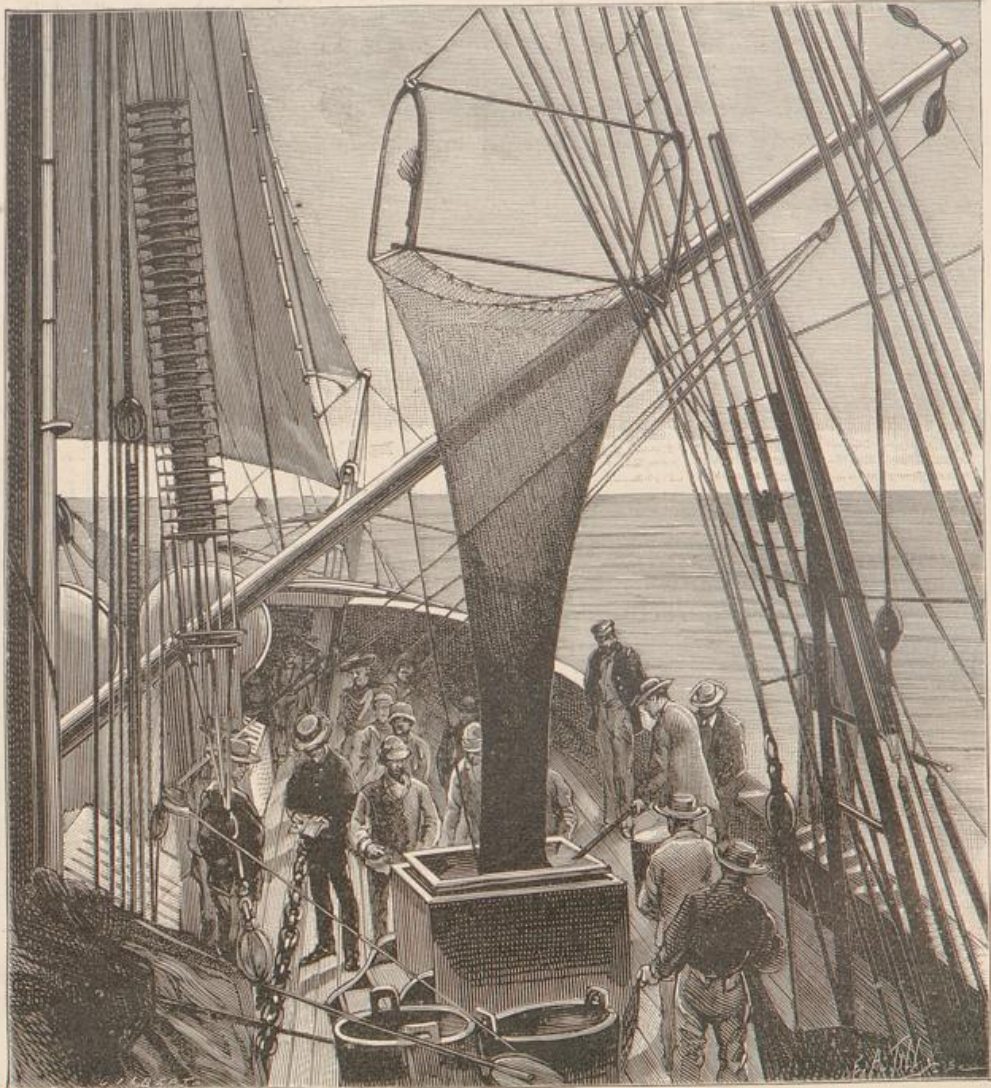


das biblische Paradies auf dieselbe und kommt zu dem überraschenden Schluß, daß Adam eine Rothhaut gewesen! Auf Grund der Ergebnisse der neuesten Tiefenmessungen im Atlantischen Ozean sucht der Verfasser durch viele Zeichnungen nachzuweisen, daß die Beschaffenheit des Meeresbodens zwischen Amerika und Afrika die Kanaren und Azoren als die letzten Reste der versunkenen Atlantis kennzeichne, da sie die über das Meeresniveau hervorragenden höchsten Bergspitzen derselben seien (vergleiche die obige Karte).

Eine wichtige Entdeckung, welche als einer der für die Lösung der Frage entscheidendsten Beiträge gelten kann, verdanken wir dem Grazer Professor C. Doelter, der im Jahre 1880 die Kapverden besuchte. Derselbe fand auf einer der Kapverden, auf der Insel Mayo, „unleugbare Reste eines älteren

\*) Atlantis, the Antediluvian World, by Ignatius Donnelly. New-York, Harper, 1882.

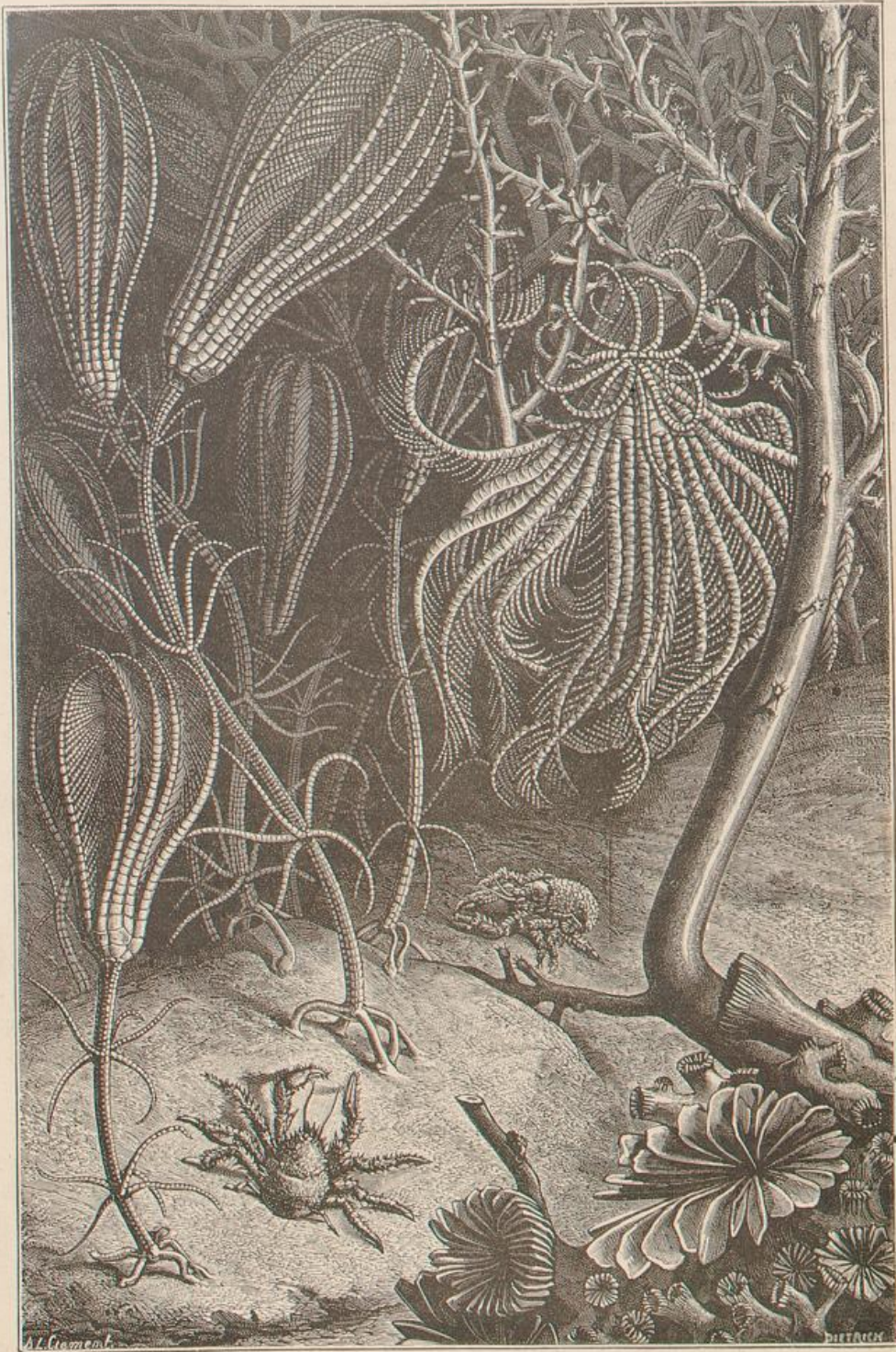
Kontinents, dessen unmittelbare Fortsetzung jedoch an den benachbarten Stellen des afrikanischen Festlandes nicht konstatiert werden kann. Dagegen finden sich an den meisten Inseln der Kapverden Belege für die Annahme eines solchen ältern, jetzt verschwundenen Kontinents, und ein Zusammenhang mit den Kanaren, Madeira zc. ist zwar nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen, aber immerhin von einiger Wahr-



Tieffseeforschungen des „Talisman“ an der afrikanischen Küste. Aufzug des Fangnetzes. (Siehe S. VI.)

scheinlichkeit.“\*) Die Geologen sind zwar heute darüber einig, daß die Kanaren und Azoren als Einzelvulkane entstanden sind, aber diese Annahme schließt doch nicht aus, daß sich einst an Stelle der jetzigen

\*) Über die Capverden nach dem Rio Grande und Futa-Djallon. Reise-Skizzen aus Nord-West-Afrika von Dr. C. Doelter. Leipzig, Paul Froberg, 1884, Seite 43. — Vergl. damit des Verfassers Vortrag auf der Naturforscherversammlung zu Freiburg im September 1883.



Tieffseeforschungen des „Talisman“. Meeresboden bei 1500 m Tiefe.

Archipele eine größere Insel oder festes Land befand, welches mit der afrikanischen Küste zusammenhing, was die auch von Doeller vorgefundenen Reste einer alten Eruptivformation zu beweisen scheinen. Die Vulkaninseln „bildeten sich durch die Faltung der Erdrinde in den Senkungsfeldern, welche am Westabhang der kontinentalen Gebirge entstanden, denn durch diese wurden Kanäle erzeugt, die die feurigflüssigen Massen bis auf die Erdoberfläche fördern konnten, und so sehen wir in der Tertiärzeit die zahlreichen Vulkanarchipele des Atlantischen Ozeans entstehen; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß schon in weit älteren Perioden diese unterirdischen Kräfte ihre Thätigkeit begonnen hatten, denn sowohl auf den Kanarischen Inseln als auf den Kapverden (die Vulkaninseln der Bai von Biafra, Fernando Po, Principe, Sao Thomé und Anno bom sind bisher noch nicht untersucht und ihrer Erforschung dürfte auch noch für lange Zeit das mörderische Sieberklima, welches fast jeden Fremdling dahinrafft, entgegenstehen) hat man die Spuren einer alten Vulkanformation gefunden.“

Wer vermöchte trotz alledem zu sagen, ob die Atlantisfrage jemals wird befriedigend beantwortet werden können? Wenn Platos Mitteilung über die Erzählung des ägyptischen Priesters einen realen Hintergrund hatte, wenn wir hier wirklich eine auf Begebenheiten fußende Sage und nicht eine bloße gelehrte Erfindung vor uns haben, wie deren in ähnlicher Art so viele vorhanden sind, so ruht das Geheimnis doch tief auf dem Grunde des Ozeans begraben, und es ist sehr fraglich, ob es naturhistorischen und ethnographischen Beweisgründen gelingen wird, zu enthüllen, was die Fluten dem Blick des Menschen verborgen haben.

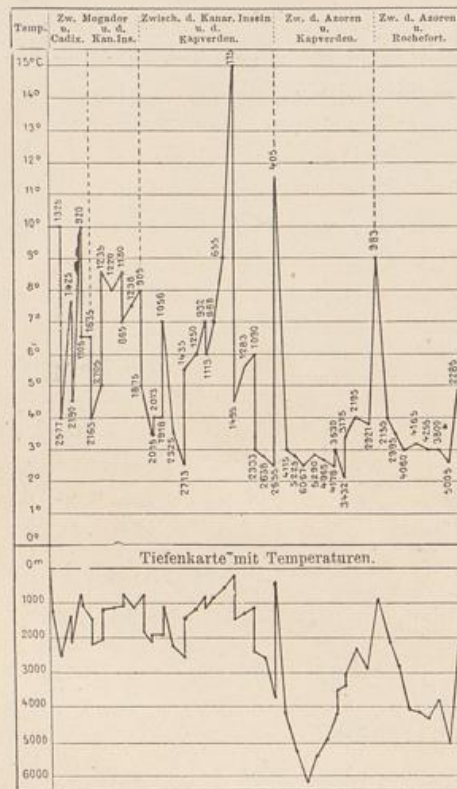
Allerdings möchte man dies nicht für unmöglich halten, wenn man erwägt, was menschliche Schaffenskraft und Ausdauer in demselben Meer an der unwirtlichen afrikanischen Küste in verhältnismäßig kurzer Zeit geleistet. Frankreich gebührt der Ruhm, durch eine großartige wissenschaftliche Expedition längs der afrikanischen Küste den ersten großen Beitrag zur Durchforschung der Tiefen des einst so gefürchteten Meeres geliefert zu haben. Nachdem schon im Jahre 1882 durch den Aviso „Le Travailleur“ Tiefenmessungen im Atlantischen Ozean vorgenommen worden, die sich bis zu den Kanarischen Inseln erstreckten, wurde am 1. Juni 1883 von Rochefort aus der „Talisman“ unter Kommando des Fregattenkapitäns Parfait abgeandt, um die von jenem begonnenen Arbeiten fortzusetzen. An Bord des Schiffes befanden sich mehrere vom Unterrichtsminister zur Teilnahme an der Expedition berufene Gelehrte, unter deren Leitung die Tiefseeforschungen zunächst an den Küsten Portugals und Marokkos, nachher an den Kanaren, Kapverden und Azoren stattfanden. Mit Hilfe vortrefflicher neuer Apparate wurden eine Menge unrichtiger Angaben auf den bisherigen Seekarten berichtigt, und durch die großartigen Sammlungen, welche der „Talisman“ heimbrachte, fand unsere Kenntnis der Pflanzen- und Tierwelt unter dem Meerespiegel eine überraschende Bereicherung. Ein auf dem „Talisman“ zur Verwendung gelangender Apparat,<sup>\*)</sup> welcher ermöglichte, sogar aus einer Tiefe von vielen tausend Metern die dort lebenden Tiere emporzuholen (siehe die Abbildung S. IV) leistete dabei vorzügliche Dienste.<sup>\*\*)</sup>

Nach den großartigen Ergebnissen der Expedition des „Talisman“ kann man fast behaupten, daß wir über den Meeresboden an der afrikanischen Küste nördlich vom Senegal besser unterrichtet sind, als über diese

\*) Man bediente sich auf dem „Talisman“ sorgfältig konstruierter Fangnetze. Wie fest dieselben waren, kann man daraus ersehen, daß z. B. am 27. Juni aus einer Tiefe von 905 Meter Seetiere im Gesamtgewicht von 250 Kilogramm emporgeholt wurden, ohne daß eine einzige der Maschen riß. Ein andermal wurde ein Block im Gewicht von 155 Kilogramm gehoben! Bis zu einer Tiefe von 3600 Meter bediente man sich eines Netzes von 3 Meter Länge, bei größeren Tiefen eines 2 Meter langen. Das Abrollen des Kabels, an welchem das Netz befestigt war, erfolgte mit einer Schnelligkeit von 100 Meter in der Minute, das Heraufholen des Netzes mit einer solchen von 40 Meter. An vielen Stellen wurde das Netz etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden auf dem Meeresboden nachgeschleift, zuweilen aber auch mehrere Stunden lang.

\*\*\*) Der in der größten Tiefe, 4255 Meter, gefangene Fisch war der *Bythytes crassus*. Die Expedition des Challenger hatte allerdings einen solchen aus einer Tiefe von 5019 Meter aufzuweisen: den *Bathyopsis ferox*. — Vergl. hierüber den Bericht des Mitgliedes der Expedition Prof. Filhol: *Explorations sousmarines, voyage du „Talisman“*; *La Nature* (1884) No. 555 u. f. und den Bericht des Kapitäns Parfait in den *Annales hydrographiques* No. 663.

Küste selbst. Es ist ein unwirtliches Land, das der Seefahrer zur Linken hat, wenn sein Schiff auf der Fahrt nach Süden das sogenannte Dunkelmeer durchzieht, wo die Luft mit jenem feinen Staub geschwängert ist, der schleierartig über dem Meere schwebt, und über dessen Ursprung man noch immer im unklaren ist, da ihn die einen für herübergewehten Sand der Sahara halten, während andere der Meinung sind, daß ihn der Passatwind von Südamerika herüberfähre. Die Haiische, welche das Schiff umkreisen, die fliegenden Fische, welche scharenweise über das Wasser dahinschweben, tragen nicht dazu bei, das düstere Bild anmutiger zu machen. Tosend und schäumend bricht sich die Brandung an der Küste, und wehe dem Schiff, welches hier von einem der furchtbaren Tornados überfallen wird! Der Schiffbrüchige, dem es wie durch ein Wunder gelänge, durch das Wüten der Brandung das Ufer zu erreichen, würde an der steilen, felsigen Küste noch furchtbarere



Tiefforschungen des „Talisman“.

Todeschrecken vor sich sehen, als jene, denen er entronnen. So weit das Auge zu sehen vermag, erblickt es hier nur kahle, traurige Öde, kein Strauch, kein Grashalm gedeiht hier zwischen dem Gestein und dem von den sengenden Sonnenstrahlen erhitzten Wüsten sand, und vergebens sucht der Verschmachtende nach einer Quelle, um seinen Durst zu löschen. Landeinwärts, nach Osten dehnt sich die Wüste aus, die Sahara, die hier ihren äußersten Ausläufer bis zum Meere vorsendet, und auch südwärts müßte der an diese Küste Verschlagene tagelang durch wasserlose Gegend weiter wandern, bevor er einen minder unwirtlichen Landstrich erreichte. Erst beim Kap Blanc senken sich die Felsendämme der Küste, der Strand wird allmählich flacher, und in der Nähe des Senegal drängt endlich fruchtbarer Boden den Wüsten sand zurück. Zu all den Schrecknissen, welche die Natur an dieser Küste gehäuft hat, gesellen sich auch noch die Gefahren, welche von seiten der eingeborenen

räuberischen Bevölkerung drohen, von den nomadisierenden Maurenstämmen, welche hier mitten zwischen den marokkanischen und französischen Besitzungen, keinen Oberherrn anerkennend, ein ungebundenes Räuberleben führen, ein Stamm dem andern feind und im ewigen Kampf ums Dasein mit dem Recht des Stärkern den schwachen Nachbar von seinen Weidegründen verdrängend.

Das ist — vom Meere und vom Lande aus — das Bild der nächsten Umgebung der ersten europäischen Kolonie an der westafrikanischen Küste, durch welche wir den Leser im folgenden Abschnitt geleiten wollen. Wohl tost und stürmt dort das Meer noch immer und schleudert schaumgekrönte Wellenmassen gegen die wenig einladend aussehenden Ufer, aber schon eine kurze Strecke landeinwärts ändert sich nun das Landschaftsbild. Wir sehen endlich wieder bebauten Land vor uns, Dörfer der Eingeborenen zwischen Bäumen und Gebüschen verborgen, und die Ufer des mächtigen Stromes, der hier in den Ozean mündet, sind von üppiger Vegetation umgeben. Das stürmische Meer, die wasserlose Wüste liegen hinter uns, und ein von der Natur reich ausgestattetes Gebiet, in dem sich bereits die Segnungen europäischer Kultur von Jahr zu Jahr mehr geltend zu machen beginnen, ladet uns zur Wanderung ein.



*Anona senegalensis.*



Markt in Guet Udar bei Saint-Louis.

## Senegambien.

Das Interesse, welches die Westküste Afrikas heute in Deutschland erweckt, ist bei unseren Nachbarn jenseits des Rheins schon vor mehreren Jahren rege geworden. Immer mehr wandte sich in Frankreich die allgemeine Aufmerksamkeit den Ufern des Senegal zu, und große Ziele begannen die öffentliche Meinung zu beschäftigen. Vom Senegal aus wollte Frankreich als Träger der Kultur in das Herz Afrikas dringen, durch die Schienenstränge der Eisenbahn den reichen Sudan dem Welthandel erschließen. Forschungsreisen und militärische Expeditionen lüfteten immer mehr den Schleier, welcher über dem Innern des Landes lag. Heute weht die französische Flagge bereits in einer Entfernung von 1200 Kilometern von der Küste im Fort Kita, und der Kaufmann, der noch am Ende der fünfziger Jahre sogar in der unmittelbarsten Nähe von Saint-Louis den Erpressungen hochmütiger Häuptlinge schutzlos preisgegeben war, fährt nun mit seinen Waren sicher und ungefährdet hunderte von Kilometern stromaufwärts. Kapitän Gallieni, der zur Erforschung des Innern ausgesandt wurde, ist bis Segou vorgedrungen und mit dem dort residierenden Sultan wurde ein Vertrag geschlossen, durch welchen alles Land am oberen Niger bis Timbuktou unter französisches Protektorat gestellt wurde.

Noch wenige Jahre gleicher Thätigkeit, und Frankreichs Einfluß wird sich in der alten Königsstadt Timbuktu ebenso geltend machen, wie er sich schon im Nachbarlande Geltung verschafft hat, und dann wird auch die Frage des Eisenbahnbaues, so wenig günstig augenblicklich die Aussichten derselben zu sein scheinen, mit unwiderstehlicher Macht sich in den Vordergrund drängen. Eine großartige Perspektive eröffnet sich dem Blick: weite, reiche Länderstrecken mit zahlreicher Bevölkerung, hineingezogen in den friedlichen Verkehr der zivilisierten Völker, zur Hebung der Schätze des „dunkeln Erdteils“!

Lange Zeit hat es gedauert, bevor man in Frankreich die Wichtigkeit des Hinterlandes erkannte, dessen Schlüssel man in der Senegalmündung in Händen hatte. Es schreckte nicht nur die feindliche Bevölkerung des Binnenlandes von weiterem Vordringen ab — schon die Küste selbst bot ein nichts weniger als einladendes Bild. An der Eigentümlichkeit der West- und Ostküste Afrikas, an dem Mangel guter Häfen leidet auch Senegambien. Statt derselben trifft der Seefahrer überall gewaltige Brandung und Wogendrang, und vor der Mündung des Senegal lagert eine wegen ihrer Gefährlichkeit berühmte Barre, deren Sandmassen sich in ununterbrochener Bewegung befinden und den Strom oft wochenlang für den Verkehr absperren, so daß Schiffe weder ein- noch auslaufen können. Leichte Dampfer gelangen zwar über die Barre ohne Gefahr hinweg, aber Segelschiffe haben — namentlich in den Monaten Januar, Februar und März — mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und Schiffe von mehr als 12 Fuß Tiefgang können die Barre überhaupt nicht passieren. Der Brandungsraum ist etwa 500 Schritte breit. Mit rasender Gewalt schleudert die Brandung die schaumbedeckten Wassermassen gegen das Ufer, und selbst die kühnen Piroguiers der senegambischen Küste, welche von Jugend auf mit allen Tücken ihrer See vertraut sind, bedürfen oft all ihrer Kaltblütigkeit, um die Nufschalen, in denen sie zum Fischfang ausziehen, durch das Wogengebraus glücklich hindurchzuleiten.

Die große Beweglichkeit der Sandmassen der Barre, durch welche das Fahrwasser tagtäglich sich ändert, zwingt zu täglichen Sondierungen des Meeresbodens. Schon am frühen Morgen beginnen die Piloten die neue Fahrstrecke abzustechen. Statt des bei der heftigen Strömung unbrauchbaren Bleilots mit langen Hafenstangen ausgerüstet, erforschen sie die tiefsten Stellen des Wassers und bezeichnen dieselben durch verankerte Tomen. Der Gouverneur in der etwa 16 Kilometer von der Mündung entfernten Stadt Saint-Louis wird dann telegraphisch benachrichtigt, ob die Barre „gut“ oder „schlecht“ ist, und noch mehrmals im Laufe des Tages wird er von dem Stand der Barre in Kenntnis gesetzt.

Die Barre vor der Senegalmündung ist aber nicht die einzige Schwierigkeit, gegen welche die Handelsfahrzeuge anzukämpfen haben; auch der Fluß selbst bietet derselben in Menge. Während der trockenen Jahreszeit können Schiffe, welche die Barre durchbrochen haben, nur bis Masou, etwa 60 Kilometer oberhalb Podor gelangen. Ende April beginnt der Fluß zu steigen. Vom 15. Juli bis 1. November können Schiffe von größerem Tiefgang schon bis Bakel fahren, und vom 1. August bis 1. Oktober können sie Medine erreichen. Nach dem 15. November aber wird der Fluß bei Masou wieder unpasseierbar, und der Handelsverkehr zwischen Podor und Bakel bleibt kleinen Booten überlassen, welche nicht mehr als 30 Centimeter Tiefgang haben<sup>1)</sup>. Am so reger ist der Verkehr auf dem Flusse während jener Monate, in denen die Schifffahrt eröffnet ist. Da kommen aus Frankreich, England, den Niederlanden und anderen Ländern Schiffe an, welche europäische Waren bringen, kleine Dampfer der Handelshäuser von Saint-Louis dampfen stromaufwärts, und die weißen Segel der Piroguen schimmern auf der Flut. Die Piroguen sind eines der wichtigsten, unentbehrlichsten Verkehrsmittel auf dem Senegal. Die Kaufleute von Saint-Louis pflegen mit den Captots<sup>2)</sup>, welche Eigentümer einer Pirogue sind, eine Art Trödelkontrakt abzuschließen und ihnen Waren zu übergeben, welche

1) Ernest Fallot, Histoire de la colonie française du Sénégal. Paris, Challamel aîné 1884. Seite 160.

2) Schwarze Flußmatrosen; nicht zu verwechseln mit den als Matrosen sehr geschätzten Seeleuten, die meist aus Guet War kommen und eine streng abgeschlossene Kaste bilden.

sie gegen Landesprodukte umtauschen sollen. In schwer beladener Pirogue fährt dann der Laptot stromaufwärts. So lange der Wind günstig ist, geht die Fahrt leicht von statten, wenn aber dieser nicht als Triebkraft benutzt werden kann, muß der Laptot zum Ruder greifen, und an Stellen mit starker Strömung muß er zum Ziehseil seine Zuflucht nehmen und sein Boot längs des Ufers stromaufwärts ziehen. So legt er oft hunderte von Meilen zurück, und wenn er nach wochenlangem Reise sich in Saint-Louis wieder einfindet, ist seine Pirogue mit eingetauschten Landesprodukten aller Art gefüllt, welche er — ebenso wie die nicht abgesetzten Waren — getreulich seinem Auftraggeber abliefert.

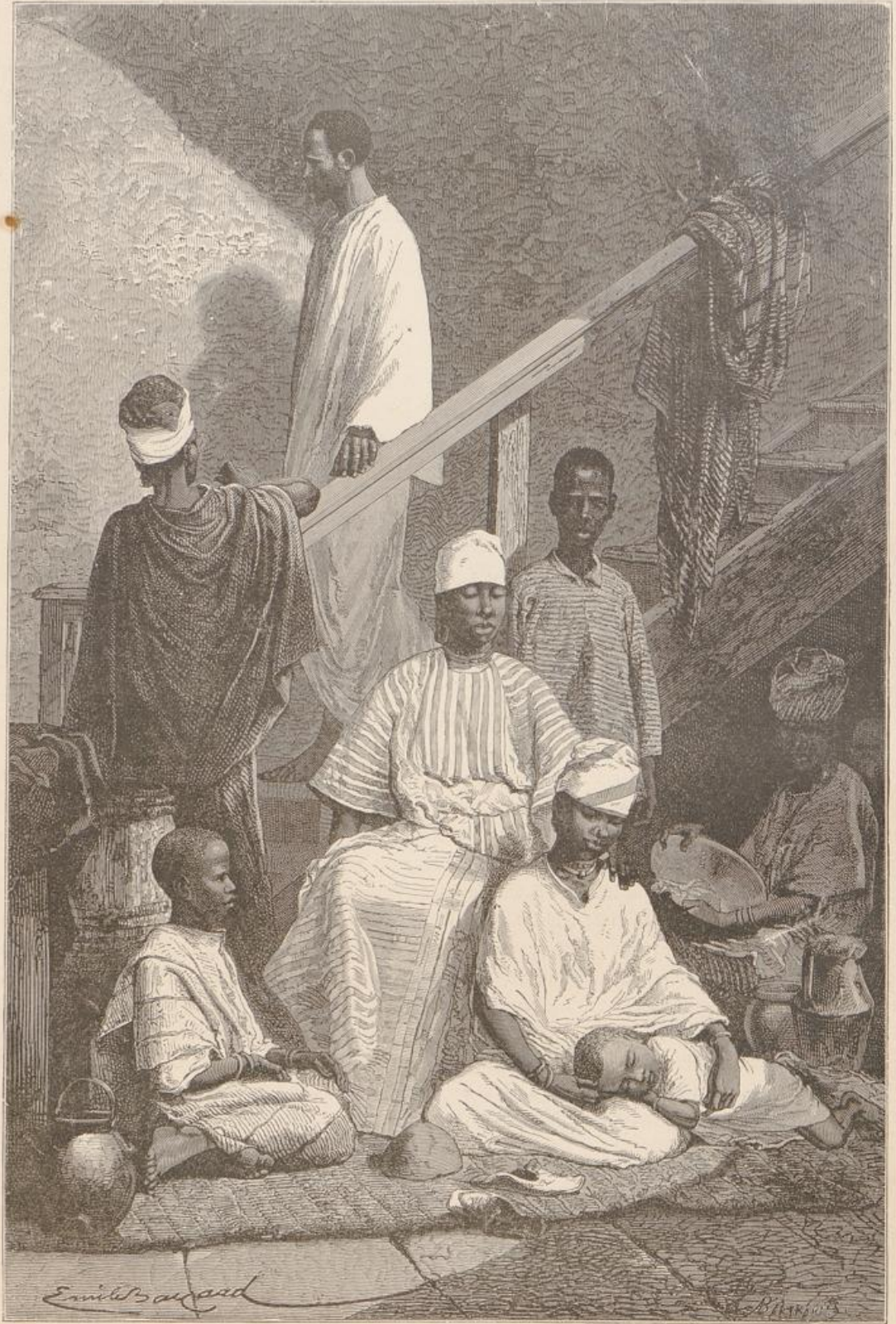
So strömen die verschiedenartigsten Erzeugnisse des Binnenlandes in Saint-Louis zusammen. Aus dem fernsten Innern kommt Gold, meist schon zu Armbändern oder Ringen verarbeitet, die Wäldungen zwischen Medine und Bakel liefern Ebenholz, die Umgebung des letztern Ortes vorzüglich Indigo, der hier zweimal jährlich geerntet wird, trotzdem der Anbau ein sehr primitiver ist. Aus den Provinzen Walo und Futa kommen Gold und Straußenfedern, welche letzteren jedoch von Jahr zu Jahr weniger exportiert werden. Dagegen ist die Baumwolle, welche überall wild wächst, ein wichtiger Handelsartikel, da auch in Senegambien, wie überhaupt an der ganzen Westküste Afrikas, die Schafwolle sehr schlecht ist. Außerdem bringen die den Senegal abwärts fahrenden Dampfer und Piroguen Eisen, welches in der Kolonie in großen Mengen gefunden wird, Elfenbein und Wachs, Erdnüsse, Mais, Reis, Tabak, der in einzelnen Gegenden als Tauscheinheit gilt (ein Tabakkopf = 6 bis 7 Blätter) u. s. w.<sup>3)</sup> Der einträglichste Handelsartikel ist aber der Gummi, von welchem in manchen Jahren schon über 5 Millionen Kilogramm exportiert wurden. Im Jahre 1760 betrug der Export nur etwa 900 000 Kilogramm und war 1827 infolge einer schlechten Ernte sogar auf 615 504 Kilogramm gesunken, aber seitdem ist er ständig gestiegen, obwohl auch die Preise, welche der Gummi auf den senegambischen Märkten erzielte, rasch in die Höhe gingen. Von 28 Livres, welche der Zentner im Jahre 1715 an Ort und Stelle kostete, war der Preis im Jahre 1857 schon auf 45 franks gestiegen.<sup>4)</sup> Der Gewinn der europäischen Kaufleute ist trotzdem noch ein sehr großer, da der Preis nicht in barem Gelde, sondern in Waren erlegt wird, an denen der Kaufmann ohnehin schon 100 Prozent verdient.

Dieser Haupt handelsartikel Senegambiens kommt aber nicht aus den unter französischem Einfluß stehenden Gebieten, sondern von jenseits des Senegal, aus den Ländern der Mauren. Die Stämme derselben sind den Franzosen feindlich gesinnt, und es ist noch gar nicht lange her, seit sie durch blutige Niederlagen gezwungen worden sind, die Raubzüge auf das linke Ufer des Flusses sich abzugewöhnen. Der Gummihandel hängt trotzdem noch heute von der Fortdauer friedlicher Beziehungen zwischen Mauren und Franzosen ab, und der Gummi würde sofort vom Markte von Saint-Louis verschwinden, wenn jene ein Ende fänden. Einen Aufschwung des Gummihandels hindert überdies die Trägheit der Mauren, die durch nichts zu bewegen sind, die Zahl der Bäume, welche den geschätzten Saft<sup>5)</sup> liefern, durch Neupflanzungen zu vermehren. Sie sind sogar zu träge, den ihnen ohne alle Anstrengung zufallenden Ertrag der Gummibäume selbst einzuernten, und haben sich seit jeher die dazu nötigen Arbeitskräfte durch Einfälle in die Negergebiete verschafft, deren männliche Bevölkerung sie in die Sklaverei schleppten. Den von den Sklaven eingesammelten Gummi brachten sie dann an die Escales zu Markte und tauschten für denselben verschiedene europäische Produkte ein, die sie nicht selbst zu erzeugen vermögen. Ein Gummibaumwald bildet daher ein kostbares Besitztum, und

3) Siehe das weiter unten über den Handel von Saint-Louis Gesagte.

4) Journal du Sénégal vom 7. Juli 1857.

5) Béranger-Féraud giebt folgende, von der bisherigen Annahme abweichende Erklärung der Entstehung des Gummi. Eine Schmarotzerpflanze, welche die Eingeborenen Cobb nennen, so erzählt er, werde vom Winde auf die Akazien geweht, wo sie sich festsetze, ihre Wurzeln in die Rinde des Baumes treibe und diesem die zu ihrem Fortkommen nötige Feuchtigkeit entziehe. Um die Stelle, an welcher sie ihre Wurzeln in die Rinde gesenkt, bilde sich auf dem verletzten Ast eine Art eiterndes Geschwür, aus welchem der Gummi in mehr oder minder großen Tropfen hervorquillt. — Vergl. L. J. B. Béranger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie, Paris, Ernest Lérout, 1879, Seite 109.



Familie in Saint-Louis.



Woloff-Krieger

es ist leicht erklärlich, daß sich die einzelnen Stämme den Besitz eines solchen in erbitterten Kämpfen streitig machen. Solch ein Wald gilt als geheiligt, und wehe dem Fremdling, der es wagen würde, dort einen Zweig zu brechen oder heimlich Gummi einzusammeln: der Zorn des Himmels würde ihn treffen, wenn ihn nicht schon vorher die irdische Gerechtigkeit ereilte. Der Wald ist Eigentum des ganzen Stammes<sup>6)</sup>, und zur Zeit der Ernte kommt derselbe herangezogen, schlägt bei einem nahen Brunnen sein Lager auf und treibt die Sklaven zur Arbeit.<sup>7)</sup> Obwohl üppig wüchsernde Schlinggewächse und Dornengestrüpp die Arbeit sehr erschweren, schreitet dieselbe doch rasch vorwärts, denn die Mauren verstehen sich vortrefflich darauf, ihre Sklaven anzuspornen. Der Gewinn des Einzelnen hängt von dem Fleiße seiner Sklaven ab, da ihm soviel von der Ernte gehört, als er einzusammeln vermag, und deshalb werden die armen Neger von ihren habgierigen Herren mit barbarischer Strenge zum Aufgebot ihrer äußersten Kräfte gezwungen. Lebensmittel mitzunehmen ist ihnen streng untersagt, und so treibt sie denn der Hunger zu vermehrter Thätigkeit, um bald den mitgenommenen Ledersack mit Gummistücken zu füllen und in das Lager zurückkehren zu können.

Sobald die Ernte beendet ist, wird das Lager abgebrochen, und der Stamm begiebt sich nach einem der Marktplätze. Der Verkauf des Gummi ist jetzt an keinen bestimmten Ort gebunden, aber noch vor einigen Jahrzehnten fand er nur auf drei Märkten statt, welche *Escales* genannt wurden. Europäer wurden zu diesen Märkten nicht zugelassen, und da der Verkauf von Gummi außerhalb der *Escales* aufs strengste verboten war, sahen sich alle fremden Kaufleute gezwungen, sich der Vermittelung einheimischer Unterhändler (*traitants*) zu bedienen, wodurch die Ware ungemein verteuert wurde. Man hat berechnet, daß die Unterhändler den Kaufleuten in Saint-Louis jährlich etwa 1½ Millionen franks kosteten. Der Zwang, sich der Unterhändler zu bedienen, war jedoch unter den vielen Plackereien, denen der französische Kaufmann am Senegal ausgesetzt war, die geringste. Viel drückender waren die Abgaben, welche unter dem Namen *Coutumes* nicht nur von den maurischen Fürsten, sondern von jedem Dorfhäuptling, an dessen Gebiet ein mit Waren beladenes Schiff vorüberfuhr, erhoben wurden. Ein Schiff, das an einer der *Escales* vor Anker gehen wollte, mußte die Erlaubnis mit 600 franks erkaufen, und die maurischen Fürsten, welche auf den Märkten die Aufsicht führten, ließen sich große Summen für einen Schutz zahlen, den sie thatsächlich nie gewährten. Der Kaufmann mußte vielmehr stets darauf gefaßt sein, daß die Mauren sein Schiff auf der Heimfahrt anhielten und ihm den gekauften Gummi abnahmen, und er konnte sich noch glücklich schätzen, wenn die Räuber ihm das nackte Leben ließen.

Auf Schutz seitens ihrer Regierung konnten die Kaufleute nicht rechnen, denn diese war froh, wenn sie Verwickelungen mit den Königen und Häuptlingen am Senegal vermied. Sie stand zu dem Häuptling des kleinen Dorfes Sor, zu dessen Gebiet die Insel gehörte, auf welcher Saint-Louis erbaut worden, in dem Verhältnis eines Pächters oder Mieters, und zahlte ihm Tribut. Außerdem zahlte sie jährlich Tribut an die Fürsten der auf dem rechten Senegalufer wohnenden Maurenstämme, der *Trarsas*, *Brafnas* und *Duäisch*, an den König von *Cayor*, an die Häuptlinge von *Walo*, *Dimar* und *Gandiaga*, die *Mmamys*<sup>8)</sup> von *Futa*, *Bondu* u. s. w. Wie die Kaufleute die Gunst der Dienerschaft der Fürsten durch Geschenke sich zu sichern suchten, so wurde dieselbe auch in den Verträgen, durch welche der von der französischen Regierung zu zahlende Tribut festgestellt wurde, nicht vergessen. In einem zwischen dem Roi de France und dem *Braf* von *Walo* geschlossenen Vertrag hieß es: „Die Regierung wird dem *Braf* von *Walo* zehn Flaschen Brauntwein entrichten u. s. w. . . . seinem Diener zwei Flaschen Brauntwein und eine Stange Eisen; der Prinzessin *Gimbotte* einen kleinen Koffer,

6) Vize-Admiral *fleuriot de Langle* erwähnt Gummiwälder: in *Sahel*, 20 *Lienes* östlich von *Portendik*, in *Dubar*, 25 *Lienes* von *Kap Mirid*, in *El fata* und *Tagant*. *Croisières à la côte d'Afrique*; *Le Tour du Monde*, Band XXIII, Seite 324. — *Bérenger-Féraud*, *Les peuplades etc.* Seite 110.

7) *Carrère et Paul Holle*, *La Sénégambie*.

8) *Mmamys* heißen in *Futa* die Häuptlinge, während sie in *Walo* den Titel *Braf* führen.

ein Stück Musselin, 4 Flaschen Brantwein, 10 Rollen Tabak und 500 Gramm Gewürznelken; ferner zu ihrem Lebensunterhalt (pour sa ration de vivres) eine dame-jeanne (50 bis 60 Liter) Brantwein.<sup>9)</sup>

Solche Tributzahlungen, in welchen die Einheimischen nur ein Zeichen von Schwäche sahen, diskreditierten den französischen Namen, und der Umstand, daß bei blutigen Zusammenstößen mit den Eingeborenen die Überlegenheit europäischer Truppen den Franzosen keineswegs stets den Sieg sicherte, trug auch nicht dazu bei, die Häuptlinge mit Respekt zu erfüllen. Zwei Offiziere und fünfzig Soldaten wurden einst umzingelt und niedergehauen, und außerhalb der Verschanzungen war überhaupt kein französischer Soldat seines Lebens sicher, da die Eingeborenen immer verwegener wurden und ihre Raubzüge bis unter die Kanonen des Forts ausdehnten. Nicht einmal in dem Fahrwasser an ihrer Insel waren die Franzosen Herren, und sie mußten die Erlaubnis, in dem Flußarm mit Booten zu fahren, durch einen besondern Tribut erkaufen. Die Furcht, in einen langwierigen Krieg verwickelt zu werden, dessen Ende nicht abzusehen war, hielt die Gouverneure von Saint-Louis von strengen Maßregeln zurück und ließ sie immer wieder zu Unterhandlungen ihre Zuflucht nehmen. Höchstens sandten sie, wenn die Schwarzen es zu toll trieben, ein Kanonenboot aus, um irgend ein am Ufer gelegenes Dorf zu bombardieren, wodurch jedoch, da die Einwohner sich rechtzeitig flüchteten, und die Strohhütten leicht wieder aufgebaut werden konnten, niemals großer Schaden verursacht wurde<sup>10)</sup>.

Der gefürchtetste Nachbar der Niederlassung war der mächtige Fürst der Trarzas. Durch seine Habgucht und Willkür hatten die Kaufleute am meisten zu leiden. Er erhob Zölle in Guet U'dar, einem Saint-Louis gegenüber auf dem Festlande gelegenen Dorfe, und die Kaufleute mußten ihm überdies für die Erlaubnis, in seinem Gebiet Handel zu treiben, hohe Abgaben zahlen. Für je 1000 kg gekauften Gummi zahlte ihm der Kaufmann zwei Guineen<sup>11)</sup>; dazu kamen eine Menge Abgaben unter den verschiedenartigsten Vorwänden, die willkürlich auferlegt und erhöht wurden, so z. B. zwei Stück Guineen für das Abendessen des Fürsten und verschiedene kleine Ausgaben desselben, 1/2 Stück für seine Gemahlin, für das Abendessen des Ministers 2 Stück, außer welchen dem letztern noch allabendlich eine Schüssel Reis geliefert werden mußte. Wenn der Kaufmann die Entrichtung dieser Abgabe versäumte, mußte er 3 1/2 m Guinee Strafe zahlen. Verweigerung der Abgabe hatte sofort das Verbot des Handels zur Folge.

Solche Zustände konnten sich nur dadurch entwickeln, daß der Kolonie seitens des Mutterlandes lange Zeit fast gar keine Beachtung geschenkt wurde. Kühne normannische Seefahrer hatten das gefürchtete Kap Bojador (welches den Seefahrern des Mittelalters ebenso als das Ende der Welt galt wie Griechen und Römern die Säulen des Herkules) im Jahre 1364 umschifft, waren bis zum Kap Verd vorgedrungen, das von ihnen seinen Namen erhielt, und segelten dann die Küste Guineas entlang weiter bis zur Nigermündung. Die wertvollen Waren, welche sie von dieser Reise mitbrachten, bewogen die Kaufleute von Dieppe und Rouen zur Gründung einer Handelsgesellschaft, welche die Ausbeutung der entdeckten neuen Handelsgebiete bezweckte. Eine Menge Faktoreien wurden an der Küste von Guinea gegründet, außerdem eine am Kap Verd und vielleicht auch eine am Gambia. Alle diese Niederlassungen fielen während der Kriege, von denen Frankreich im 14. Jahrhundert verheert wurde, in die Hände der Portugiesen, die sich eine päpstliche Bulle zu verschaffen wußten, durch welche die ganze westafrikanische Küste ihnen ausschließlich zuerkannt wurde. Als die Franzosen später wieder an der Küste erschienen, verwehrten ihnen die Portugiesen auf Grund ihrer Bulle den Handel mit den Eingeborenen, und die Franzosen mußten sich denselben mit Waffengewalt erzwingen. Sie errichteten, um im Lande wieder

9) Voyages et expéditions au Sénégal; Le Tour du Monde, Band III, Seite 20.

10) Raffeneil, Nouveau voyage dans le pays des nègres, Band I, Seite 29.

11) Die indischen Guinees (ein blauer Baumwollstoff) waren früher das einzige Tauschmittel in Senegambien, und heute noch gilt, obwohl das französische Fünffrankenstück sich immer mehr einbürgert, im Bezirk von Saint-Louis die Pièce de Guinée (= 15 Meter) als Werteinheit. In neuerer Zeit sind die indischen Stoffe vielfach durch billigere europäische verdrängt worden, trotzdem diese jenen weder an Schönheit der Muster noch an Dauerhaftigkeit gleichkommen. Wir werden an anderer Stelle ausführlicher über die Einfuhr solcher Fabrikate aus England, Belgien und der Schweiz sprechen.

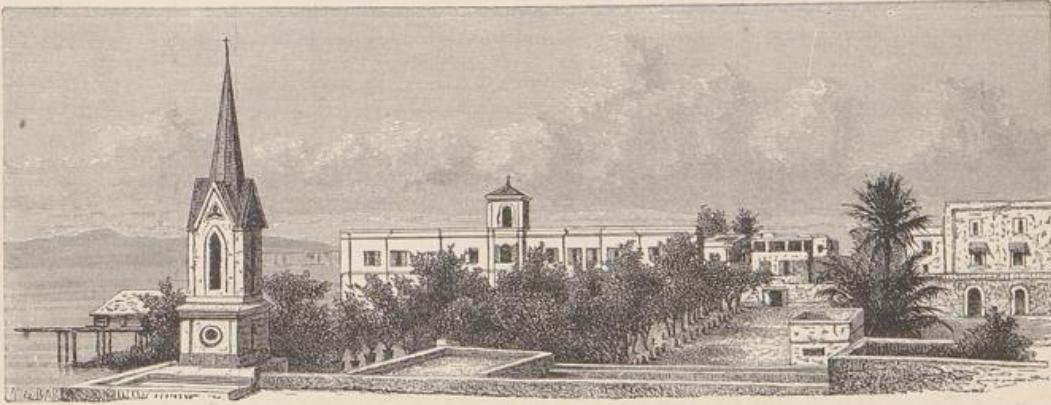
festen Halt zu gewinnen, eine Faktorei auf der in der Senegalmündung gelegenen kleinen Insel Vocos, welche später nach der Insel Saint-Louis verlegt wurde. Als dann am Anfang des 17. Jahrhunderts die Herrlichkeit des großen portugiesischen Kolonialreiches ihr Ende erreichte, begannen die Franzosen am Senegal wieder Fortschritte zu machen. Schon 1617 hatten die Holländer den Portugiesen Gorée abgenommen und sich später am Kap Blanc festgesetzt; beide Niederlassungen wurden im zweiten Kriege Ludwigs XIV. gegen die Niederlande von den Franzosen besetzt, denen sie 1678 im Frieden von Nymwegen definitiv abgetreten wurden.

Colbert, der große Reorganisator Frankreichs, wurde nun auch der Begründer einer neuen französischen Kolonialpolitik. Er überließ sämtliche Kolonien zwei großen Aktiengesellschaften, der westindischen und ostindischen Kompagnie, deren erstere das Monopol des Handels auf dem Festlande von Amerika, auf den Antillen und an der Westküste Afrikas erhielt. Da man aber bald erkannte, daß der Wirkungskreis der Kompagnie ein zu ausgedehnter war, teilte Colbert das ihr überlassene Gebiet, und Senegambien wurde bei dieser Teilung einer neuen Gesellschaft überwiesen, welche sich afrikanische Kompagnie nannte, aber noch weniger Erfolge erzielte als ihre Vorgängerin und bald bankrott war. Es wollte nicht gelingen, den Handel an der senegambischen Küste zur Blüte zu bringen. Nicht weniger als acht privilegierte Gesellschaften<sup>12)</sup> versuchten dort von 1664 bis 1791 ihr Glück, aber infolge schlechter Organisation und der Unredlichkeit ihrer Beamten machten fast alle Bankrott oder waren zur Liquidierung gezwungen. Einen vorübergehenden Aufschwung nahm der Handel nur, als André Brûe in den Jahren 1697 bis 1702 und 1714 bis 1720 Leiter der Kolonie war. Als er sein Amt antrat, befahl die Kompagnie an der Küste nur zwei Komptoirs, Saint-Louis und Gorée. Die hohe Wichtigkeit des Senegal erkennend, beschloß Brûe seine Erforschung: er drang bis zu den Felu-Katarakten vor, gründete die Forts Saint-Joseph und Saint-Pierre, das letztere am Saleme, das erstere am Zusammenfluß des Saleme und Senegal, schloß Handelsverträge mit den an den Ufern beider Flüsse wohnenden Völkern und sandte dann eine Expedition über die Felu-Katarakte hinaus nach Bambouk, von dessen Goldreichtum man bis dahin nur ungewisse Kunde hatte; nach Süden drang er bis zum Gambia vor, wo er mitten zwischen den englischen Niederlassungen Fuß faßte, zwang die Portugiesen zur Abtretung der Insel Bissao und ließ sich von den Eingeborenen die Insel Bolam abtreten. Leider war es ihm nicht vergönnt, die großartigen Kolonisationspläne, die ihm vorschwebten<sup>13)</sup>, zur Ausführung zu bringen, und unter seinen unfähigen Nachfolgern ging alles, was er geschaffen, zu Grunde. Dann kam der siebenjährige Krieg, während dessen die Engländer sich fast aller überseeischen Besitzungen Frankreichs bemächtigten und 1758 auch Saint-Louis und Gorée besetzten. Gorée wurde 1760 im Pariser Frieden an Frankreich zurückgegeben, Saint-Louis dagegen erst während des amerikanischen Freiheitskrieges durch ein an die Küste gesandtes Expeditionskorps unter dem Herzog von Lauzun am 30. Januar 1779 wieder besetzt. Die während dieses Krieges errungenen Erfolge, durch welche alle englischen Besitzungen am Gambia und an der Sierra-Leone-Küste den Franzosen in die Hände fielen, machten diese zur ersten Handelsmacht an der Küste, doch nur für kurze Zeit, denn in den fast ununterbrochenen Kriegen, welche die Republik und das napoleonische Kaiserreich gegen England führten, wurden alle französischen Besitzungen an der Westküste verloren. Englands Hoffnung, die wertvolle Beute behalten zu können, ging jedoch nicht in Erfüllung, denn der Wiener Friede gab Frankreich seine senegambischen Besitzungen zurück. Obwohl England als Entschädigung das Recht eingeräumt wurde, nördlich vom Senegal in Portendik eine Station zum Handel mit den Mauren zu errichten, trennte es sich doch so schwer vom Senegalgebiet, daß es daselbe erst anderthalb Jahre nach dem Friedensschluß räumte.

12) 1) Compagnie des Indes Occidentales, 1664 bis 1672; 2) Compagnie d'Afrique, 1681 bankrott; 3) Compagnie du Sénégal, liquidiert 1694; 4) Compagnie de Paris, liquidiert 1709; 5) Compagnie de Rouen, verkauft 1719 ihr Privileg an 6) Compagnie de l'Occident ou des Indes (eine Gründung Law's), welche 1758 Bankrott macht; 7) Compagnie de la Guyane, gegründet 1784, kommt nicht dazu, ihr Privileg anzubenten, und verkauft es an 8) Compagnie de la Gomme, welche später den Namen Compagnie du Sénégal annimmt und 1791 aufgehoben wird.

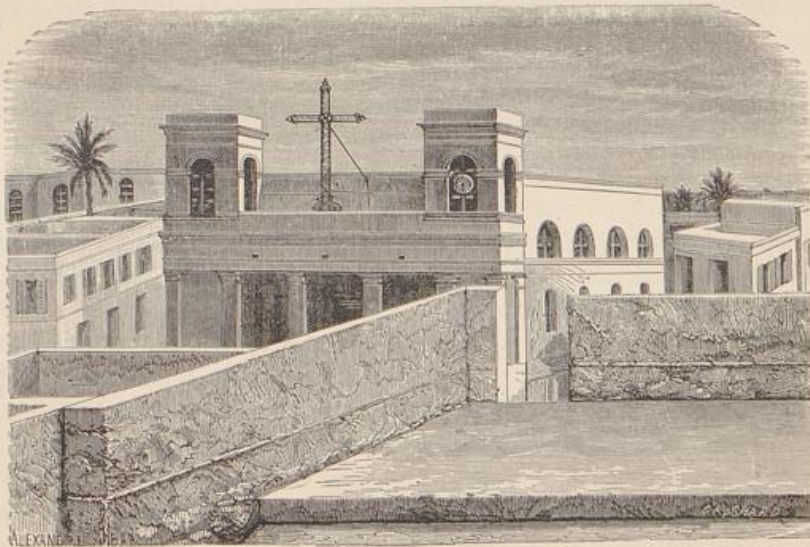
13) Berlioux, André Brûe et l'origine de la colonie française du Sénégal.

Der Zustand, in welchem Frankreich seine Kolonie übernahm, war kein erfreulicher. Die von Brille errichteten Forts Saint-Joseph und Saint-Pierre waren längst verlassen, die Komptoirs von Joal, Portudal und Rufisque waren aufgegeben worden, das nur noch von Schwarzen und Mulatten bewohnte Gorée seiner frühern Bedeutung als Handelsplatz völlig beraubt, der Verkehr mit dem Innern ins Stocken geraten. Durch



Kloster der Schwestern vom heiligen Joseph in Saint-Louis.

die infolge der Erklärung der Menschenrechte dekretierte Aufhebung der Sklaverei verlor dann Senegambien überdies noch seinen wichtigsten Handelsartikel, die Menschenware, das „Ebenholz“, wie der Geschäftsausdruck für die von den Sklavenhändlern gekauften Neger lautete. Der Eifer, mit dem die englische Regierung die



Kathedrale in Saint-Louis.

philanthropischen Bestrebungen Wilberforces unterstützte, mag wohl zum guten Teil dem Wunsche entsprungen sein, den Handel der Kolonie, die sie sich nicht erhalten konnte, zu schädigen, aber Frankreich hielten keine egoistischen Rücksichten von der Durchführung einer Maßregel ab, welche die Humanität forderte, und strenge Gesetze wurden zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Westküste Afrikas erlassen. Der Lohn blieb

nicht aus: was der Ruin seiner Kolonie werden sollte, wurde im Gegenteil die Grundlage einer segensreichen Entwicklung derselben, denn das Aufhören des Sklavenhandels zwang die eingeborene Bevölkerung, sich nach anderen Erwerbsquellen umzusehen.

An die Stelle der Monopolwirtschaft, welche bisher der ärgste Hemmschuh des Gedeihens der Kolonie gewesen, trat mit dem Jahre 1817 der Freihandel, und die Gouverneure fanden sich auch nicht mehr auf Schritt und Tritt durch eine mit Vorrechten ausgestattete Kompagnie gehemmt. Der erste Gouverneur, den Senegambien nun erhielt, Oberst Schmalz, brachte den besten Willen mit, der herabgekommenen Kolonie wieder aufzuhelfen, und er hoffte dieses Ziel durch Erschließung der natürlichen Hilfsquellen des Landes zu erreichen. Senegambien mußte imstande sein, gar manche Produkte der Tropen zu erzeugen, welche Engländer, Portugiesen und Holländer zu hohen Preisen auf den Markt brachten: Kaffee, Tabak, Indigo, Baumwolle und andere Nutzpflanzen. Oberst Schmalz sah sich daher in der Nähe von Saint-Louis nach Grund und Boden um, der zum probeweisen Anbau dieser Pflanzen geeignet war, und er erlangte im Jahre 1819 von dem Fürsten von Walo die Abtretung eines Landstriches auf dem linken Flussufer, wo die Scharen der Kolonisten, welche durch die Verheißungen der Regierung herangelockt wurden, angesiedelt werden sollten. Zum Schutze derselben wurde das Fort Dagana angelegt, aber dieser Schutz erwies sich nur zu bald als ungenügend. Die benachbarten Maurenstämme, die Trarjas und Brabras, sowie die auf dem linken Senegalufer wohnenden Peulhs betrachteten mit mißtrauischen Blicken die neue Niederlassung und wollten nicht dulden, daß die Franzosen sich an der Grenze ihrer Gebiete festsetzten. Sie vereinigten sich zur Vertreibung der Fremden und drangen mordend, fegend und plündernd in Walo ein. Oberst Schmalz sandte ihnen schleunigst Truppen entgegen, und nach blutigen Kämpfen kam ein Friede zustande, in welchem Frankreich die Ansprüche der Mauren auf Walo anerkannte, diese aber die Kolonisierung des Landstrichs gestatteten. Im Juni 1821 konnten endlich die Kolonisten ihre Arbeit beginnen, und nun entstand rasch eine lange Reihe von Plantagen, die sich am linken Ufer von Saint-Louis bis Dagana hinzogen. Die Regierung unterstützte die Kolonisten in der ausgiebigsten Weise, überließ ihnen nicht nur unentgeltlich den Grund und Boden, sondern stattete sie auch noch reichlich mit Aussaat, den zum Plantagenbau nötigen Gerätschaften und mit Proviant für längere Zeit aus. In sehr günstiger Lage wurde ein großer botanischer Garten (jardin d'acclimatation) angelegt, dessen Leitung man einem tüchtigen Gärtner, Herrn Richard übertrug, nach dem sie Richard Toll (d. i. Richards Garten) benannt wurde.

Gleichzeitig mit dem Kolonisationsversuch unternahm die Regierung einen Versuch zur Neuanknüpfung der Handelsverbindungen mit dem obern Senegal. Im Jahre 1820 wurde eine Flottille stromaufwärts gesandt, um das verlassene Fort Saint-Joseph wieder aufzubauen. Das Fallen der Wasser des Flusses, welches früher eintrat, als man erwartet hatte, verhinderte zwar die Flottille, ihr Ziel zu erreichen, aber der die Expedition leitende Offizier wollte nicht völlig unverrichteter Sache zurückkehren und errichtete daher an der Stelle, bis zu welcher er vorgedrungen war, ein Fort, welches den Namen Bakel erhielt und dank seiner günstigen Lage auf einem Uferfelsen ein wichtiger Stützpunkt der Franzosen wurde. Weitere Versuche, stromaufwärts zu dringen, wurden nicht unternommen, denn das Interesse der Regierung für die Kolonie begann infolge des völligen Fehlschlagens des Kolonisationsversuches zu erkalten. Trotz aller Mühe und aller Kosten wollte es nämlich nicht gelingen, die Plantagen zur Blüte zu bringen. Einige Musterplantagen gediehen zwar vorzüglich, aber die Mehrzahl der von den Kolonisten bebauten fristete nur ein klägliches Dasein. Der Ertrag der Baumwollkultur blieb weit hinter den Erwartungen zurück, denn er betrug in 4 Jahren kaum 50 000 kg, und die Produktionskosten des Indigo waren so groß, daß derselbe trotz vorzüglicher Qualität auf dem europäischen Markte mit dem indischen nicht konkurrieren konnte. Mit derselben Hast, mit der man sich in das Unternehmen gestürzt hatte, wurde es aufgegeben. Als die Regierung die Unterstützungen einstellte, begannen die Kolonisten auszuwandern und ihre Plantagen zu verlassen. Das Unternehmen mußte als gescheitert betrachtet werden. An dem Mißlingen desselben war zum Teil der zum Anbau wenig geeignete Boden schuld,

den man den Kolonisten anwies, aber auch die Kolonisten selbst sind von Schuld nicht freizusprechen, da die wenigsten die zu ihrem Beruf nötigen Fähigkeiten besaßen, es mit dem Anbau nicht Ernst nahmen und hauptsächlich auf die von der Regierung versprochene Unterstützung spekulierten.

Nicht gewöhnt durch die bisherigen traurigen Erfahrungen, wollte es die Regierung nun nochmals mit dem Monopolssystem versuchen, da aber die öffentliche Meinung einem solchen nicht hold war, begnügte man sich mit einer sonderbaren Mischung von Monopolssystem und Freihandel: Die „Compagnie de Galam“ sollte vom 1. Januar bis 1. August das ausschließliche Recht zum Handel am obern Senegal besitzen, in den übrigen Monaten dagegen der Handel jedermann freistehen. Dieser Zustand erhielt sich bis zum Jahre 1848, ohne daß der Handel den erhofften Aufschwung nahm. Die Juli-Monarchie vernachlässigte die Kolonie am Senegal, und der letzte Rest von Ansehen, welches die Franzosen noch bei den Eingeborenen besaßen, ging verloren, als die Einfälle der Mauren in die Gebiete auf dem linken Ufer immer häufiger wurden und die schwarze Bevölkerung sich denselben schutzlos preisgegeben sah. Nachdem ihr wiederholt Beistand zugesagt, das Versprechen aber nie gehalten worden, paktierte sie im Jahre 1853 mit ihren Bedrängern und suchte sich Sicherheit von Gut und Leben durch die Unterwerfung unter den König der Trarzas zu erkaufen. Der König sollte die schon oben erwähnte Prinzessin Gimbotte (siehe Seite 6) heiraten und mit ihrer Hand die Oberhoheit über Walo erlangen.

Es war ein kritischer Augenblick: gelang es den Mauren, auf dem linken Ufer des Flusses sich festzusetzen, so war es um die französische Herrschaft geschehen. Der Gouverneur raffte sich angesichts der drohenden Gefahr zu einer energischen That auf und rückte gegen den Maurenfürsten ins Feld. Die Expedition mißlang jedoch vollständig, und der Gouverneur erlag während derselben dem Fieber. Seinem Nachfolger glückte es zwar, die Mauren auf das andere Ufer zurückzutreiben, er wagte es aber nicht, ihnen in ihr eigenes Gebiet zu folgen, und begnügte sich mit einer Blockade desselben. Aller Handelsverkehr mit den Mauren wurde untersagt, und zwei Jahre lang wurde zum Schaden beider Teile die Blockade aufrecht erhalten, bis endlich der Maurenfürst um den Preis der Verzichtleistung auf Walo die Wiederanknüpfung der Handelsverbindungen erkaufte. Die Zustände in der Kolonie blieben aber nach wie vor unerquicklichster Art, und alle Bemühungen des energischen Gouverneurs Korvettenkapitän Bouët, der unwürdigen Lage der Franzosen ein Ende zu machen, scheiterten an der Abneigung der Regierung gegen überseeische Unternehmungen.

Erst unter dem zweiten Kaiserreich trat ein Umschwung zum Besseren ein. Der Gouverneur Protet fuhr im März 1854 mit 1500 Mann stromaufwärts, schlug eine sich ihm entgegenstellende Peulhs-Armee, erfürmte das wichtige Dorf Podor und errichtete bei demselben ein starkes Fort. Dann wandte er sich gegen die Bewohner von Dimar, um sie dafür zu züchtigen, daß sie die Expedition auf dem Zuge gegen Podor verräterisch überfallen hatten. Das von 5000 Mann verteidigte, für unüberwindlich geltende große Dorf Dialmat wurde von 800 Franzosen mit Sturm genommen, und der moralische Eindruck dieses Sieges war so groß, daß die Bevölkerungen des linken Ufers ohne ferneren Widerstand die französische Oberherrschaft anerkannten und nicht zu widersprechen wagten, als der Gouverneur die Coutumes und alle anderen Handelsbeschränkungen ein für allemal für aufgehoben erklärte.

Bei der Anlage des Forts Podor war zum erstenmale der Name eines mit den Befestigungsarbeiten betrauten talentvollen jungen Genie-Offiziers genannt worden, der vom Geschick ausersehen war, eine große segensreiche Rolle in der ferneren Geschichte der französischen Kolonie am Senegal zu spielen: Louis Léon César Faidherbe. Als der Gouverneur Protet, dessen Gesundheit zerrüttet war, bald nachher nach Frankreich zurückkehrte, wurde er sein Nachfolger, und mit seinem Amtsantritt begann für die Kolonie eine Ära des Aufschwungs, welche noch vor kurzem niemand für möglich gehalten hatte. Zu seiner ersten Aufgabe stellte sich der neue Gouverneur die Sicherung des linken Ufers gegen die unaufhörlichen Raubzüge der Mauren, und er führte sein Vorhaben mit eiserner Energie durch, obwohl es jahrelanger Kämpfe bedurfte, bevor die Macht der Mauren gebrochen war. Da der Fürst der Trarzas seinen und der Prinzessin Gimbotte

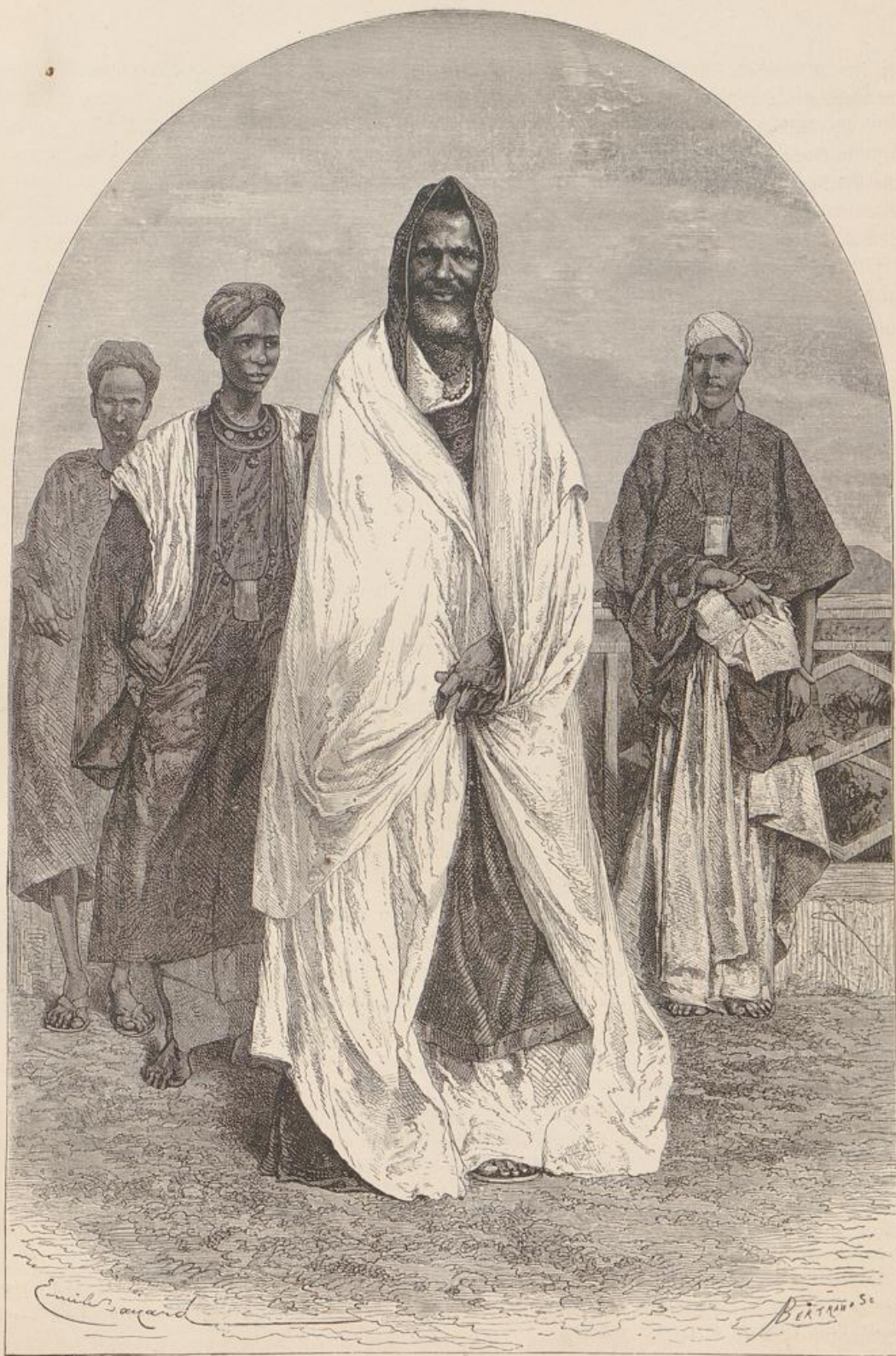
Sohn Ely zum König von Walo zu machen suchte, organisierte Saidherbe mit Hilfe des populären Häuptlings Fara-Penda (siehe Seite 15) eine allgemeine Volkserhebung zur Befreiung Walos von den Mauren und unternahm auch wiederholt Streifzüge in das Maurengbiet. Der Feind floh zwar beim Anrücken der Truppen schleunigst in die Wüste, wohin man ihm nicht folgen konnte, aber am 15. Mai 1857 gelang es Saidherbe doch, ihn in einer befestigten Stellung am See Cayor zu überfallen und mit großem Verlust in die Flucht zu treiben. Nachdem ein Versuch, Saint-Louis durch einen kühnen Zug auf das linke Ufer zu überrumpeln, an dem heldenmütigen Widerstand gescheitert war, den ein französischer Korporal mit 7 schwarzen Soldaten in dem verfallenen Blockhaus zu Ndar den Angreifern entgegensetzte, gab der Trarzas-Fürst Mohamed-el-Habib den aussichtslosen Widerstand auf und bat um Frieden. Er mußte auf alle Ansprüche auf das linke Ufer ver-



Ansicht von Saint-Louis.

zichten, und da bald darauf auch der Fürst der Braknas die französischen Ansprüche anerkannte, war die Befreiung der so lange von den Mauren bedrängten Länder vollzogen. Auch die Maurenfürsten mußten ihre Einwilligung zur Aufhebung aller Handelsbeschränkungen erklären und den bisher an die Escales gebundenen Gummihandel freigeben, während es den Mauren strengstens untersagt wurde, bewaffnet das linke Ufer zu betreten.

So war durch die Ausdauer eines energischen Mannes im Verein mit der nötigen Unterstützung seitens des Mutterlandes in wenigen Jahren erreicht, was man vorher jahrhundertlang vergebens angestrebt hatte. Im Dezember 1858 wurde Walo für eine französische Provinz erklärt, und damit war endlich eine feste Basis



Fara-Penda, Häuptling von Richard Toll.

für fernere Operationen gewonnen. Bevor jedoch Faidherbe daran ging, die französische Machtsphäre zu erweitern, wollte er das Errungene sichern und die Verwaltung der neuen Provinz regeln. Er bewährte sich dabei als ebenso geschickter Organisator und Verwalter, wie früher als tüchtiger Feldherr, und mit der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung wuchs rasch die Bevölkerung, mehrte sich der Wohlstand des durch die langen Kriege verwüsteten Landes. Ganz besonders kam aber die reformatorische Thätigkeit des Gouverneurs der Stadt Saint-Louis zu statten. Unter seiner Leitung blühte sie rasch auf und entwickelte sich zu einer der schönsten Städte an der Westküste Afrikas.

Die Insel, auf welcher Saint-Louis liegt, ist sehr niedrig und war daher häufigen Überschwemmungen ausgesetzt. Durch Erhöhung des Straßen-Niveaus und Anlage solider Quais wurde unter Faidherbes Verwaltung die Stadt gegen die Verheerungen des Hochwassers geschützt. Auf den Quais entstanden große Warenmagazine, und die Handelsfahrzeuge können jetzt unmittelbar bei denselben anlegen und ihre Ladung löschen oder neue Ladung einnehmen. Das auf dem Festland gelegene Dorf Guet N'dar wurde durch eine Brücke mit Saint-Louis verbunden und eine zweite Brücke über den Hauptarm des Senegal geschlagen, um den von Cayor kommenden Karawanen den Zugang zu der Stadt zu erleichtern.<sup>14)</sup> Dadurch war auch für die ansässigen Europäer eine der wesentlichsten Unannehmlichkeiten des Aufenthaltes in Saint-Louis beseitigt, da sie nun nicht mehr zu ihrer Erholung ausschließlich auf Spaziergänge in den sandigen, schattenlosen Straßen der Stadt angewiesen waren. Auch die sanitären Verhältnisse der Stadt besserten sich, seitdem den Überschwemmungen Einhalt geboten war, obwohl das Fieber immer noch viele Opfer fordert.<sup>15)</sup> Ein anderer Übelstand dagegen, der Mangel guten Trinkwassers ist bis heute noch nicht beseitigt. Die Bevölkerung ist auf das schlechte Eisernenwasser angewiesen, da Süßwasserquellen auf der Insel nicht vorhanden sind und der Versuch, artesische Brunnen anzulegen, erfolglos blieb. Faidherbes Nachfolger Pinet-Laprade ließ zwar später bei Kampar, 16 Kilometer von Saint-Louis, durch Dammbauten ein großes Wasser-Reservoir herstellen und beabsichtigte, das Trinkwasser von dort durch einen Kanal nach der Insel zu leiten, aber die Arbeiten wurden nach seinem Tode eingestellt und erst der Gouverneur Brière d'Isle (1876—1882) nahm sie wieder auf; sie sind noch nicht vollendet.

Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut, die Straßen schmurgerade. Von hervorragenden Gebäuden sind zu erwähnen: der Palast des Gouverneurs, die Kathedrale (siehe Seite 9), der Bischofssitz, das Kloster der Schwestern vom heiligen Joseph (siehe Seite 9) und das große, gut eingerichtete Hospital. Das alte Fort ist jetzt in eine Kaserne umgewandelt worden.

Auch unter den Privatgebäuden trifft man viele von hübschem, stattlichem Aussehen. Die Häuser sind meist einstöckig und mit flachen Dächern versehen. Im Erdgeschoß wohnen gewöhnlich Eingeborene, in niedrigen, finsternen, schlecht gelüfteten Stuben, deren einzige Einrichtung in einer als Bett dienenden breiten Holzbank und einem oder zwei bunt bemalten Holzkoffern besteht, in welchen die Familie alle ihre Habseligkeiten

<sup>14)</sup> Diese Brücke wurde erst 1866 dem Verkehr übergeben, nachdem Faidherbe bereits als Gouverneur nach Algier versetzt war, und wurde nach ihm benannt.

<sup>15)</sup> Das ungesunde Klima am Senegal ist der Hauptgrund, warum die Zahl der dort ansässigen Europäer so gering ist. Es giebt zwar in Saint-Louis einige europäische Familien, welche dort seit Generationen ansässig sind, und in manchen der ungesundesten Gegenden leben Europäer seit 20 und mehr Jahren, doch das sind und bleiben Ausnahmen. Die meisten lassen sich in der Kolonie nur vorübergehend nieder in der Hoffnung auf raschen, großen Gewinn, der ihnen baldige Rückkehr ermöglicht. Darin liegt aber gerade das Geheimnis des Gedeihens der Kolonie, da sie vom Mutterlande keine große Einwanderung fordert, welche dieses zu leisten nicht imstande wäre, und einige über hinreichendes Kapital verfügende Kaufleute zur kommerziellen Ausnützung des Landes vollkommen genügen. — Über die sanitären Verhältnisse am Senegal hat der Marinearzt Bérenger-Féraud mehrere schätzenswerte Studien veröffentlicht: *De la fièvre bilieuse mélanurique du Sénégal*. Paris, Delahaye, 1873. *De la fièvre jaune a du Sénégal*. Paris, Delahaye, 1874. *Traité clinique des maladies des Européens au Sénégal*. Paris, Delahaye, 1875—1877, 2 Bände.

aufbewahrt.<sup>16)</sup> In den sandigen Straßen herrscht in den Morgen- und Abendstunden reger Verkehr. Eingeborene, darunter noch manche halbnackte Gestalten, bieten Fische, Hühner, Eier, Tomaten u. s. w. zum Verkauf an. Vor den Läden der europäischen Exporteure, welche es nicht verschmähen, auch einen Detailhandel mit Waffen, Pulver, Glaswaren u. dgl. zu treiben, drängt sich eine bunte Menschenmenge. Da sieht man die verschiedenartigsten Typen und eine ganze Farbenskala von Hautschattierungen vom hellen Braun bis zum tiefsten Schwarz. Langsam und bedächtig schreitet der in lange weiße Gewänder gehüllte Maure daher. Woloffs aus den Dörfern des gegenüberliegenden Festlandes und ihre mit Schmuck aller Art überladenen Frauen, sowie Angehörige anderer Stämme, welche fernher stromabwärts gekommen sind, staunen die Wunder von Saint-Louis an, und neben dem ärmlich aussehenden Laptot und den kräftigen, nur mit einem Lendenschurz bekleideten Gestalten der Fischer prangt die Mulattin, die Signare, mit ihrem Schmuck aus Talmigold. Zwei schroffe Gegensätze, die neue und die alte Zeit, repräsentieren die schwarzen Chasseurs in ihrer bunten Uniform, eingeborene Verteidiger der so lange bestrittenen französischen Hoheitsrechte, und die Marabuts, in hohem Ansehen stehende Apostel des Islam, welche ganz Senegambien durchziehen und mit ihren Wanderschulen, in denen nur im Koranlesen Unterricht erteilt wird, den französischen Schulen lebhaft Konkurrenz machen.

Saint-Louis besitzt 11 arabische und drei französische Schulen, darunter eine protestantische. Da die Kolonie auf keine große Einwanderung rechnen kann, ist die Verbreitung von Bildung unter der eingeborenen Bevölkerung eine der wichtigsten Aufgaben der französischen Kolonieverwaltung, welche keine Mühe scheuen darf, unter den Eingeborenen Kulturelemente heranzuziehen. Glücklicherweise sind fast alle eingeborenen Stämme, die Woloffs, Sereros, Serrakolets, Toucouleurs u. s. w. fähig, eine höhere Kulturstufe als ihre jetzige zu erreichen. Dies bestätigen nicht nur alle Reisenden, welche längere Zeit mit ihnen verkehrten, sondern auch die Erfolge, welche General Faidherbe bei seinen Versuchen, die Eingeborenen als Soldaten, sowie auch in den verschiedensten Kreisen des Verwaltungsdienstes zu verwenden, erzielte. Die aus Eingeborenen gebildeten Spahi- und Tirailleur-Regimenter stehen unter dem Kommando schwarzer Offiziere, denen schon wiederholt die wichtigsten Aufträge anvertraut und von ihnen zu voller Zufriedenheit ausgeführt wurden. In den Kontors der Handelshäuser sind viele Eingeborene angestellt, und man trifft solche bereits auch in der Stellung von Ingenieuren, Telegraphenbeamten, Straßenbauaufsehern u. s. w. Ein eingeborener Ingenieur namens Mademba hat mit schwarzen Arbeitern die Telegraphenlinie Medine-Bammako angelegt. In anbetracht der leichten Empfänglichkeit der Bevölkerung ist seit Faidherbes ersten Versuchen leider viel zu wenig für das Unterrichtswesen in Senegambien gethan worden.<sup>17)</sup> Für die entfernteren Ortschaften würde sich vielleicht ein Unterrichtssystem empfehlen, wie es der Admiral Fleuriot de Langle seinerzeit in Groß-Bassam mit gutem Erfolg in Anwendung brachte, indem er eine Schule eröffnete, in welcher seine Unteroffiziere Unterricht erteilten.

Die wichtigste Schöpfung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens war die von Faidherbe in Saint-Louis gegründete Schule der Geiseln. Alle Verträge mit den einheimischen Häuptlingen legten diesen die Verpflichtung auf, ihre Söhne als Geiseln nach Saint-Louis zu schicken, wo sie auf Kosten der Regierung erzogen wurden. In der zu ihrer Ausbildung bestimmten Schule wurde besonders darauf gesehen, daß in ihnen eine Frankreich freundliche Gesinnung geweckt wurde. Da viele dieser jungen Leute später als Häuptlinge an die Spitze ihrer Stämme traten, wurde durch ihre Erziehung in der Schule der Geiseln das Band, welches die einzelnen Gebiete mit Frankreich verknüpfte, nur noch fester geschlungen. Das Institut hat sich vortrefflich bewährt, und es sind nur wenige Fälle bekannt, in welchen ein Zögling dieser Schule sich später als Feind der Franzosen

<sup>16)</sup> Béranger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie, S. 16, 17.

<sup>17)</sup> Nach der Revue maritime et coloniale, 77. Band, Seite 406 gab es in ganz Senegambien 18 Lehrer und 17 Lehrerinnen, welche 802 Knaben und 524 Mädchen zu unterrichten hatten. Schulen befinden sich außer in Saint-Louis: in Gorée, Dakar, Joal, Rufisque und Sedhion.

erwies; fast alle bewährten sich nach ihrer Heimkehr als treue Freunde derselben, auch als eifrige Verbreiter der europäischen Kultur, deren Wert sie kennen gelernt hatten.

General Faidherbe hat sogar versucht, den Schulunterricht für beide Geschlechter obligatorisch zu machen, und wäre er länger in der Kolonie geblieben, so würde er wohl auch diese Aufgabe durchgeführt haben. Seinen Nachfolgern fehlte aber das Verständnis für die Bedeutung eines hochentwickelten Unterrichtswesens, die von Faidherbe mit Strenge gehandhabte Kontrolle des Schulbesuches hörte auf, und die Zahl der Schüler verminderte sich infolge dessen immer mehr.

Faidherbes Initiative war ferner die Errichtung einer Druckerei in Saint-Louis, der ersten in Senegambien zuzuschreiben, welcher bald die Gründung eines offiziellen Journals, des *Moniteur du Sénégal* folgte.



Schwarzer Handlungsdienner.

Außerdem begann Faidherbe im Jahre 1860 in Saint-Louis das *Annuaire du Sénégal* herauszugeben, welches unter seiner Leitung eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis Senegambiens geworden ist.<sup>18)</sup>

Unter den großen Verdiensten, welche General Faidherbe um die französische Kolonie am Senegal sich erworben hat, ist keines der geringsten seine Förderung der wissenschaftlichen Durchforschung des Landes.

<sup>18)</sup> Von seinen Schriften nennen wir außer seinen Beiträgen zum „Bulletin“ der Pariser Geographischen Gesellschaft: *Chapitre de géographie sur le Nord-Ouest de l'Afrique* (1864); *Le Zénaga des tribus sénégalaises. Contribution à l'étude de la langue berbère* (1868); *Les dolmens d'Afrique* (1873); und die Frucht seines Algerier Aufenthaltes: *Collection complète des inscriptions numidiques*. — Faidherbe wurde am 5. Juni 1818 zu Lille geboren, besuchte die polytechnische Schule in Paris und die Artillerie- und Genieschule in Metz, welche letztere er als Unterlieutenant im Geniecorps verließ. In den Jahren 1844 und 1845 diente er in Algerien, 1848 bis 1849 auf Guadeloupe und 1849 bis 1852 nochmals in Algerien, und kam dann als Unterdirektor des Geniewesens an den Senegal. Die Rolle, welche er später im deutsch-französischen Kriege gespielt, dürfen wir als bekannt voraussetzen.

Mit gründlichem, vielseitigem Wissen vereinigte er einen seltenen Scharfblick und wußte den Einfluß, den seine Stellung ihm gewährte, in der segensreichsten Weise geltend zu machen. In ethnographischer, linguistischer, botanischer und geologischer Beziehung haben französische Forscher am Senegal schon sehr Bedeutendes geleistet. Wir werden im folgenden wiederholt Gelegenheit haben, auf die französischen Leistungen auf diesen Gebieten hinzuweisen.

So große Aufmerksamkeit General Faidherbe jederzeit allen diesen Quellen des Volksreichtums zuwendete, so blieb doch sein Hauptaugenmerk auf den Handel gerichtet. Er hatte denselben von einer Anzahl hemmender Fesseln befreit, ihm neue Absatzgebiete erschlossen, den Verkehr auf dem Flusse weit in das Innere



Skaptot vom Senegal.

hinein gesichert. Manch anderer Gouverneur hätte geglaubt, damit genug gethan zu haben: für Faidherbe war alles dies nur die Grundlage einer fernern, weitumfassenden Thätigkeit. Es gelang ihm, die Regierung von der Nothwendigkeit der Gründung einer Bank für die Kolonie zu überzeugen, und die auf sein Betreiben im Jahre 1855 gegründete Banque du Sénégal bewies durch ihr rasches Gedeihen, wie richtig der Gouverneur die Verhältnisse beurteilt hatte. Der Jahresumsatz der Bank war 1881—1882 bereits auf eine Million gestiegen und sie konnte den Aktionären 8 Prozent Dividende auszahlen.

Eine neue Ära begann für den französischen Handel am Senegal. Im Jahre 1855 betrug die Ein- und Ausfuhr nur 14 454 758 Franks;<sup>19)</sup> vier Jahre später war die Einfuhr allein schon so gestiegen, daß sie

<sup>19)</sup> Auf dieser Höhe hielt sich der Export und Import schon seit den vierziger Jahren. Als der Wiener Friede Frankreich die Kolonie zurückgab, lag der Handel, wie schon oben bemerkt, fast ganz darnieder, und 1826 hatten sich Export und Import erst wieder auf 7 Millionen gehoben. Mit den nun erreichten 14 Millionen schienen sie auf einem Höhepunkt angelangt zu sein, als durch Faidherbes Thätigkeit der unerwartete Umschwung eintrat.

fast der Summe der frühern Ein- und Ausfuhr gleichkam. Die Zahlen der statistischen Tabellen sind die beredtesten Zeugen des überraschenden Aufschwungs. Dieselben bieten uns die folgende Übersicht des Handels der Kolonie in den Jahren 1855 bis 1863:

	Einfuhr	Ausfuhr
1855 . . . . .	Franks 7 870 549	Franks 6 564 409
1859 . . . . .	„ 12 639 497	„ 9 527 867
1863 . . . . .	„ 18 643 897	„ 14 499 793
1869 . . . . .	„ 18 135 563	„ 17 209 364

Als General Faidherbe im Jahre 1868 die von ihm so glänzend verwaltete Kolonie verließ, betrug demnach der Handel Senegambiens bereits 35 344 927 Franks! Eine überraschende Erscheinung ist die That- sache, daß in dieser Periode, in welcher der Senegal zum drittenmal einen großen Aufschwung erlebte, auch der Haupthandelsartikel zum drittenmal ein anderer wurde. Zuerst hatte das „Ebenholz“ den Markt belebt; als es den vereinigten Bemühungen Englands und Frankreichs gelungen war, den überseeischen Sklavenhandel zu unterdrücken, begann die Periode des Gummihandels; nun drängte sich ein neues Produkt in den Vorder- grund, welches in einem Sturm- lauf die Exporthöhe des Gummi erreichte, diesen rasch überflügelte und in die zweite Reihe zurückdrängte: Die Erdnuß (arachide).

Diese vor 40 Jahren noch kaum gekannte Frucht gedeiht in ganz Senegambien. Jeder Boden ist ihr recht, obwohl sie den trockenen besonders liebt, der Anbau erfordert nicht viel Arbeit, und zwischen Ausfaat und Ernte liegt nur ein Zeitraum von 3 bis 4 Monaten.<sup>20)</sup> Die Erdnuß ist daher wie geschaffen für eine der Arbeit abholde Bevölkerung, welche durch sie allmählich vom Nomadenleben zum Ackerbau herübergeführt werden kann. Daraus erklären sich die rasch wachsenden Massen dieses Produktes, die auf den Markt kamen, sobald die Erdnuß erst einmal auf demselben eingeführt war. In den Handelsverhältnissen am Senegal wurde durch sie eine völlige Umwälzung hervorgebracht. Für den Gummihandel war Saint-Louis der Stapel- platz; die Karawanen aber, welche die Erdnüsse brachten, zogen aus dem Königreich Cayor, welches dieselben hauptsächlich erzeugte, nach Süden, und Gorée wurde ihr Exporthafen. Im Jahre 1855 betrug der Export von Erdnüssen 1 997 216 Franks, er stieg vier Jahre später auf 2 243 712 Franks und hatte im Jahre 1863 mit 6 778 012 Franks den Gummieexport fast um das Dreifache überholt.

General Faidherbe hatte die Wichtigkeit des neuen Handelsartikels bald erkannt, und er sah auch ein, daß der Export desselben noch bedeutend steigen würde, wenn es gelang, im Königreich Cayor die französischen Kaufleute ebenso gegen Plackereien und Bedrückungen sicher zu stellen, wie dies bereits am untern Senegal geschehen war. Den Kaufleuten mußte ermöglicht werden, mitten in dem Gebiet, welches die Hauptbezugsquelle der Erdnüsse war, Stationen zum direkten Verkehr mit den Eingeborenen zu errichten, während ihnen augen- blicklich noch der Bau von Häusern im ganzen Königreich Cayor und den benachbarten Königreichen Baol und Sin untersagt war. Schließlich mußte der Ausfuhr ein Hafen eröffnet werden, welcher den steigenden Anforderungen des Verkehrs besser genügte als der wegen seiner Barre schwer zugängliche Hafen von Saint- Louis oder der kleine Hafen von Gorée, welcher für die großen Dampfer zu seicht war. Zunächst wurde aber Faidherbe von der Verfolgung dieser Pläne durch Gefahren abgelenkt, welche den französischen Be- sitzungen von Osten her drohten, und er sah sich gezwungen, für einige Zeit die Rolle des Organisators wieder mit jener des Feldherrn zu vertauschen.

In Senegambien war einer jener Propheten erstanden, deren der religiöse Fanatismus in den Ländern des Islam schon so viele hervorgebracht. Omar — oder wie er nach seiner Pilgerfahrt nach Mekka hieß: El Hadshi Omar (der Pilger) — stammte aus einem Dorfe in Futa, unweit von Podor, und hatte sich frühzeitig durch strenge Religiosität bei seinen Landsleuten großes Ansehen zu verschaffen gewußt, welches sich

<sup>20)</sup> Jules Duval, Les colonies et la politique coloniale de la France.

nach seiner Meffakahrt noch steigerte. Bald umgab ihn der Ruf der Heiligkeit, zahlreiche Schüler strömten ihm zu, und er wurde allmählich das Haupt einer mächtigen Partei, welche blindlings seinen Befehlen gehorchte. Verstand er doch vortrefflich, sie durch seine Weltverbesserungs-Ideen an sich zu fesseln! Die Zeit sei nahe, verkündete er, in welcher es keine Herren und Knechte mehr geben und volle Freiheit unter den Menschen herrschen würde. Als er endlich seine Glaubensgenossen zum Kampf gegen die Ungläubigen aufrief, fand er massenhaften Zulauf, und nach den ersten Erfolgen schwoll sein Heer lawinenartig an. In raschem Siegeslauf durchzog er Futah-Djallon und das reiche Bambuf. Die Landschaft Futa am Senegal wagte, eingeschüchtert durch seine Erfolge, gar keinen Widerstand und unterwarf sich ihm sofort, als er sie zur Unterwerfung aufforderte. In zwei Jahren war er Herr des ganzen linken Ufers des obern Senegals. Auf einem Zuge gegen die Bambarras von Kaarta verließ ihn aber sein Glück und er erlitt eine so schwere Niederlage, daß er zur Wiederherstellung seines erschütterten Ansehens eines raschen großen Erfolges bedurfte. Einen solchen glaubte er gegenüber den Franzosen erringen zu können, und er brach sofort gegen dieselben auf.

General Faidherbe hatte das Entstehen eines großen Reiches an der Grenze der französischen Besitzungen mit Besorgnis beobachtet, wollte jedoch vorerst trotz offener Feindseligkeiten, welche Omar gegen französische Kaufleute sich zu schulden kommen ließ, nichts gegen denselben unternehmen, weil der noch nicht entschiedene Krieg wider die Mauren seine Kräfte band. Er beschränkte sich darauf, die eingeborenen Häuptlinge zum Widerstand gegen den Propheten aufzumuntern, und errichtete als Stützpunkt für dieselben im September 1855 am Fuße der Fehi-Katarakte das Fort Medine, zu dessen Kommandanten er einen sehr energischen Mann ernannte: Paul Holle, den Sohn eines Franzosen und einer Negerin.

Gegen dieses neue Fort rückte Omar im April 1857 mit 15 000 fanatisierten Streitern heran. Die Garnison, welche Paul Holle befehligte, bestand nur aus 64 Mann, darunter 8 Europäer, und neben dem Fort hatte der den Franzosen treu ergebene Sambala, König von Khasso, den sein von Omar unterstützter Bruder aus seinem Reiche vertrieben, ein verschanztes Lager errichtet, welches er mit dem Rest seiner Anhänger und Flüchtlingen aus der Umgegend besetzt hielt.

Am 20. April wurde Medine gestürmt. Der Prophet hatte seinen Scharen verkündigt, daß die Kanonen des Forts nicht losgehen würden, und sie rückten daher in der größten Siegeszuversicht gegen die Wälle heran, doch auch als die Geschütze der Belagerten tiefe Lücken in ihre Reihen zu reißen begannen, wankten sie nicht. Sie waren, in tiefem Schweigen vorwärtstürend, schon bis zu dem das Fort umgebenden Graben gelangt, als eine letzte verheerende Salve sie zurücktrieb. Der erste Anprall war zurückgeschlagen, aber der Prophet ordnete seine Scharen bald wieder und trieb sie noch zweimal zum Sturm gegen die Verschanzungen, allerdings nicht mit besserem Erfolg. Er begnügte sich nun, Medine so eng als möglich einzuschließen, um die Belagerten durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, und dieser neue Plan schien in der That mehr Aussicht auf Erfolg zu haben, als der erste. Die Lebensmittel, die sich im Fort befanden, waren unzureichend für die Besatzung und die Menge Menschen, die sich mit Sambala in dasselbe geflüchtet hatte. Auch wenn die täglichen Rationen auf ein verschwindend geringes Maß beschränkt wurden, konnte Medine eine lange Belagerung nicht aushalten. Paul Holle suchte daher durch Boten den Gouverneur von seiner Notlage zu benachrichtigen, und einigen Eingeborenen glückte es auch, sich durch die feindlichen Linien zu schleichen. Einer der Boten begegnete unterwegs dem französischen Aviso Guet-Wdar, und der Kommandant desselben, Schiffsleutnant des Essarts, war sofort bereit, Medine Hilfe zu bringen. Sein Fahrzeug war Ende des vorigen Jahres auf eine Sandbank aufgefahren, er hatte es aber nicht verlassen wollen und hatte in ununterbrochenen Kämpfen mit der Uferbevölkerung auf demselben ausgeharrt, bis es im Frühjahr wieder flott wurde. Nun fuhr aber der Medine zu Hilfe eilende Aviso etwa 3 Meilen unterhalb des Forts abermals fest, und die wackere Besatzung bekam alle Hände voll zu thun, um die Angriffe der Scharen Hadshi Omars abzuwehren.

In Medine hörte man das Schießen und glaubte, daß Entfaß nahe, aber das ferne Gewehrfeuer verstummte und die erwarteten Befreier erschienen nicht. Erst als die Not in Medine aufs höchste gestiegen war, kam Entfaß durch den Gouverneur. Saïdherbe hatte auf die Nachricht von der bedrängten Lage Paul Holles sofort zusammengerafft, was an Truppen verfügbar war, und schiffte sich mit hundert Mann regulärer Truppen und einer Schar in der Eile bewaffneter Captots und Freiwilligen auf zwei Aïsofdampfern ein. Zunächst befreite er den festgefahrenen Guet U'dar aus seiner bedrängten Lage, dessen wackerer Kommandant leider schon am nächsten Tage dem Fieber erlag. Bald darauf stieß man auf die ersten Truppen des Propheten. An einer Stelle, wo der Strom zwischen zwei Felsen eingengt ist, hatten sie beide Ufer besetzt, um



Hof im Hospital zu Gorée.

die Durchfahrt der Flottille zu verhindern. Rasch entschlossen landete Saïdherbe einige Truppen auf dem rechten Ufer, vertrieb den auf einen Angriff von dieser Seite nicht gefaßten Feind von dem einen Ufer, und einige ans Land gebrachte Geschütze säuberten dann rasch auch den gegenüberliegenden Felsen, so daß die Schiffe ungehindert passieren konnten.

Es war die höchste Zeit. Nach fast dreimonatlicher Belagerung hatte Paul Holle die Hoffnung auf Entfaß aufgegeben und alles noch vorhandene Pulver auf einer Stelle anhäufen lassen, entschlossen, das fort in die Luft zu sprengen, wenn der Feind den mit Bansen erwarteten letzten Sturm versuchen würde. Da vernahm er am 18. Juli plötzlich Gewehrfeuer vom flusse her, und bald darauf unterschied er mit Hilfe eines Fernrohrs die Uniformen französischer Soldaten. Saïdherbes Truppen waren gelandet und von Hadjschi Omar



Afrikanische Eisvögel. (*Corythornis cyanostigma*.)

angegriffen worden. Der Kampf war von kurzer Dauer. Von der Besatzung Medines, welche einen Ausfall machte, im Rücken angegriffen, suchten die Streiter des Propheten bald ihr Heil in der Flucht. Medine war gerettet.<sup>21)</sup> Die heldenmütige Verteidigung des Forts durch Paul Holle und die Niederlage, welche Hadjschi Omar vor demselben erlitt, bezeichnen einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Kolonie am Senegal. Wie die Niederwerfung der Mauren die Franzosen zu Herren des untern Senegal machte, so wurden sie durch den Sieg bei Medine Herren des obern Laufes des Flusses. Es bedurfte zwar noch zweijähriger Kämpfe und Anstrengungen, bevor die Landschaften Futa, Khasso, Bambuk und Bondu von den Anhängern des Propheten völlig gesäubert und beruhigt waren, aber das Prestige Frankreichs war durch den einen Erfolg so gestiegen, daß seine Macht ein für allemal am obern Senegal begründet war. In Sambala und Bubakar-Saada, den neu eingesetzten Fürsten von Khasso und Bondu gewann Frankreich treu ergebene Anhänger an der äußersten Ostgrenze seiner Besitzungen und erhielt von denselben außerdem wertvolle Gebiete abgetreten. Außer dem goldreichen Gebiet von Kenieba kam das ganze linke Senegalufer von Fort Bakel bis zur Saleme unter französische Herrschaft, und Saidherbe sorgte sofort durch Errichtung des Forts Matam für die Sicherung der neuen Erwerbungen. Nachdem im Jahre 1859 noch Dimar, das östliche Grenzland Walos, annektiert worden, erstreckte sich das französische Gebiet in ununterbrochenem Zusammenhang auf dem linken Ufer des Flusses über 1000 Kilometer ins Innere.

Nun war auch der Augenblick gekommen, in dem Saidherbe daran denken konnte, die alten französischen Besitzungen an der Südküste mit dem neuen großen Länderkomplex zu verbinden. Mit einer Handvoll europäischer Truppen und mit Freiwilligen aus Saint-Louis landete er am grünen Vorgebirge beim Fischerdorfe Dagar, versammelte die Einwohner und verkündete ihnen, daß Frankreich auf Grund eines im Jahre 1679 von Ducasse mit einheimischen Häuptlingen geschlossenen Vertrages die Oberhoheit über die ganze Küste in Anspruch nehme. „Unter den ehrwürdigen Baobabs der Halbinsel predigte er den heiligen Krieg, den Krieg der Zivilisation gegen die Barbarei“<sup>22)</sup> und es gelang ihm, die Eingeborenen so zu begeistern, daß zahlreiche Freiwillige sein kleines Heer verstärkten. Dann zog Saidherbe die Küste entlang, rückte ohne Widerstand zu finden in Rufisque, Portudal und Joal ein und ließ überall in rasch errichteten Blockhäusern kleine Garnisonen zurück. Ein glänzender Sieg über den König von Sin öffnete den Weg in das Innere des Landes, und die bedrohten Fürsten beeilten sich, mit dem Sieger Unterhandlungen anzuknüpfen. Die Könige von Baof, Sin und Salum erkannten die französische Oberhoheit über alles Land vom Kap Vert bis zur Mündung des Flusses Salum an. Als zwei Jahre später die Könige von Salum und Sin den geschlossenen Vertrag brachen, drang der Kommandant von Gorée Pinet-Laprade siegreich in ihr Land ein, besetzte die Hauptstädte Kahoné und Dialhao und zwang die Könige zur Annahme des französischen Protektorats.

Nun lag zwischen Gorée und Saint-Louis nur noch das Königreich Cayor, allerdings das mächtigste unter den Reichen am untern Senegal. Der König hatte sich zwar bisher keine Feindseligkeiten gegen Frankreich zu schulden kommen lassen, aber er bedrückte die Kaufleute und hinderte den Verkehr durch sein Land, so daß die Boten, welche der Gouverneur von Saint-Louis nach Gorée sandte, zu großen Umwegen gezwungen waren und alle bewohnten Gegenden vermeiden mußten. Ein solcher Zustand wurde unerträglich, als durch die Vergrößerung der Enklave von Gorée deren Bedeutung gestiegen war. Eine Veranlassung, die französische Macht auch in Cayor zur Geltung zu bringen, sollte sich bald finden.

Die Bevölkerung von Cayor gehörte zum Stamm der Woloffs, deren Wohnsitz sich gegen Süden bis zu den Niederlassungen der Sereros und Mandingas am Gambia, gegen Westen bis zum Meere, gegen Norden bis zum Senegal und gegen Osten bis zu den Gebieten von Toro, Futa und Dscholoff erstreckten. Sie hatten am untern Senegal zwei Königreiche gebildet, Walo und Cayor, deren ersteres durch den Krieg

<sup>21)</sup> Siehe die Schilderung der Belagerung in der Revue coloniale, 19. Band: Carrère, Le siège de Medine.

<sup>22)</sup> Voyages et expéditions au Sénégal et dans les contrées voisines. Le Tour du Monde, 1861, 1. Band, Seite 54.

gegen die Mauren bereits unter französische Oberhoheit gekommen war. In Walo hieß das Oberhaupt des Landes Braf, in Cayor hieß es Damel. Die Würde war zwar nicht erblich, aber doch auf die Angehörigen einer Familie beschränkt. Nur ein im Lande Geborener, der sowohl väterlicher- als mütterlicherseits von der thronberechtigten Familie abstammte, konnte Damel werden. Sobald ein Damel gestorben war, versammelten sich vier Häuptlinge oder Distrikthefs, denen die Wahl eines Nachfolgers oblag, und diese Kurfürsten von Cayor bezeichneten unter den sich meldenden Thronbewerbern den nach ihrer Meinung Würdigsten. Wie aber im weiland römisch-deutschen Reiche die Kaiserwahl dem Erwählten oft schweres Geld kostete, so mußte auch in Cayor der neue Damel durch reiche Geschenke an das Wahlkollegium demselben erst seine Dankbarkeit bezeugen, bevor ihm auf einer Ebene bei Nguiguis oder Mboul unter großen Zeremonieen das Zeichen seiner Würde, der rote Turban aufs Haupt gesetzt wurde.

Dem Damel stand die oberste Gerichtsbarkeit zu, doch machte er von dieser Gewalt nur in seltenen Ausnahmefällen Gebrauch und überließ die Ausübung des Richteramtes den Vorstehern der Bezirke und den Dorfvorstehern, denen in der Regel Gerechtigkeitsliebe und Unbestechlichkeit nicht nachgerühmt wurde. Alle Bezirks- und Dorfvorsteher gehörten der Klasse der Vornehmen an, einer Art Adelskaste, die sich aber keineswegs durch hervorragende Verdienste, Talente oder Kenntnisse auszeichnete, sondern ihre Stellung einzig und allein ihrem Reichtum verdankte. Dem Trunk waren die vornehmen Woloffs wenn möglich noch mehr ergeben als das gemeine Volk, und mit Branntwein war bei ihnen alles zu erreichen.<sup>22)</sup>

Diesen oberen Zehntausend stand die große Masse der Gemeinfreien und die noch größere der Sklaven gegenüber. Die ersteren waren ein armes Volk, Handwerker oder Schiffer, und das Gewerbe, das sie trieben, pflanzte sich seit Generationen in der Familie fort; sehr selten wandte sich der Sohn einer andern Beschäftigung zu als der Vater. Die Sklaven wurden gut behandelt, und ihr Los war im allgemeinen ein weit besseres als jenes der Gemeinfreien. In besonders günstiger Lage befanden sich die Sklaven des Damel, welche seine Leibgarde bildeten.

Die Sklaverei hat sich in Cayor bis auf den heutigen Tag erhalten, und der beste Beweis für die günstige Lage der Woloff-Sklaven ist, daß sie auch in Saint-Louis und an anderen Orten des französischen Gebietes nicht daran denken, ihren Herren gegenüber von den Rechten Gebrauch zu machen, welche ihnen die von Frankreich dekretierte Aufhebung der Sklaverei gewährleistet. Die Tage des Bestehens der Sklaverei sind aber trotzdem bereits gezählt, denn seitdem am Senegal geordnete Zustände herrschen und die Kriege zwischen den einzelnen Staaten aufgehört haben, vermehrt sich die Zahl der Sklaven nicht mehr durch Raubzüge in das feindliche Gebiet, und mit der Zeit werden sich die jetzigen Sklaven als Ackerbauer oder Handwerker mit der Klasse der Gemeinfreien verschmelzen.

Jetzt ist bereits ein bedeutender Teil der Woloffs, die Mehrheit der einheimischen gewerbetreibenden Bevölkerung in den französischen Plätzen zum Christentum bekehrt und gehört der katholischen Kirche an. Zur Zeit, als Faidherbe seinen Feldzug gegen die Vormacht der Woloffs vorbereitete, bekannte sich noch das ganze Volk von Cayor zum Islam, und die Marabuts übten einen unumschränkten Einfluß auf dasselbe aus. Sie verstanden es vortrefflich, den Aberglauben des Volkes zu seiner Ausbeutung zu benutzen, und erpreßten von demselben viel mehr als die königlichen Beamten. Nur gegenüber der eigentlichen Kriegerkaste, den Tiédos, welche die Hauptstütze der Macht des Damel bildeten, waren auch sie machtlos. Dieses übermütige

<sup>22)</sup> Alles Sinnen und Trachten eines Woloff ist nur darauf gerichtet, sich Branntwein zu verschaffen. Den Ertrag seiner Ernte vertrinkt er oft in 14 Tagen und gerät dann in die ärgste Not. Nach der Revue coloniale et maritime (Juni 1865) betrug der Branntweinkonsum im Jahre 1863 schon 1800000 Liter; zehn Jahre später war er auf mehr als 2500000 Liter gestiegen! Der Branntwein, welcher den Negern beim Abschluß von Verträgen vorgesetzt wurde, der sog. Sangara, war ein abscheuliches Getränk, und doch wurde er leidenschaftlich getrunken. Einige Tabakblätter, eine Handvoll Pfefferkörner und roter spanischer Pfeffer wurden in 8 Liter Wasser aufgeweicht, 2 Liter vom schlechtesten Alkohol hinzugegeben, und der Sangara war fertig.

Kriegervolk, welches keinen Sold erhielt, daher sich ausschließlich auf Raub angewiesen sah, war eine schlimme Landplage, und von ihm kam auch der Anstoß zu den Verwickelungen mit Frankreich, welche mit dem Untergang der Unabhängigkeit Cayors endeten.

General Faidherbe beabsichtigte Saint-Louis mit Gorée durch eine Telegraphenlinie zu verbinden, welche durch Cayor geleitet werden und zu deren Schutz besetzte Posten errichtet werden sollten. Es gelang, von dem jungen Damel Birama die Zustimmung zu diesem Plan zu erlangen, aber bevor an die Ausführung geschritten werden konnte, starb der Damel an den Folgen eines Fehlgelages, und sein Vater Makodu, der zu seinem Nachfolger gewählt wurde, verweigerte die Erlaubnis zum Bau der Telegraphenlinie. Beide Teile begannen sich zu dem unvermeidlich scheinenden Entscheidungskampf zu rüsten, und General Faidherbe zog sogar aus Algier Truppen herbei, aber es kam nicht zum Kampf, denn eine in seinem Lande ausgebrochene Empörung bewog den Damel zur schnellsten Nachgiebigkeit. Er erkaufte den Frieden gegen Zahlung einer Geldsumme und Abtretung seines ganzen Küstengebietes in einer Breite von 10 Kilometer.



Hausdienersinnen aus Saint-Louis.

Die Errichtung der Telegraphenlinie mußte trotzdem noch durch Waffengewalt erzwungen werden. Nachdem der Damel die Empörung unterdrückt, wollte er sich auch von den Faidherbe gegenüber eingegangenen Verpflichtungen befreien, aber dieser drang blühschnell in Cayor ein und schlug in der Nähe der Hauptstadt Uguigas die Truppen des Damel so entscheidend, daß der sofort begonnene Bau von Forts auf der Straße nach Gorée ohne Störung beendet werden konnte. Solche Forts wurden errichtet in: Kompul, Alboro, Mbidjen, Gandiole, Potu, Pout und Thies; alle wurden durch Telegraphenlinien untereinander verbunden. Als im Mai 1861 eine neue Empörung in Cayor ausbrach, unterstützte Faidherbe den Prätendenten Madiodio, der mit seiner Hilfe Makodu vertrieb und den Thron bestieg. Der neue Herrscher war aber nicht populär. Die Tiédos namentlich konnten ihm nicht verzeihen, daß er mit Hilfe der ihnen verhassten Franzosen den Thron errungen hatte; sie riefen einen achtzehnjährigen Jüngling aus königlichem Geschlecht, namens Lat-Dior, zum Damel aus, und der bald von allen Anhängern verlassene Madiodio mußte in einem französischen Fort Schutz suchen. Die Franzosen nahmen sich seiner nicht sehr energisch an. Faidherbe hatte die Kolonie verlassen und sein Nachfolger Jaureguiberry war eine Zeitlang geneigt, Lat-Dior als Damel anzuerkennen, wenn dieser sich mit der Errichtung der Forts einverstanden erklärte. Mit den räuberischen Tiédos war aber für die Dauer kein

Friede möglich, und die Feindseligkeiten dauerten fort bis Faidherbe wieder als Gouverneur nach dem Senegal gesandt wurde, der durch energisches Vorgehen den unsicheren Zuständen rasch ein Ende machte.

Im November 1863 drang Faidherbe in Cayor ein, und schon am 4. Dezember war Madiodio wieder als König eingesetzt und unterzeichnete in Nguiquis einen Vertrag, durch welchen er vier Provinzen den Franzosen abtrat und die Einwilligung zur Errichtung eines Forts in seiner Hauptstadt gab. Cayor hatte aufgehört, ein selbständiger Staat zu sein, und stand unter französischem Protektorat, aber beruhigt war es



Mädchen aus Saint-Louis.

noch lange nicht. Lat-Dior erregte immer wieder Aufstände, und bei einem derselben glückte es ihm, ein kleines französisches Korps, welches sich tollkühn gegen seine Übermacht ins Feld gewagt hatte, fast vollständig zu vernichten.<sup>23)</sup> Diese erste Schlappe, welche die Franzosen am Senegal erlitten, wurde aber sofort gerächt.

<sup>23)</sup> Von 140 Mann entrannten dem Blutbad bei Ngolgol (am 10. Dezember 1863) nur 3 Offiziere und 29 Mann. Der Führer der Expedition war unter den Toten.

Der Oberst Pinet-Laprade holte Lat-Diors Truppen beim Dorfe Coro ein und brachte ihm eine solche Niederlage bei, daß sein Heer mehr als 500 Tote auf dem Schlachtfeld zurückließ und sich in wilder Flucht auflöste. Die letzten Vorgänge hatten jedoch gezeigt, daß der schwache Madiodio nicht imstande sei, die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, und als Pinet-Laprade an Faidherbes Stelle Gouverneur wurde, beeilte er sich, den Damel, welcher Frankreich nichts nützte, zu beseitigen. Er wurde für abgesetzt erklärt und an seiner Stelle kein neuer Damel gewählt. Durch ein einfaches Dekret wurde die Annexion von Cayor eine vollzogene Thatsache. Wohl hatte Frankreich noch mehrmals während der nächsten Jahre Aufstände in Cayor und in Salum niederzuschlagen, aber dies gelang leicht, denn seine Stellung war unter Faidherbes Verwaltung eine andere geworden als in den fünfziger Jahren. Die Franzosen, welche damals nur geduldete, geringgeschätzte Gäste gewesen, waren heute die mächtigen Beschützer der Eingeborenen, die sich stets um ihre Fahnen scharten, wenn der Ruhe und dem Frieden von irgend einer Seite Gefahr drohte.

Ohne die mächtige Unterstützung, welche Faidherbe seitens der Eingeborenen fand, wäre es ihm wohl kaum möglich gewesen, die französische Herrschaft über ein so großes Gebiet auszudehnen. Das Häuflein europäischer Soldaten, das ihm zur Verfügung stand, konnte allein nicht über große Negerheere siegen, aber es konnte der Kern werden, um den herum sich mit der Zeit eine im französischen Dienst stehende einheimische Armee bildete, und dies durch geschickte Benutzung der Verhältnisse erreicht zu haben, ist auch eines der großen Verdienste Faidherbes. Die Senegalneger sind tapfere, kriegerische Völker, und wenn der Gouverneur zu seinen Kriegszügen Freiwillige suchte, fehlte es nie an solchen. Lust zum Kriegshandwerk und Hoffnung auf Beute führten ihm stets Freiwillige in genügender Menge zu. Im Jahre 1857 bildete Faidherbe aus Eingeborenen ein Tirailleurbataillon, und bald darauf eine Eskadron Spahis, deren Kern wie in Algerien aus einer kleinen Abteilung europäischer Truppen bestand. Diese Negertruppen, welche mit der Zeit auch unter die Führung eingeborener Offiziere kamen, haben sich trefflich bewährt, und ihnen gebührt der Löwenanteil an den Erfolgen der französischen Waffen im Senegalgebiet. Faidherbe konnte, als er von der Kolonie zum zweitenmal Abschied nahm, sie mit dem Bewußtsein verlassen, daß die französische Herrschaft am Senegal fest begründet sei und die Kulturarbeit, die er begonnen, ungestört fortgesetzt werden könne.

Noch unter Faidherbes zweiter Verwaltung<sup>21)</sup> hatten die Vorarbeiten zu einem Werke begonnen, welches für die Entwicklung der Kolonie von den einschneidendsten Folgen sein sollte. Wir erwähnten bereits (Seite 18), daß der Hafen oder richtiger gesagt: die Rêde von Gorée den Anforderungen des steigenden Handelsverkehrs nicht mehr genügte. Nach sorgfältigen Ermittlungen durch französische Ingenieure wurde im Jahre 1863 eine Bucht nahe der Südspitze des Vorgebirges zur Anlage eines neuen Hafens ausersehen, wo die rasch aufblühende Ansiedelung Dakar entstand. Als Wellenbrecher gegen die Südwestwinde, welche zur Regenzeit das Meer dort oft gewaltig erregen, wurden zwei große Hafendämme aufgeführt, Leuchttürme errichtet und zwei Forts angelegt, deren Kanonen im Verein mit jenen des Forts von Gorée beide Häfen bestreichen können. Kein Hafenplatz an der ganzen Westküste Afrikas ist so gut befestigt wie Gorée-Dakar, welches deshalb nicht mit Unrecht den Beinamen des afrikanischen Gibraltar führt. Der neue Hafen ist 21 bis 24 Fuß tief und in bezug auf die Sicherheit, welche er den Schiffen gewährt, einer der besten der ganzen Westküste Afrikas. Durch seine geographische Lage eignet er sich vortrefflich zu einem Sammelplatz aller Landeserzeugnisse Senegambiens, und die Regierung hat den Aufschwung der neuen Niederlassung Dakar in richtiger Erkenntnis ihrer Bedeutung, durch die Ernennung zum Freihafen mächtig gefördert. Eine Menge großer Bauten wurde am Hafen aufgeführt, Kasernen und Magazine errichtet und eine Werft angelegt, auf welcher die hier einlaufenden Schiffe Ausbesserungen vornehmen können. Als Faidherbes Nachfolger, der

<sup>21)</sup> Faidherbe verwaltete die Kolonie von 1854 bis 1861, wurde dann nach Algier versetzt, als aber nach seiner Abreise sein Nachfolger der Unruhe nicht Herr werden konnte, zurückberufen und von 1863 bis 1864 nochmals mit der Leitung der Kolonie betraut.

Gouverneur Pinet-Laprade im Jahre 1866 den Hafen feierlich eröffnete, erhob sich bei demselben bereits eine kleine europäische Stadt mit vielen stattlichen Steingebäuden und großen öffentlichen Plätzen. Wie durch Zauber war dies alles an einer Stelle entstanden, an der sich vor drei Jahren nur einige ärmliche Fischerhütten befanden. Die Hütten aus Bambusstäben überwiegen auch heute noch, aber der Verkehr in seinem Hafen wird von Jahr zu Jahr reger. Die Flaggen der verschiedensten Völker erscheinen im Laufe des Jahres in dem Hafen, und die Messageries maritimes lassen ihre Dampfer auf der Fahrt von und nach Brasilien in Dakar anlegen, um Kohlen einzunehmen.

Während Saint-Louis als Endstation der zwischen ihm und Europa verkehrenden Dampfer erscheint, ist Dakar nicht bloß eine Zwischenstation der mit Süd-Amerika verkehrenden Messageries maritimes, sondern auch mehrerer Dampferlinien, welche die englischen und portugiesischen Kolonien an der Westküste Afrikas mit Europa verbinden. Trotzdem überwog von Anfang an die französische Flagge bedeutend über alle anderen. Von den beiden französischen Häfen, welche den Verkehr des Mutterlandes mit der Kolonie am Senegal hauptsächlich vermitteln, Bordeaux und Marseille, dominiert letzteres in Gorée-Dakar, während in Saint-Louis die Bordeleuser Firmen vorherrschen. Das größte in Dakar vertretene Marseiller Haus ist heute die Compagnie du Sénégal et de la côte occidentale d'Afrique, die frühere Firma Vermind.

Die Bewohner von Gorée sind als tüchtige Seeleute berühmt, und man trifft ihre kleinen Fahrzeuge in allen Häfen vom Senegal bis zur Sierra-Leone-Küste. Durch die Aufhebung der Sklaverei sind die Neger von Gorée gezwungen worden, sich nach anderen Mitteln zum Lebensunterhalt umzusehen, und sie haben sich mit gutem Erfolge der Schifffahrt und dem Handel zugewendet. Ihre Stadt hat trotzdem sehr an Bedeutung verloren, seitdem Dakar als Konkurrent entstanden ist, und ihr düsteres Aussehen sticht grell ab gegen das von buntem Leben und Treiben erfüllte Dakar.

Der Schweizer Dr. med. Sam. Brunner, der 1858 Senegambien bereiste, äußerte sich über Gorée folgendermaßen: „An sich ist sie weiter nichts als ein nach Süden, Westen und Norden unzugänglicher fels von unverkennbar vulkanischer Natur, welcher an seiner Ostseite eine Bucht bildet, hinreichend um Schiffe gegen Sturm und Wellen der hohen See zu schirmen. Der unbeträchtliche Kanal zwischen Gorea und dem Festlande wird auch selten von Nord- und Westwinden aufgeregt, liegt aber den Süd- und Südost-Stürmen der Regenzeit offen. Auf dem obersten Gipfel des kaum ein paar tausend Schritte langen und höchstens dreihundert breiten Inselchens sitzt das Kastell, welches außer einigen Batterien, mit deren Erweiterung man eben sehr eifrig beschäftigt war, die Kasernen und das Zeughaus der kleinen Garnison von circa 60—80 Mann enthält. Mitten auf dem beschränkten Raume, welcher doch immerhin eine Bevölkerung von 2—3000 Seelen, meistens Neger und Mulatten, enthält, liegt hart neben dem Landungsplatze der gleichfalls mit einer Batterie schwerer eiserner Kanonen verteidigte Markt- oder Paradeplatz oder, besser, der einzige Platz des Städtchens, umgeben von stattlichen Gebäuden der Administration sowohl als der angeseheneren Kaufmannschaft und bepflanzt mit einigen noch jungen Baobabs. Einige Schritte weiter nach Süden und am Ende eines schmalen Gäßchens befindet sich der Garten des Gouverneurs, welchem es, um ein Erholungsplatz von Gorea zu werden, an weiter nichts fehlt als an gutem Erdreich und gutem Wasser; eine Schöpfung des Ritters Voufflers, der, wie die Sage lautet, unter dem schwachen Ludwig XVI. wegen eines über eine Hofdame gemachten unzeitigen Witzes als Gouverneur in eine Quasiverbanung hierher versetzt wurde. Von Gewächsen enthält der etwa  $\frac{3}{4}$  Juchart große regelmäßig viereckige Raum nichts als einige Baobabs, Kokospalmen, eine Fächerpalme, einen Kürbisbaum (*Carica Papaya* L.) und eine ringsherum laufende Zeile von Parkinsonia-Sträuchern. Ein Soldat der Garnison ist Obergärtner! Gorea hat weniger flache Terrassendächer wie St. Louis. Sie sind zwar von Mörtel bekleidet und ohne Ziegel, bilden aber deutliche Giebel mit Ninnen. Seine Häuser haben im Innern ohngefähr dieselbe Einteilung wie zu St. Louis, die Straßen dagegen, statt breit und sandig zu sein wie dort, sind hier enge, winklicht, mit harten Steinen gepflastert, und ich kann beteuern, daß das Vergnügen, nun einmal wieder Steine und steinerne Treppen anzutreffen, keinen

meiner geringsten Genüsse bei meiner Ankunft zu Gorea ausmachte. In dem südwestlichen Ende des Platzes steht der Eingang zum Garnisonsspital, welches bloß ein Stockwerk hoch ist und Betten für 42 Kranke begreift, im Nothfalle aber deren bis 58 fassen könnte. Die Apotheke wurde eben ganz frisch montiert und schien mir gut gelegen, der Dienst geschieht, wie in St. Louis, durch die grauen Schwestern von Nantes, doch alles war besser als zu St. Louis gehalten."



Spahi vom Senegal.

Was Brunner über Gorée schrieb, kam noch heute, nach fast einem halben Jahrhundert, mit nur wenigen Änderungen als zutreffend bezeichnet werden, denn Gorée ist zwar im Laufe der letzten Jahrzehnte um einige stattliche Gebäude reicher geworden, hat aber im großen und ganzen sich wenig verändert. Dakar bietet ein viel anziehenderes Bild, und wer das eigenthümliche Getriebe in diesem Doppelhafen gründlich kennen lernen will, der muß es dort und nicht in Gorée studieren.



Fischende Neger am Kap Vert.



Fischende Neger am Kap Vert.

Die Bevölkerung von Dakar besteht der überwiegenden Mehrzahl nach aus Woloffs, welche sämtlich Mohammedaner sind und die Gebote des Koran streng befolgen. Morgens und abends sieht man sie im freien die vorgeschriebenen Gebete verrichten oder in einer der mit steinerner Einfassung umgebenen Gebetstätten knien, welche ihnen die Moscheen ersetzen. Die Marabuts, die sich hier aufhalten, erfreuen sich eines hohen Ansehens, und wohlhabende Neger pflegten sie reichlich zu bewirten und zu beschenken, wenn sie ihrer Einladung folgend am Abend in ihr Haus kommen, um ihnen Verse aus dem Koran vorzulesen.

Ebenso verachtet, wie der Marabut verehrt wird, sind in Dakar die Griots, eine der niedrigsten Kasten unter den Senegalnegern und doch ungemein einflußreich und selbst jenen, welche sie verachten, unentbehrlich. Der Griot hat aber auch in der Negergesellschaft keine unwichtige Rolle zu spielen! Er hat keine bestimmte Religion und auch keine Heimat — man findet ihn überall, unter den Mauren, am Senegal, am Gambia, in Futah-Djalon, im Sudan, am roten Meer, in Zanzibar und am Tsdjee — aber überall, wohin er kommt, versteht er seinen Vorteil wahrzunehmen, spekuliert mit Geschick auf die Dummheit der Menschen und betrügt alle, die mit ihm in Berührung kommen. Er versteht es vortrefflich, den Aberglauben der heidnischen Neger auszunutzen und sich als einflußreichen Vermittler zwischen ihnen und ihren Götzen aufzuspielen, und wenn er unter mohammedanische Bevölkerung kommt, verwandelt er sich rasch in einen Gaukler, Possenreißer, Musiker oder Sänger, und vermag die Massen so zu entflammen, daß er schon mehr als einmal den Anstoß zu Unruhen in der Kolonie gegeben hat. Bei dem großen Einfluß, den sie auf das Volk ausüben können, ist es daher von keiner geringen Wichtigkeit, wie die Griots sich gegenüber dem Europäer stellen, und dennoch sieht alle Welt in ihnen nichts als Trunkenbolde, verworfenes, betrügerisches Gesindel. Stirbt ein Griot, so darf seine Leiche nicht in der Erde bestattet werden, sondern sie findet ihre letzte Ruhestätte in einem hohlen Baum. Während der Nacht vor der Beerdigung halten Mädchen seiner Kaste, mit Lanzen bewaffnet, bei der Leiche Wache, um die Seele des Verstorbenen dem Satan streitig zu machen, der wohl ein unbestreitbares Unrecht auf dieselbe hat.

Die Griots bilden eine Art Mittelglied zwischen dem strengen Mohammedanismus der Woloffs und dem Heidentum des mit ihnen vermischten Volkes. Neben den Woloffs begegnen wir nämlich in Gorce-Dakar noch einem Volke, welches ihnen so ähnlich ist, daß man es auf den ersten Blick leicht mit ihnen verwechselt: den Sereros. Sie bewohnten einst die fruchtbaren Gegenden am oberen Lauf der Casamance, von wo sie durch die den Islam mit Feuer und Schwert verbreitenden Peulhs nach Norden gedrängt wurden, bis sie an der dichten Woloff-Bevölkerung Cayors eine unüberwindliche Schranke fanden. Heute bewohnen sie das Land zwischen dem Kap Vert und der Gambia, den nördlichen Teil von Cayor, die Königreiche Baol, Sin und Salum. Sie zerfallen in die beiden Stämme der Sereros Nones im Thal der Tanna und Sereros Sines in Salum, deren erstere den None-Dialekt, letztere das Adjeguem sprechen. Sie sind ein kräftiges Volk, und an Körpergröße dürfte sie kein Negerstamm Senegambiens übertreffen. Sechs Fuß hohe Männer sind unter ihnen keine Seltenheit. Spuren der Vermischung mit den Woloffs sind in ihrem Gesichtstypus unverkennbar, aber ihre Züge sind hart und nicht so regelmäßig wie jene der Woloffs, und die dicke, plattgedrückte Nase unterscheidet sie sehr unvorteilhaft von den letzteren. Götzenanbeter sind sie bis auf den heutigen Tag geblieben, und ihre beiden Götter — Takhar, der Gott der Gerechtigkeit, und Theourath, der Spender alles Guten — haben ihre Wohnsitze in uralten Bäumen, welche für heilig gehalten werden, und vor denen man allerlei Gegenstände als Opfer niederzulegen pflegte. Über Nacht war das Opfer regelmäßig verschwunden — die Priester des Gottes hatten es jedenfalls beiseite gebracht. Mit der Zeit haben sich aber unter den Sereros andere Opfergebräuche ausgebildet, welche den Priestern weniger behagen mögen: Der Opfernde verzehrt jetzt das geopfert Tier mit seiner Familie und legt nur die Hörner, die Füße und die Eingeweide desselben unter den heiligen Baum. Den Göttern scheint solch ein Opfer aber nicht willkommen zu sein, denn es ist noch nie über Nacht verschwunden, und um die heiligen Bäume häufen sich allmählich ganze Hügel von Hörnern und Knochen an. Die Priester besitzen trotzdem noch große Macht über das Volk, und

Aberglaube aller Art steht in der schönsten Blüte. Zu den Hauptobliegenheiten der Priester des Gottes Takhar gehört es, den Dieb zu entdecken, wenn einem Gemeindemitglied etwas gestohlen wurde. Unter den Klängen eines Tam-tam zieht der Priester durch das Dorf und verkündet, daß der Bestohlene eine Eidechse gefangen habe und sie am folgenden Tage zum Schmied tragen werde, um sie von diesem mit einem Hammer töten zu lassen. Eine solche Ankündigung verfehlt nie die beabsichtigte Wirkung: Der Dieb ist fest überzeugt, daß jeder Hammerschlag, der die Eidechse trafe, hundertfach seinen Körper treffen und seinen Tod herbeiführen würde, und er beeilt sich, den gestohlenen Gegenstand in der nächsten Nacht zurückzubringen.

Zu den guten Seiten im Charakter der Sereros gehört ihre Anhänglichkeit an den Grund und Boden, auf dem sie geboren sind und dem ihre Thätigkeit reichliche Ernten abgewinnt; unter den schlechten steht obenan ihre Trunksucht. Schon als Kinder werden die Sereros an das Branntweintrinken gewöhnt, und wenn sie herangewachsen sind, ist das Laster so tief gewurzelt, daß sie nach der Ernte nicht eher ruhen, als bis das Letzte, was sie besitzen, für den Ankauf des abscheulichen Sangara dahingegeben ist. Trotzdem ließe sich in ihnen leicht ein Stamm friedlicher Ackerbauer heranbilden, welcher bei genügendem Schutz gegen Plünderungszüge unruhiger Nachbarn bedeutende Mengen von Landesprodukten dem Exporthandel Dakars zuführen müßte.

Für den Aufschwung Gorées waren die benachbarten Völkerschaften von der größten Wichtigkeit. Der Handel hätte nicht leicht derartige Dimensionen angenommen, wenn manche der Völker zwischen Senegal und Gambia, die Woloffs, die Serrakolets, die Mandingas nicht zum großen Teil vom Zwischenhandel lebten. Sie vermitteln auf hunderte von Meilen den Verkehr der Küste mit dem Innern des Kontinents, wohin sie die von den europäischen Händlern gekauften Waren teils zu Schiffe bringen, teils sie durch Lasttiere oder Sklaven tragen lassen. Mancher der Eingeborenen legt auf dem Hin- und Rückwege 400 bis 500 Meilen zurück. So hat das Handelsgebiet, dessen Hafen Gorée-Dakar geworden ist, eine riesige Ausdehnung erlangt, und man begegnet auf seinem Markte den Erzeugnissen weit entfernter Länder. Daß die Preise der Waren, die schon in Gorée nicht niedrig sind, auf dem weiten Transport eine bedeutende Steigerung erfahren, ist selbstverständlich. So besitzt z. B. das im Innern des Landes nicht vorhandene Salz in Bambuf den Wert des Goldes, und der Handel bleibt trotz der weiten Entfernungen für die Eingeborenen lohnend.

Der Neger ist in der Regel ein schwerfälliger Käufer, und häufig tritt er noch von einem Geschäfte zurück, wenn man bereits glaubt, dasselbe sei so gut wie abgeschlossen. Die Kaufleute kennen aber seine Eigenheiten und wissen ihn zu behandeln. Szenen wie die im folgenden geschilderte kann man fast täglich an allen Plätzen beobachten, an welchen Tauschhandel zwischen Weißen und Negern stattfindet. Eine Schar Neger bringt dem europäischen Kaufmann eine Partie Landeserzeugnisse, und alsbald beginnt das Feilschen um die Waren, welche sie dafür erhalten sollen. Da der Kaufmann bemerkt, daß die Neger ein Gewehr mit begehrenden Blicken betrachten, ist er bereit, auch dieses hinzugeben, aber jene können sich noch immer nicht entschließen, auf sein Angebot einzugehen, scheinen vielmehr Lust zu haben, sich zurückzuziehen und die Unterhandlungen abzubreaken. Da ergreift der Kaufmann das Gewehr und beginnt es langsam und bedächtig zu laden. Sofort geht in dem ganzen Wesen der Neger eine Veränderung vor sich. Sie umringen den Weißen und verfolgen mit gespanntester Aufmerksamkeit jede seiner Bewegungen. Das Gewehr ist nun geladen, der Kaufmann tritt mit demselben ins Freie hinaus und schießt es in die Luft ab. Ein freudiger Ausruf der Neger folgt dem Schuß: „Das Gewehr schießt wirklich!“ ruft einer nach dem andern, und die Waffe wird mit noch begehrenderen Blicken betrachtet als zuvor. Der Kaufmann hat nun gewonnenes Spiel und verhält sich abwartend, denn er weiß, daß das Geschäft nun sicher zustande kommt, denn nachdem die Neger sich überzeugt haben, daß das Gewehr „wirklich schießt“, würden sie auch einen höhern Preis dafür zahlen, als ursprünglich verlangt wurde.

Ein Seitenstück dazu ist folgender, ebenfalls immer und immer wiederkehrende Fall. Ein Neger kommt in das Haus eines Europäers und bietet ein halbes Duzend Hühner zum Kauf an. Er verlangt für das

Stück 50 Sous, der Europäer aber bietet ihm für das ganze halbe Duzend statt 9 nur 7 Franks. Man wird nicht handelseinig, und der Neger macht Miene, sich zurückzuziehen. Da zieht der Europäer ein silbernes fünf-Frank-Stück hervor und bietet ihm dieses für die Hühner an. Der ersten Eingebung folgend, wird der Neger zwar ablehnend die Hand erheben, aber schon im nächsten Augenblick besinnt er sich eines andern: Das Geldstück übt auf ihn dieselbe Wirkung aus wie in dem oben erzählten Falle das losgeschossene Gewehr, und nach einigem Feilschen verkauft er jetzt die Hühner, welche er früher für 7 Franks nicht verkaufen wollte, für 5 Franks.



Fort Gorée.

Der Neger ist eben immer noch mehr oder minder ein Kind, und überlegen und rechnen bleibt seine schwache Seite. Die Sorglosigkeit, mit der er in den Tag hineinlebt, kennzeichnet nichts so treffend als die Art und Weise, wie er mit dem Erlös seiner Ernte umgeht. Keiner denkt daran, einen Teil der Ernte für die nächste Aussaat zurückzubehalten, sondern die ganze Ernte wird verkauft, um nur recht viel von den hunderterlei Gegenständen zu erlangen, welche der Kaufmann auf Lager hat. Wenn dann die Zeit der Aussaat kommt, findet sich der Neger mit betrübter Miene bei dem Kaufmann wieder ein, um soviel als er braucht von den verkauften Produkten zurückzukaufen, aber nun sind diese bedeutend im Preise gestiegen und er muß vielleicht für ein Quantum, das er früher mit 20 Centimes berechnete, jetzt einen Frank zahlen. Solche Rückkaufsgeschäfte wiederholen sich von Jahr zu Jahr, aber der Neger wird durch den Schaden nicht klug.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Neger durch den wenig Mühe erfordernden Bau der Erdnüsse seinen Lebensunterhalt verdient, trägt viel dazu bei, daß er ein so leichtsinniger Wirtschaftler bleibt. Er lebt stets von der Hand in den Mund, und nicht mit Unrecht hat man darin eine Hauptursache der vielen Unruhen und Aufstandsversuche zu erkennen geglaubt. Sobald er seine Ernte verkauft hat, ist er ein freier Mann,



Markthalle in Gorée.

den während der nächsten Monate nichts mehr an die Scholle bindet. Naht seinem Dorfe irgend eine Gefahr, so ist das bewegliche Hab und Gut mit den Haustieren schnell in Sicherheit gebracht. Was kümmert es ihn, wenn die zur Wiederherstellung der Ruhe ausgesandten Truppen seine Hütte niederbrennen? Diese ist bald wieder aufgebaut und repräsentiert keinen Wert, dessen Einbuße für ihn empfindlich wäre. Ganz anders



Das Hotel des Messageries in Dakar.

würde sich aber das Verhältnis gestalten, wenn der Neger anstatt auf die Erdnüsse, auf den Ertrag irgend einer Baumkultur angewiesen wäre. Ein Baum, der mehrere Jahre braucht, bevor er Früchte zu tragen beginnt, wäre ein wertvolles Besitztum, und die Bevölkerung eines Dorfes könnte durch das Niederhauen ihrer Baumpflanzungen empfindlich gezüglicht werden. Die Neger zu solchen Anpflanzungen zu veranlassen,

dürfte nicht schwer sein. Man brauchte nur in der Umgebung einer der europäischen Niederlassungen ein großes Stück Land mit solchen Bäumen zu bepflanzen. Die Eingeborenen in den benachbarten Dörfern würden bald auf die Vorteile der neuen Kultur aufmerksam werden und ebenfalls Versuche anstellen. Wäre die neue Kulturpflanze aber nur erst in einigen Dörfern eingeführt, so würde der dem Neger eigene Nachahmungstrieb ihr bald neue, größere Gebiete erschließen, und in wenigen Jahren könnte eine völlige Umwälzung in den Verhältnissen der Negerländer vollzogen sein.

Gewerbe und Industrie haben bei der ausgesprochenen Neigung der Neger zum Handel, noch mehr aber infolge ihrer Trägheit nur geringe Fortschritte gemacht. In Gorée sowohl als in Saint-Louis beschäftigen sich zwar einige Eingeborene mit Weberei, aber sie vermögen gegenüber der europäischen Konkurrenz nur ein kümmerliches Dasein zu fristen und müssen ihre Ware zu Preisen auf den Markt bringen, welche jede Verbesserung und jeden Aufschwung dieser Industrie unmöglich machen. Verbreiteter ist das Gewerbe der Schmiede, welche sich auch mit der Reparatur der Schießwaffen beschäftigen. Sie bilden bei allen Völkern eine streng abgeschlossene Kaste, und eheliche Verbindungen zwischen ihnen und den übrigen Angehörigen des Volkes gelten überall als etwas Unerhörtes. Ihnen gesellen sich noch die Laobé zu, die Verfertiger der Mörser zum Zerstampfen des Mil, deren Spezialität überhaupt die Anfertigung aller jener Gegenstände ist, welche aus Holz hergestellt werden. Sie sind ein über ganz Senegambien zerstreutes Nomadenvolk, welches im Gefolge der Peulhs in das Land gekommen sein soll, und werden von den anderen Völkern verachtet und gering geschätzt, obwohl diese ihre Arbeiten nicht entbehren können. Die Laobé sind nicht Mohammedaner, und von ihrer Religion ist nichts bekannt. Die dem Islam anhängenden Neger würden sich für entehrt halten, wenn sie ein Laobémädchen heiraten müßten, aber die jungen Neger suchen dieselben doch häufig auf, um ein kurzes Liebesverhältnis anzuknüpfen, da sie glauben, daß ein solches ihnen Glück bringe, und die Laobémädchen betreiben dies ebenso geschäftsmäßig, wie ihre Väter die Fabrikation der Mörser und anderer Holzwaren.

In Cayor besitzt Gorée-Dakar ein ungemein fruchtbares Hinterland, in welchem Erdnüsse, Baumwolle, Indigo, Hirse u. s. w. in Hülle und Fülle gedeihen. Seitdem unter der französischen Herrschaft die verheerenden Kriegszüge der Eingeborenen ein Ende gefunden haben, entwickelte sich Ackerbau und Viehzucht immer mehr und der Verkauf ihrer großen Rinder- und Schafherden bildete eine ebenso reiche Einnahmequelle der Eingeborenen wie der Handel mit ihren Felderzeugnissen. Noch sind aber riesige Strecken Landes unbebaut, weite Ebenen ohne eine Spur menschlicher Wohnungen, auf denen nur die altehrwürdigen Baumriesen dem Auge einige Abwechslung bieten. Da ist zunächst der gewaltige Baobab, der Affenbrotbaum (*Adansonia digitata*)<sup>23)</sup>, der König unter den afrikanischen Bäumen, den nur der Mammutbaum Kaliforniens an Stärke übertrifft. Der Stamm des Baobab wird nur 4 bis 5 Meter hoch, aber seine mächtige Laubkrone erreicht eine Höhe von 20, sein Stamm von 50 Meter, und man kennt Stämme, welche etliche 50 Meter im Umfang messen. Beim Dorfe Grand Galargues steht ein Baobab, welcher 5000 bis 6000 Jahre alt sein soll, doch ist diese Angabe nicht sehr wahrscheinlich, da die Stärke des Stammes nicht von seinem Alter abzuhängen scheint, indem man bisher durch genaue Untersuchungen der Jahresringe vieler Baobabs nur ein Alter von 500 Jahren feststellen konnte. Zwischen den fünf- bis siebenzählig gefingerten Blättern, welche die Zweige bedecken, hängt an langen Stielen eine Unmasse malvenartiger, weißer Blüten herab, aus denen sich die große Frucht entwickelt. Diese Frucht, deren Mark den Eingeborenen zur Nahrung dient, ist aber nicht der einzige Nutzen, welchen der Riesenbaum dem Menschen gewährt. Die Asche der Fruchtschalen dient in Ver-

<sup>23)</sup> Er hat seinen lateinischen Namen nach dem französischen Naturforscher Michel Adanson erhalten, dem ersten Gelehrten, welcher Senegambien bereiste. Die Entstehung des Namens Affenbrotbaum ist nicht zu ergründen. „Wenigstens kann nur ein Irrtum zu dem Glauben geführt haben, daß Affen von den Früchten lebten. Wir haben dem Gorilla, Chimpanzen und vielen Arten Meerkatzen vergebens davon angeboten und schließlich das schwammartig getrocknete Mark nur zum Verschwelen benutzt, um uns durch den entstehenden Rauch die Mosquitos fern zu halten.“ J. Falkenstein, *Afrikas Westküste*. Prag, Tempsky, 1885, Seite 76.

bindung mit Palmöl zur Bereitung von Seife, die Blätter werden gekocht und als Gemüse genossen oder zum Würzen der Speisen benutzt. Im Schatten seiner weit ausgebreiteten Zweige aber finden ganze Karawanen ein Obdach und Schutz gegen die Sommenglut, und wie in einem Walde lagern sie unter dem Riesenbaum.

Dem Baobab reihen sich verschiedene Arten gelbblütiger Akazien und Mimosen an, ferner die Tamarinde und der Papaya-Baum, und in den Bergen am Kap Vert wächst die Ananas wild. Alle übertrifft an Schönheit der Formen die herrliche Wein- oder Ölpalme, *Elaeis guineensis*. „Wie gekräuselte Federbüsche steigen ihre hellgrünen Blätter empor vom schuppigen, 40 bis 50 Fuß hohen Stamm und hervor aus einem Kranze zimmenähnlicher Schuppen; ihren eigenen Mittelpunkt aber bezeichnet der senkrecht aufstrebende Pfeil des noch unentfalteten jüngsten Triebes. Mag es in Brasilien oder am Orinoko oder auf den Antillen noch höhere, glänzendere Palmenformen geben, so giebt es doch schwerlich dort geschmackvollere Verhältnisse zwischen Blätterkrone und Stamm.“ (Siehe Seite 49.) 52

Am Fruchtbäumen der verschiedensten Art ist das Hinterland von Gorée-Dakar sehr reich, und die Eingeborenen bringen täglich große Massen von Früchten auf den Markt.<sup>20)</sup> Es würde den Rahmen dieses Werkes überschreiten, wenn wir hier ein erschöpfendes Bild der Flora Senegambiens geben wollten, umso mehr da wir späterhin noch wiederholt Gelegenheit finden werden, die Flora West-Afrikas in günstiger situirten Landstrichen zu schildern. Um dem Leser aber doch in flüchtigen Zügen ein Bild der Landschaft am grünen Vorgebirge zu bieten, sei hier ein Bruchstück aus der Schilderung eines Marsches von Gorée zu den Mamellen eingeschaltet.

Das Kap Vert, in dessen Umgebung die öde, vegetationslose Küste, längs welcher man vom Kap Blanc nach Süden gefahren ist, ihr Ende erreicht, und wo man zum erstenmal wieder Baumwuchs erblickt, läuft gegen Norden in zwei runde Hügel aus, welche von den Matrosen the two Paps genannt werden. Das sind die unter dem Namen Mamellen bekannten Höhen, der am weitesten gegen Westen vorspringende Teil Afrikas. Mit vollem Recht führt dieses an Spuren alter vulkanischer Thätigkeit reiche Vorgebirge, welches der Portugiese Diniz Fernandez im Jahre 1446 zuerst umschiffte, den Namen des grünen, denn jenseits desselben trifft man etwa vom 14<sup>o</sup> N. an einen Pflanzenwuchs von geradezu tropischer Üppigkeit. „Kaum hat man,“ berichtet Sam. Brunner über seinen Besuch der Mamellen, „den hinter dem Dorfe Kham sich erstreckenden natürlichen Teich auf Negerlenden überschritten, so befindet man sich in einem Gebüsch von Öl- und Sumpfpalmen, Adansonien, Sykomoren, Bonduccellen u. s. w., welches diese feuchten Stellen malerisch umzieht. Längs dessen hinterem trockenem Rande standen viele fast mannshohe, jedoch abgedorrte Stengel einer offenkundigen Lippenblume (*Labiata*), welche ich am liebsten entweder für *Leontis nepetifolia* oder *Leontis pallida* halten möchte, wie auch Sträucher von *Ricinus communis*. Die dahinter sich erhebende sanfte Anhöhe führt sehr bald zu einem ganzen lichten Palmenwäldchen, um welches herum ungeheure Baobabstämme von den seltsamsten Formen Wache halten und hin und wieder ein breiter Tamarindenbaum seine zarte und doch so dichte Krone ausbreitet. . . . Von hier an steigt das Gelände, unmerklich zwar, aber beständig. Nimmehr größtenteils abgedorrte Grastriften wechseln mit Gebüsch, worin *Bauhinia reticulata*, *Ziziphus orthacanta* Dc. (?), *Acacia albida* Del., *Parinarium senegalense* und verschiedene andere, wegen Mangel an Blüten und Früchten unkenntliche

<sup>20)</sup> „Ich sah und kostete hier zum erstenmal den sonderbaren, aber für meinen Gaumen sehr schmackhaften Nieren- oder Anakardienapfel (*Anacardium occidentale*, *Pomme-acajou* genannt), die butterartige Banane (*Musa paradisiaca*), die rahm-ähnliche *Anona muricata* (*Corosso*), die säuerliche Guyave (*Psidium pyriferum*), die zwar stattliche doch häßlich schmeckende Borassusfrucht und endlich außerordentlich feine Orangen von der nahen Gambia und den Inseln des grünen Vorgebirges. Zwei Arten Detarfrüchte (*Detarium senegalense* und *D. microcarpum*) werden überdies hier sowohl als in Gambia feilgeboten; erstere, *Datch*, einem Aprifosenferne ähnlich, doch 6 bis 8 mal größer, enthält unter der dünnen Schale ein honig süßes Mark, von den zahllosen Fasern an der Oberfläche der großen flachgedrückten Nuß durchzogen; die andere, *Danch* genannt, ist um die Hälfte kleiner und steht jener auch an Schmackhaftigkeit nach. Endlich kommt in beiden Kolonien noch eine Art von *Parinarium*, *P. excelsum*, unter dem Namen *Mampate*-Birne vor, welche reif ungefähr den Geschmack weicher Mispeln besitzt.“ Sam. Brunner, Reise nach Senegambien, S. 141.

Sträucher die Hauptrolle spielen. *Sphaeranthus senegalensis*, *Walteria americana*, eine weithin schimmernde *Oldenlandia*, ein seidnartig glänzender *Convolvulus* u. a. m. schmückten kahle Stellen, welche dagegen gleich nach Eintritt der ersten Regen mit einem so üppigen Rasenteppich sich bekleiden, daß nicht weniger denn 15 Hibiscus-Arten (oder wohl eher Malvaceen überhaupt) vorkommen sollen.<sup>27)</sup>

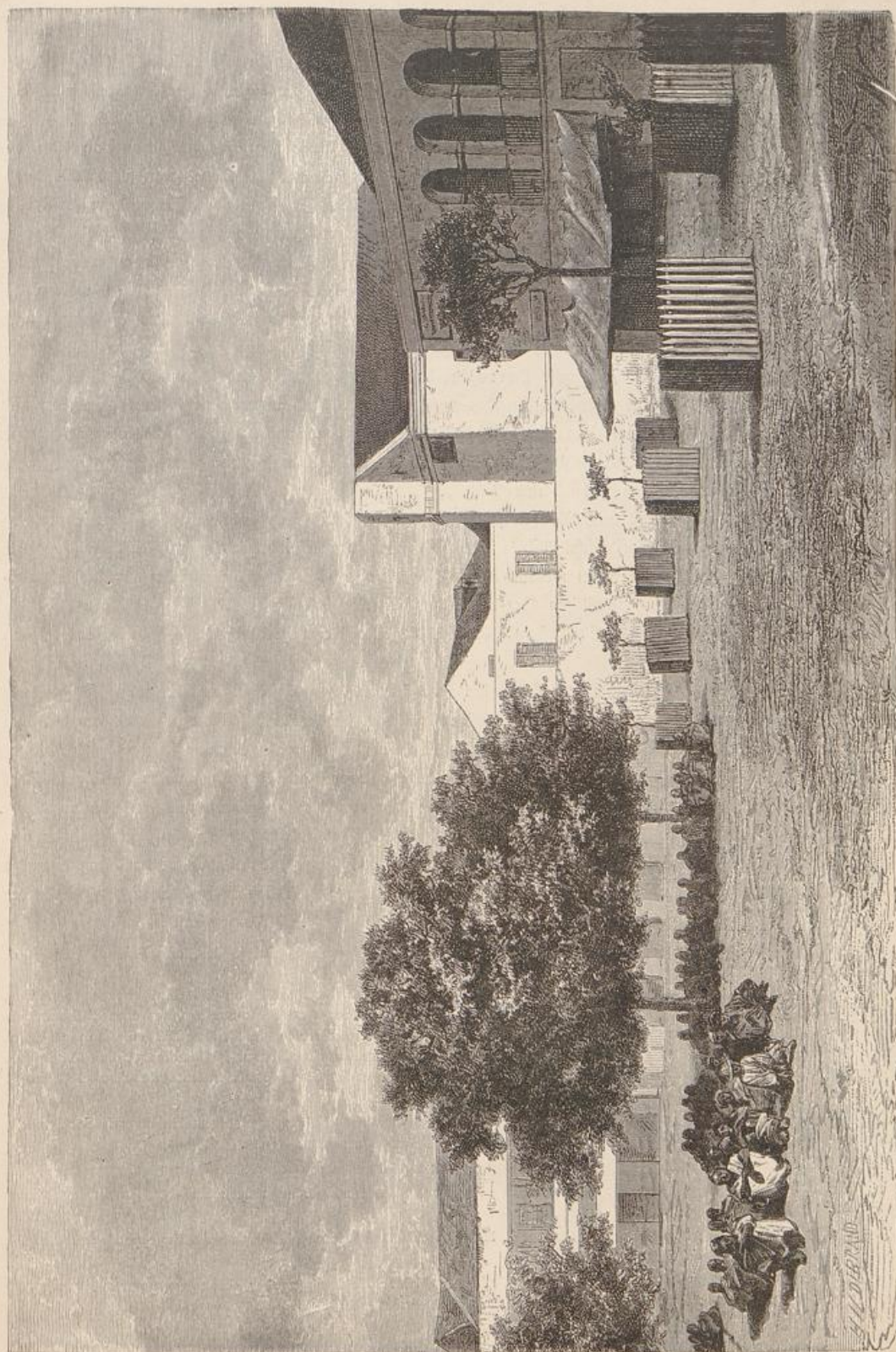
Eine lange Reihe von Forschern hat sich mit der Flora Senegambiens beschäftigt. Von 1749 bis 1753 durchforschte der Franzose Michel Adanson hauptsächlich die Umgebung von Saint-Louis, unternahm



Der Jabiru.

aber auch mehrere Reisen in das Innere des Landes, nach Podor, nach Kap Vert, zum Gambia u. s. w. Er veröffentlichte nach seiner Heimkehr einen Bericht über seine Reisen<sup>27)</sup>, von welchem leider nur der erste

<sup>27)</sup> Histoire naturelle du Sénégal, avec la relation abrégée d'un voyage fait en ce pays en 1749—1753. Paris 1771. — Deutsche Übersetzungen: Nachricht von einer Reise nach Senegal. Übersetzt von Schreber. Leipzig 1773. — Reise nach Senegal. Übersetzt von Martini. Brandenburg 1773.



Markt in Gorée.



Markt in Gorée.

Band erschien, welcher die Schilderung seiner Reiseerlebnisse enthält, während der botanische Teil des Werkes nicht zum Druck gelangte. Jean Baptiste Léonard Durand, Leiter der Kolonie am Senegal, veröffentlichte über seine Forschungen in den Jahren 1784 und 1785 ein auch ins Deutsche übersetztes Werk.<sup>28)</sup> Im Jahre 1825 bereiste der Schiffslieutenant Henry Ernest Grout de Beaufort, welcher schon von 1818 bis 1825 am Senegal gewohnt hatte, den Gambia bis in die Nähe der Falemé, 120 Lienes von seiner Mündung, und kam nach einem Besuch bei den Mandingos glücklich nach Bakel. Im folgenden Jahre durchforschte er Bondu im Süden von Bakel und das Königreich Bambuk. Von allen seinen Reisen brachte er viele Pflanzen und Mineralien mit, aus Gebieten, welche nach ihm bis heute kein Botaniker wieder betreten hat. Die Sammlungen des dem senegalischen Klima erlegenen englischen Reisenden T. Eduard Bowdich, welcher die Kapverden und die Umgebung von Bathurst am Gambia durchforschte, sind zwar auf dem Transport nach England untergegangen, aber die von seiner Witwe veröffentlichte Reisebeschreibung<sup>29)</sup> enthält viel Mitteilungen über die flora Senegambiens. Der Franzose Perrottet durchforschte von Richard Toll und Saint-Louis aus in den Jahren 1824 und 1825 die Ufergegenden des untern Senegal und unternahm in den folgenden vier Jahren, nachdem er zum „Directeur des cultures de la Sénégalaise“ ernannt worden, wiederholt Reisen in das Innere, den Senegal aufwärts, längs der Küste nach Rufisque, Gorée und zum Gambia, aber sein großes Werk über die flora Senegambiens<sup>30)</sup> blieb unvollendet.

Sam. Brunner, ein Arzt aus Bern, reiste 1858 von St. Louis über Gorée nach Bathurst, von wo er über den Fluß Salum nach Gorée zurückkehrte und sich nach den Kapverden begab. Er veröffentlichte außer der Beschreibung seiner Reise,<sup>31)</sup> in welcher er die flora der durchreisten Länder in erster Reihe berücksichtigte, einen Bericht über die botanischen Ergebnisse derselben.<sup>32)</sup> Auf seiner Reise längs der Westküste Afrikas 1843 bis 1848 besuchte auch Edelestan Jardin die Küsten Senegambiens, die Insel Gorée, Haun und Dofar.<sup>33)</sup>

Von Reisenden und Forschern, welche Herbarien vom Senegal nach Europa brachten, ohne selbst Werke über dieselben zu veröffentlichen, seien noch die folgenden erwähnt, deren Sammlungen sich teils im Muséum d'histoire naturelle in Paris, teils im Britisch Museum in London befinden: Der Marine-Apotheker Leprieur, der in den Jahren 1824 bis 1829 Senegambien bereiste, durch Cayor nach Kap Vert und dem Dorfe Joal im Königreich Baol, weiterhin zum Gambia und zur Casamance bis zum roten Vorgebirge und den Mandingas,<sup>34)</sup> von welchen Reisen er 1800 (?) Pflanzen heimgebracht haben soll; Heudelot, der das linke Senegalufer von Saint-Louis bis Galam durchforschte, 1855 bis 1857 die Königreiche Cayor, Baol und Salum, den Gambia und die Casamance besuchte und bis Bondu an der Falemé vordrang;<sup>35)</sup> schließlich in den letzten Jahren der

<sup>28)</sup> Voyage au Sénégal en 1784—1785 . . . depuis le Cap Blanc jusqu'à la rivière de Sierra Leone. Paris 1807. 2 vol. —

<sup>29)</sup> Excursions in Madeira and Porto-Santo during the autumn of 1823, while on his third voyage to Africa. London 1825. — Ins französische übersezt: Excursions dans les îles de Madère et de Porto-Santo, faites dans l'automne de 1823 pendant son troisième voyage en Afrique; suivies: 1° du Récit de l'arrivée de M. Bowdich en Afrique, et les circonstances qui ont accompagné sa mort; 2° d'une Description des établissements anglais sur la Gambie; 3° d'un Appendice contenant des observations relatives à la zoologie et à la botanique, et un choix de morceaux traduits de l'arabe. Paris et Strassbourg 1825.

<sup>30)</sup> Guillemin Perrottet et Richard, Florae Senegambiae Tentamen, sive Historia plantarum in diversis Senegambiae regionibus a peregrinationibus Perrottet et Leprieur detectarum. I. Band, Paris 1830—1833.

<sup>31)</sup> Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebürges im Jahre 1858. Bern 1840.

<sup>32)</sup> In der Zeitung „flora“ 1840: Botanische Ergebnisse einer Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebürges.

<sup>33)</sup> Die Ergebnisse seiner Reise sind niederlegt in Herborisations sur la côte occidentale d'Afrique pendant les années 1845—1848. Paris 1859.

<sup>34)</sup> Durch eine Sendung nach Guyana an der Vollendung seiner Beschreibung der flora Senegambiens verhindert, übergab er das gesammelte Material Perrottet, dessen Werk (s. oben) unvollendet blieb.

<sup>35)</sup> Seine Sammlungen sind in Olivier, Flora of tropical Africa beschrieben.

Ingenieur Carrey, der 1880 zwischen Bakel und Sangalla am obern Senegal sammelte, der Kommandant Derrien, der in demselben Jahre als Leiter der topographischen Abteilung der Mission Borgnis-Desbordes ebenfalls am obern Senegal zwischen Bakel und Kita thätig war, und Dr. Bayol, der 1881 von Boké nach Timba und von dort zurück nach Medine reiste.

Die letzten dieser Expeditionen, welche, besser ausgerüstet als die früheren, auch größere Erfolge erzielten, werden wir auf den folgenden Blättern auf ihrem Zuge durch das Land begleiten und dabei Gelegenheit haben, ihre Leistungen kennen zu lernen. Wäre Faidherbe am Ruder geblieben, würde Frankreich vielleicht schon vor zehn Jahren am Senegal erreicht haben, was es nun allmählich zu erreichen beginnt, denn nach seiner Abberufung fehlte die Triebkraft, welche bis dahin die Maschine in Bewegung gesetzt hatte, und auf all den mannigfaltigen Gebieten, denen Faidherbe seine Aufmerksamkeit zugewendet, geriet alle Thätigkeit ins Stocken.

Der Zeit der Blüte der Kolonie unter Faidherbes Verwaltung folgte eine Zeit des Niedergangs, in welcher Frankreich einen großen Teil der Errungenschaften, welche es dem Talent und der Energie seines bedeutendsten Gouverneurs verdankte, verlor. Valière, der Nachfolger Pinet-Laprades, wollte möglichst die Anwendung von Waffengewalt vermeiden, und er verdarb durch Schwäche und Nachgiebigkeit alles. Um die Unruhen in Cayor zu beenden, paktierte er mit dem vertriebenen Lat-Dior, setzte ihn wieder als Damel ein und trat ihm im Jahre 1871 auch den größern Teil der Gebiete ab, welche seiner Zeit durch den Vertrag mit Madiodio mit den französischen Besitzungen vereinigt worden. Frankreich war am Senegal um 10 Jahre zurückgeworfen. Sein Unglück auf den Schlachtfeldern des deutsch-französischen Krieges wirkte in Afrika nach, denn der Gouverneur wurde nun noch vorsichtiger als zuvor und suchte sorgsam alles zu vermeiden, was zu Verwickelungen mit den Eingeborenen führen konnte, da er glaubte, nicht über genügende Kräfte zu verfügen, um jeden Widerstand zu brechen. Unzivilisierten Völkern erscheint aber Nachgiebigkeit stets als Schwäche, und so wurde denn Lat-Dior in demselben Grade frecher und anmaßender, als der Gouverneur sich nachgiebig zeigte. Er verlangte, daß ihm für alle Waren, welche von Saint-Louis ins Innere des Landes geführt wurden, ein Zoll entrichtet werde, und der Gouverneur gestand die Errichtung einer Zolllinie unmittelbar vor Saint-Louis zu. Dieser erste Erfolg ermutigte den Damel, einen Versuch zur Wiedereinführung der Coutumes zu machen; die Kaufleute, die in sein Land kamen, wurden auf alle mögliche Weise belästigt und bedrückt, und eines Tages sandte der Damel Boten nach Rufisque und ließ die Franzosen zur Zahlung der ihm gebührenden Coutumes auffordern. Schließlich wollte er die Franzosen völlig vertreiben und rückte mit einem Heere gegen Saint-Louis heran. Er war nur noch wenige Stunden entfernt, als er auf die vom Gouverneur in Eile zusammengerafften Truppen stieß, doch zum Kampfe kam es nicht, denn Valière zog auch diesmal die Unterhandlungen vor und bewog den Damel durch Nachgiebigkeit gegen verschiedene seiner Wünsche zur Umkehr.

Die unheilvollen Folgen des von Valière befolgten Systems sollten sich bald zeigen. Die mit Lat-Diors Willkürherrschaft unzufriedenen Unterthanen desselben empörten sich gegen ihn und riefen Amadu-Seku, den Almamy von Futa, welcher nach Unterwerfung Dscholoffs ihr Grenz Nachbar geworden war, zum Beistand herbei. Lat-Dior wurde vertrieben und suchte Schutz bei den Franzosen. Der Erfolg Amadus konnte für Frankreich verhängnisvoll werden. Eine gewaltige Erregung machte sich unter allen Völkern im Senegalgebiet bemerkbar, sie begannen zu glauben, daß die Stunde ihrer Befreiung nahe und Frankreichs Macht im Schwinden sei. Geheime Sendboten Amadus fanatisierten die Bevölkerung Walos und organisierten allmählich eine weit verzweigte Verschwörung, welche durch eine neue sizilianische Vesper in Saint-Louis zum Ausbruch kommen sollte. Während die Stadt an mehreren Stellen zugleich in Brand gesteckt wurde, wollte Amadu mit seinem Heer dieselbe überfallen, und er zweifelte nicht, daß es ihm mit Hilfe seiner Anhänger gelingen würde, die Garnison zu überwältigen. Zum Glück wurde dieser Plan verraten, und Valière fand Zeit, ihn zu verhindern. Trotz der großen Gefahr, welche in der Bildung eines großen mohammedanischen

Reiches im Herzen Senegambiens lag, hätte er sich aber auch jetzt noch nicht zu energischem Einschreiten aufgerafft, wenn nicht der auf einer Inspektionsreise in Saint-Louis weilende General Pelletier ihn dazu gedrängt hätte. So wurde denn endlich im Februar 1875 eine Kolonne von 500 Mann Infanterie mit einiger Kavallerie und 2 Geschützen gegen Amadu ausgesandt, welche sich mit den Anhängern Lat-Diors vereinigte und das bedeutend überlegene Heer Amadus am 11. Februar bei der Stadt Cofi angriff. Nach einem erbitterten Kampfe, in dem die Neger sich im Handgemenge mit großer Bravour schlugen, wurde Amadus Heer zerstreut; er selbst war unter den Toten. Anstatt aber seinen Sieg auszunutzen und Frankreich die verlorenen Vorteile zurückzugewinnen, setzte Valière in unbegreiflicher Verblendung Lat-Dior bedingungslos als



Griots in Gorée.

Damel wieder ein und begnügte sich mit der ohne Garantien ziemlich wertlosen Anerkennung des französischen Protektorats über Cayor.

Es war ein Glück für die Kolonie, daß der schwache Valière endlich im Jahre 1876 abberufen wurde und in Brière de l'Isle einen energischen Nachfolger erhielt, der nicht gesonnen war, die Übergriffe und Feindseligkeiten der Negerfürsten länger zu dulden. Eine Gelegenheit, den Senegalesen zu zeigen, daß nun in Saint-Louis wieder ein anderer Wind wehe, bot sich bald. Der Fürst von Logo bei den Felu-Katarakten war mit dem alten Freund Frankreichs, dem König Sambala von Khasso in Streit geraten und lehnte trohzig die angebotene Vermittelung der Franzosen ab. Er vertraute auf die weite Entfernung seines

Landes vom Sitze des Gouverneurs, aber ehe er sich dessen versah, erschien ein französisches Korps vor seiner befestigten Hauptstadt Sabuciré, welche, da sie Widerstand leistete, in wenigen Stunden durch das Geschützfeuer der Belagerer in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Diese Expedition, welche Frankreichs Ansehen am obern Senegal wiederherstellte, kostete jedoch noch schwere Opfer, da in dem gegen Logo ausgesandten Korps



Richard Toll.

das gelbe Fieber ausbrach, dem vor der Rückkehr nach Saint-Louis noch gar mancher erlag, und das dann noch jahrelang einen verheerenden Umzug in der Kolonie hielt.

Durch das gelbe Fieber wurde der Beginn einer großartigen Friedensarbeit, welche der Gouverneur plante, um mehrere Jahre verzögert. Schon Pinet-Laprade hatte die Idee angeregt, durch das obere Cayor,



Ufer des Senegal.

in welchem dem Eisenbahnbau nicht die geringsten Hindernisse entgegenstanden, eine Eisenbahn nach Dakar zu führen. Brière de l'Isle nahm nun diese Idee auf, und auf seine Veranlassung wurden die ersten Vorarbeiten unternommen, auf Grund welcher die Kosten der projektierten Bahn auf etwa 16 Millionen franks (62000 franks für den Kilometer) veranschlagt wurden. Der Damel Lat-Dior gab seine Einwilligung zum Bau der

Bahn, erklärte sich bereit, das nötige Land unentgeltlich zu überlassen und während des Baues für die Herbeischaffung von Proviant für die Arbeiter Sorge zu tragen. Es währte aber noch lange, bevor das von Herrn Walter, dem Leiter der öffentlichen Arbeiten am Senegal ausgearbeitete Eisenbahnprojekt von der französischen Kammer mit mehreren Änderungen angenommen wurde. Die Compagnie des Batignolles erhielt endlich die Baubewilligung unter einer Zinsengarantie von 3400 franks für den Kilometer, aber nun hinderte wieder das am Senegal wütende gelbe Fieber den Beginn der Arbeiten, so daß das Jahr 1882 herankam, bevor der Bau begann. Inzwischen wurden auf Anordnung der Regierung die Vorarbeiten zum Bau einer zweiten Bahn begonnen, welche Saint-Louis mit Médine verbinden und so den Handelsverkehr des ersten Platzes mit dem obern Senegalgebiet vom Steigen und Fallen des Flusses unabhängig machen sollte. Bevor wir aber den mit diesen Arbeiten betrauten Expeditionen flüßaufwärts folgen, müssen wir den Leser vor allem mit einem Volke bekannt machen, dem wir bis tief ins Innere des Kontinents hinein fortan auf Schritt und Tritt begegnen werden: mit den Peulhs.

Für Frankreich ist keines der vielen Völker Afrikas von so großer Wichtigkeit, wie die Peulhs, denn von der Haltung dieses Volkes hängt es in erster Reihe ab, ob die französische Kulturarbeit seitens der Einheimischen Förderung oder hartnäckigen Widerstand finden wird. Fast über ein Sechstel des afrikanischen Kontinents ist dieses Volk verbreitet, allerdings fast überall mit anderen Völkern vermischt. Frankreich, welches bald mit den Peulhs in Berührung kam, verdankt man denn auch die ersten Nachrichten über dieses Volk. Sie reichen bis zum Jahre 1500 zurück. In diesem Jahre wird ein Führer der Peulhs, Dambadumbi, von Mohamed Uskia geschlagen, und um das Jahr 1555 bricht zwischen Manti-Mansa, König von Melli, und einem „König der Fullos“ ein Krieg aus. Späterhin haben alle Reisenden von Mungo Park bis auf die Neuzeit Nachrichten über die Peulhs gebracht, doch es ist nicht leicht, sich in denselben zurechtzufinden, denn die Varianten des Namens Peulhs, welche die einzelnen Reisenden vorbringen, sind Legion. Wir stoßen auf die Benennungen Fullos, Foulis, Pholeys, Foulahs, Fouleys, Felans, Fellâtas, Felanies, Foulanies, Fullan, Fellani, Fulbe, Peules, Poules, Peulhs u. s. w. Nach Heinrich Barth's Forschungen ist die Grundform des Namens „Pul“, was „hellbraun“ bedeutet, im Gegensatz zu „Olof“, „schwarz“ (W-olof, y-olof), Mehrzahl Pul-be, neben welcher letztern auch Fulbe gebräuchlich ist, der Name, den auch Barth durchgehends anwendet. Die am Senegal übliche Benennung des Volkes, durch die französische Schreibweise „Peulhs“ (oder Peuls) wiedergegeben, hat jedoch in der Ethnographie das Bürgerrecht erlangt und die von Barth vertretene Benennung verdrängt<sup>36)</sup>.

Als die eigentliche Heimat der Peulhs kann man Senegambien betrachten, von wo sie ihre Eroberungszüge durch den Sudan begonnen haben. Dort bildeten sie die Mehrzahl der Bevölkerung in Futa-Toko, Futa-Bondu, Futa-Dschallon und dem noch wenig bekannten Fuladou, Ländern, welche noch den Namen ihrer Rasse tragen, und wohnen zwischen Wolofs, Toucouleurs, Soninkes und Mandingas in Dimar, Damga, Dscholoff und Digara, in letzterem Gebiet, nahe der Gambia-Mündung wieder die Hälfte der Bevölkerung bildend.

Zu derselben Zeit, als Napoleon seinen Siegeslauf begann und die Landkarte Europas völlig umgestaltete, hatte auch der Sudan seinen Eroberer, welcher der Gründer eines großen Reiches wurde. Unter den Peulhs in den Wäldern von Adar lebte ein Mann, namens Othman, bekannter unter dem Namen Danfodio<sup>37)</sup>, der sich durch seine Gelehrsamkeit, seine Frömmigkeit und seinen asketischen Lebenswandel großes Ansehen unter seinen Stammesgenossen erworben hatte. Er sprach geläufig fast alle Dialekte des Sudan, und als Kenner des Koran kam keiner seiner Stammesgenossen ihm gleich. Das Volk sah in ihm einen von Gott

<sup>36)</sup> J. de Crozals in seiner Studie über die Peulhs: Les Peulhs. Etude d'éthnologie africaine. Paris, Maisonneuve et Cie, 1883, S. 59, behält neben dem Namen Peulh für das einzelne Individuum noch zur Bezeichnung der Rasse und des Reiches den Namen Fullah bei.

<sup>37)</sup> d'Avezac und Eichthal erklären diesen Namen für eine korrumpierte Form von Dzou-el-Nafadyah (der Verwüster). Clapperton dagegen übersetzt ihn mit „der Sohn des fodio“.

gesandten Propheten, und scharenweise folgte es seinem Rufe, als er sich in Gober niederließ und dort eine Stadt gründen wollte. Dem Sultan von Gober, Baoua, erschien jedoch der Prophet bald gefährlich, umso mehr, da er sich ein Richteramt über ihn anmaßte und sich erlaubte, manche seiner Handlungen einer scharfen Kritik zu unterziehen, weshalb er schließlich mit allen seinen Anhängern aus dem Lande gewiesen wurde. Danfodio kehrte nach Udar zurück und gründete dort eine neue Stadt, welche ein Sammelplatz aller seiner zahlreichen Anhänger wurde. Er begann nun offen den Glaubenskrieg zu predigen und sein fanatisiertes Gefolge für denselben vorzubereiten. Seine Krieger erhielten ein weißes Gewand als Symbol der Sittenreinheit, und von weißer Farbe waren auch die Fahnen, welche er den Führern der einzelnen Abteilungen seines rasch wachsenden Heeres übergab. „Allah akbar!“ (Gott ist groß!) sollte das Kriegsgeschrei sein und ein Schlachtgesang, von Danfodio selbst verfaßt, den Mut der Krieger entflammen.

Der Prophet hatte verkündet, daß jeder, der im Kampfe gegen die Ungläubigen den Tod finde, sofort der Freuden des Paradieses teilhaftig werde. Kein Wunder daher, daß die armen Peulhs, die im Leben nichts zu verlieren, dagegen alles zu gewinnen hatten, und für die der Tod seiner Schrecken entkleidet war, sich mit einem Ungestüm in den Kampf stürzten, welchem niemand zu widerstehen vermochte. Ihr Glaube an das Prophetentum Danfodios und die Aussicht auf Erwerbung der Reichtümer der Neger wurden die Triebfedern einer gewaltigen Bewegung, wie sie in solchem Umfange der Sudan wohl noch nicht gesehen hatte.

Kano unterwarf sich dem Propheten ohne Kampf. Der Sultan von Gober, dadurch beunruhigt, sandte ein Heer gegen Danfodios Hauptstadt Sokoto, um ihn von dort zu vertreiben, aber seine Truppen wurden geschlagen und Danfodio ging selbst zur Offensive über: Sultan Baoua fiel in der Schlacht und sein Land wurde eine Beute der Sieger<sup>28)</sup>. Unaufhaltsam wälzte sich nun der Strom weiter, und Haoussa, Cobbi, Jourri und ein Teil von Nyffé wurden dem Propheten unterthan, der somit fast alle Länder zwischen dem Niger und dem Tsadsee sich zu Füßen sah. Reiche Grenzländer im Westen und Osten lockten zur Fortsetzung des Eroberungszuges: dort Joruba, hier Bornu. Wie eine alles vernichtende Hochflut ergossen sich Danfodios Scharen im Jahre 1809 über Bornu, welches reiche Land so verwüstet wurde, daß Barth noch 40 Jahre später die traurigen Folgen des Kriegszuges vorfand. Ghasr-Eggomo, zur Zeit des Einfalls der Peulhs eine gut befestigte, volkreiche Stadt von 6 Meilen im Umfang, wurde vollständig zerstört. Hartnäckiger, doch nicht minder erfolglos war der Widerstand der Eingeborenen in Joruba. Diese ermordeten, als die Peulhs in ihr Land eindrangten, schonungslos alle Muselmänner, die in ihrer Mitte weilten, sowohl die im Lande Ansässigen, als die fremden Kaufleute, aber sie vermochten die Heerscharen des Propheten auf ihrem Siegeszuge nicht aufzuhalten. Rakah, Elora (Alfaga), eine Stadt nach der andern wurde von den Peulhs erobert, sie überstiegen das Konggebirge und drangen bis zum Meere, zur Sklavenküste vor.

Winnen zehn Jahren hatte Danfodio sich ein Reich erobert, das sich vom Tsadsee fast bis zum Atlantischen Ozean erstreckte, aber er verstand nicht nur ein Reich zu erobern, sondern es auch zu verwalten. In den Städten und Dörfern, aus denen die Neger entflohen waren, wurden Peulhs und Araber angesiedelt, und Gesetz und Ordnung so streng aufrecht erhalten, daß, wie Clapperton sagt, eine Frau damals mit einem Korb voll Gold auf dem Kopfe von einem Ende des Reiches zum andern allein wandern konnte, ohne einer Gefahr ausgesetzt zu sein. Besonders streng wurde die Befolgung der Vorschriften des Korans überwacht. Das große Reich, welches Danfodio geschaffen, ruhte ja auf religiöser Grundlage, und der Ruhm des Propheten war es, der Tausende und aber Tausende von Pilgern aus Marokko, Tunis und Tripolis nach der neuen Residenzstadt Sokoto führte. Mit wahrhaft fürstlicher Gastfreundschaft wurden dort die Fremden empfangen, und reich beschenkt mit Sklaven, Kameelen und Lebensmitteln kehrten sie heim.

<sup>28)</sup> H. Clapperton, Tagebuch der zweiten Reise ins Innere von Afrika. Weimar 1850. Clappertons Reisetagebuch ist die einzige Quelle unserer Kenntnisse dieser Vorgänge. Alle späteren Schilderer derselben haben mehr oder minder aus Clappertons Bericht geschöpft.

Der religiöse Fanatismus, welchen Danfodio angefaßt hatte, wurde aber schließlich im Jahre 1816 sein eigenes Verderben. Sein Sinn verwirrte sich, er bildete sich ein, daß das viele Blut der Rechtgläubigen, welches in seinen Kriegen vergossen worden, das himmlische Strafgericht auf sein Haupt herabrufen werde, und mitten in der Schlacht begann er zu jammern, daß er der Hölle verfallen sei. Die Macht des Wahnsinns drohte alles zu vernichten, was sein klarer Geist geschaffen, und nur die große Verehrung, welche sein Volk



Frauen vom unteren Senegal.

ihm auch jetzt entgegenbrachte, verhinderte es, daß seine Schöpfung noch bei seinen Lebzeiten zerfiel. In den Augen der Mohammedaner war er ein Heiliger. Wenn er sein Haar schneiden ließ, wurde dasselbe sorgsam gesammelt und in goldenen oder silbernen Büchsen aufbewahrt, und als er mehrere Jahre später starb, wurde sein Grab ein Wallfahrtsort, zu welchem die Mohammedaner von nah und fern zu pilgern pflegten.

Mohammed-Bello, einer der vielen Söhne des Propheten, wurde sein Nachfolger, nachdem er seinen Bruder Atago, der ihm die Herrschaft streitig machen wollte, rasch bezwungen hatte. Er herrschte über alle

Länder östlich und südlich von Haoussa, während ein Neffe seines Vaters, Mohammed-ben-Abdallah, die westlichen Länder als Teilsfürstentum erhielt. Der Tod des Propheten und die Teilung des Reiches ermutigte die unterworfenen Völker zu einem Versuch, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, und Mohammed-Bello sah sich bald rings von Feinden umgeben.

Bello war zwar ein tapferer, energischer Mann, aber die Siegeszuversicht, welche die Peulhs unter der Leitung seines Vaters beseelt hatte, war dahin. Die überraschenden Siege Danfodios hatten den Glauben erweckt, daß er einen Bund mit dem Bösen geschlossen hatte, dem er seine Seele verschrieben unter der Bedingung, daß er ihm zur Herrschaft über Haoussa verhelfe. Man erzählte sich, daß Danfodio der Beistand des Bösen nur auf 30 Jahre zugesichert worden, nach deren Ablauf die unterjochten Völker ihre Freiheit wieder-



Baobab oder Affenbrotbaum (*Adansonia digitata*).

gewinnen würden. Nun war die Zeit um, und die Macht der Peulhs mußte ein Ende nehmen. Böse Tage kamen für dieselben: in vielen Gebieten, in denen sie die Minderzahl der Bevölkerung bildeten, wurden sie von den revoltierenden Negern bis auf den letzten Mann niedergemetzelt, und nur mit Mühe brachte Bello einzelne der aufständischen Länder wieder zur Unterwerfung.

Dem Vordringen der Peulhs nach Osten war eine Grenze gesetzt, nicht so aber ihrer Ausdehnung nach Westen. Die Küstenländer am Atlantischen Ozean waren seit jeher das Land ihrer Sehnsucht, und sie pflegten zu sagen, daß sie die Welt erobern würden, wenn es ihnen gelänge, zum Meere vorzudringen. In dem fruchtbaren Noupé am Niger mischten sie sich in den Streit zweier Thronbewerber und machten sich jenen, dem sie zum Throne verhalfen, tributpflichtig, indem sie gleichzeitig die Gelegenheit benutzten, sich in dem Lande festzusetzen. Ebenso setzten sie sich in Joruba fest, wo sie die Stadt Ilori gründeten, welche rasch

aufblühte und 1850 angeblich bereits einen Umfang von zwei Tagmärschen hatte. Auch der Sultan von Borgu wurde gezwungen, Bello als seinen Oberherrn anzuerkennen.

Die Senegalländer blieben von der gewaltigen Bewegung, welche religiöser Fanatismus unter den Peulhs hervorgerufen, nicht unberührt. Das Heer des Fanatikers Hadjschi-Omar, dessen Kriegszug gegen Medine wir bereits geschildert, bestand neben Toucouleurs und Serrakolets hauptsächlich aus Peulhs. Mit Hilfe derselben breitete Hadjschi-Omar, nachdem sein Angriff auf französisch-Senegambien mißglückt war, seine Herrschaft am oberen Niger aus. Sein Sohn Amadu wurde Sultan von Segou. Die Franzosen wurden aber später nochmals in einen Kampf mit Peulhs verwickelt, als Amadu, nachdem er Djholoff unterworfen, in Cayor einfiel (siehe Seite 40). Ihr Sieg bei Coki rettete damals die Woloffstaaten vor der ihnen drohenden Überflutung durch die Peulhs.

Das Gebiet, über welches die Peulhs sich teils durch allmähliche Einwanderung, teils als Eroberer verbreitet haben, ist immer noch ein riesiges, denn es umfaßt zwischen dem 10. und 15.° n. Br. etwa 80 000 bis 90 000 □ Meilen. Ein Glück war es, daß ein solches Volk nicht bloß zu erobern, sondern auch zu kolonisieren verstand.

Die Peulhs sind zwar in erster Reihe ein Hirtenvolk, aber sie sind auch fleißige Ackerbauer, und es wird bei ihnen auch Tüchtiges in verschiedenen Gewerben und Industriezweigen geleistet. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts zogen sie in Cayor aus dem Verkauf ihrer großen Rinderherden an Europäer beträchtlichen Gewinn,<sup>39)</sup> und alle Reisenden, welche mit Peulhs in Berührung kamen, wissen von ihren großen Herden zu berichten. Caillié<sup>40)</sup> traf Hirten in jedem Dorfe, in das er kam, und auch Clapperton berichtet von großen Herden zwischen Sokoto und Kano. Die Rinderrasse, welche man in den Niederlassungen der Peulhs, in ganz Senegambien und am Niger findet, ist dieselbe, welche am oberen Nil vorhanden ist, das weiße oder gräuliche Zebu mit dem Fettauswuchs zwischen den Schultern.<sup>41)</sup> Trotz des hohen Preises des Salzes geben die Peulhs dasselbe ihren Tieren doch reichlich, um gute Milch zu erhalten, die sie über alles schätzen.<sup>42)</sup> Aus der Milch wird Butter bereitet und in Thontöpfen aufbewahrt, um sowohl zur Zubereitung der Speisen als auch zum Einreiben des Körpers zu dienen. Die Käsebereitung ist ihnen jedoch, wie allen ihren Nachbarvölkern fremd.<sup>43)</sup> Produkte ihres Ackerbaues sind Reis, Mil, Baumwolle, Indigo und Tabak. Caillié war überrascht von den vortrefflichen Ackerfeldern, welche er im Innern Afrikas sah, und erklärt, daß sie ebenso gut bestellt seien wie unsere. Die Bienenzucht der Peulhs liefert die großen Mengen Wachs, welche sie auf den Markt bringen.

Die Peulhs selbst treiben kein Gewerbe; sie sind Ackerbauer, Hirten oder Krieger, und würden sich für entehrt halten, wenn sie sich einer andern Beschäftigung widmen sollten. Trotzdem hat sich bei ihnen eine nicht unbedeutende Hausindustrie entwickelt, mit welcher teils die Sklaven, teils die Frauen beschäftigt sind. Die Frauen spinnen und reinigen die Baumwolle. Fast in jedem Dorfe findet man Weber, welche zwar grobe, aber sehr dauerhafte Stoffe verfertigen. Es sind Sklaven, wie die Töpfer, Gerber, Lederarbeiter, Schuhmacher, Schmiede u. s. w., welche mitunter vorzügliche Arbeiten liefern, trotzdem sowohl ihre Werkzeuge als die ganze Verfertigungsweise sehr primitiv sind. Die hübschen Thongefäße, die man bei ihnen sieht,

<sup>39)</sup> G. Mollien, Reise in das Innere von Afrika, an die Quellen des Senegal und des Gambia, im Jahre 1818 auf Befehl der französischen Regierung unternommen. Weimar, 1820, S. 38.

<sup>40)</sup> René Caillié, Journal d'un voyage à Tombouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale, 1824 à 1828. Paris, Imprimerie royale, 1830, I. Band, S. 445.

<sup>41)</sup> Faidherbe macht darauf aufmerksam, daß das Wort „Rind“ in der Sprache der Peulhs, Woloffs, Sereros, Malinkes und Soninkes gleich sei oder doch von derselben Wurzel stamme.

<sup>42)</sup> Hyacinth Hecquard, Reise an die Küste und in das Innere von West-Afrika. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, S. 280.

<sup>43)</sup> „Sie selbst nennen als Gründe, weshalb sie keinen Käse machen, die Hitze und die Seltenheit des Salzes.“ Mungo Parks Reisen in Afrika. Von der Westküste zum Niger. Neu bearbeitet von Dr. Friedrich Steger. Leipzig, C. B. Korb, 1856, S. 41.

werden, sobald sie geformt sind, auf einander gefürmt und mit Stroh bedeckt, das man anzündet. Auch die hölzernen Geräte der Peulhs zeichnen sich durch saubere Arbeit und gefällige Formen aus. Ihre Schmiede,<sup>41)</sup> welche meistens aus Bouré stammende Sklaven sind, liefern nicht nur Waffen und Schlosserarbeiten, sondern auch Schmuckgegenstände aus Gold und Silber, Ringe, Hals- und Armbänder und dergleichen, nach welchen stets große Nachfrage vorhanden ist, denn die Peulhs-Frauen lieben den Schmuck sehr.

Bei allen Stämmen der Peulhs ist die Zahl der Sklaven eine sehr große. Viele verwenden alle ihre Ersparnisse zum Ankauf von Sklaven, der zweifellos eine vortreffliche Kapitalsanlage ist. So ist z. B. der Almamy von Bondu einer der größten Sklavenhalter am Senegal: ihm gehört nahezu das ganze Dorf Boulebané, welches fast ausschließlich von seinen Sklaven bewohnt ist. Außer durch Kauf von den benachbarten Stämmen wird die Zahl der Sklaven durch die Kriegszüge noch beständig vermehrt. Im allgemeinen ist das Los derselben kein unerträgliches, und nur die Sklaven armer Leute sind schlimm daran, da sie bei unzulänglicher schlechter Kost zu harter Arbeit angehalten werden. Die Ackerbauksklaven können sich unter den Sklavinnen eine Frau auswählen, erhalten eine Hütte und ein Stück Land zum Anbau angewiesen, welches sie an zwei Tagen der Woche, Donnerstag und Freitag, bearbeiten können, und an den übrigen Tagen arbeiten sie auf den Feldern ihres Herrn. In Haoussa arbeiten die Sklaven von früh bis Mittag im Dienste ihres Herrn und können über den Rest des Tages nach Belieben verfügen. Noch besser gestellt sind die Hausksklaven, die häufig wie Familienangehörige behandelt werden. Freisprechungen finden jährlich in Menge statt. Es ist Sitte, bei den Festen nach dem Ahamadan und an anderen Festtagen einigen Sklaven die Freiheit zu schenken, ebenso beim Tode des Herrn, doch nur selten kehren die Freigesprochenen in ihre Heimat zurück: sie bleiben auf dem Grund und Boden ihres früheren Herrn und entrichten demselben eine jährliche Abgabe.

Unter den Sklaven findet man die verschiedensten Völkerschaften vertreten, aber ein Peulh selbst kann nie der Sklave eines andern werden. Jeder hält es vielmehr für seine Pflicht, einen Stammesgenossen, den er als Sklaven bei einem andern Volke findet, um jeden Preis loszukaufen.

Die Peulhs überragen alle Völker, unter denen sie wohnen, an Intelligenz. Ein Hauptzug in ihrem Charakter ist die Freiheitsliebe, mit welcher sich, wie Barth sagt, eine Art republikanischer Gesinnung vermischt. Sie blicken mit Verachtung auf die sie umgebenden Negerstämme herab, welche ihrer Meinung nach nur zum Sklavendienste geboren sind. Auch in der Gefangenschaft macht sich ihr Selbstbewußtsein noch geltend, und man pflegt in Saint-Louis zu sagen, daß ein Peulhs-Mädchen, auch wenn es als Skavin ins Haus komme, binnen kurzem die Herrin in demselben werde.

Sehr vorteilhaft unterscheiden sich die Wohnungen der Peulhs von jenen der benachbarten Negervölker. Mögen sie in einem Steingebäude, in einer Strohhütte oder in einem Zelte wohnen, stets zeichnet sich dasselbe durch große Reinlichkeit aus. Fremde nehmen die Peulhs nicht gern in ihr Haus auf, sehen dieselben überhaupt nicht gern. Sie wissen, daß die Mauren sowohl als die Neger ihnen feindlich gesinnt sind, und haben die blutigen Meseleien, denen viele Tausende ihres Stammes nach dem Tode Danfodios zum Opfer fielen, nicht vergessen. Das hat sie verschlossen und mißtrauisch gegen alle Fremden gemacht. Wie die Gastfreundschaft ist ihnen auch die freigebigkeit unbekannt, und wenn ja ein Peulh einmal jemandem etwas schenkt, kann man sicher sein, daß dies nur in der Hoffnung geschieht, von diesem ein viel größeres Gegen Geschenk zu erhalten. Trotz dieser rauhen Außenseite sind aber die Peulhs im großen und ganzen von viel sanfterm Charakter als alle Negerstämme, unter denen sie wohnen.

Woher die Peulhs stammen, ist noch ungewiß. „Hagere Leute von schlankem Gliederbau, von wenig krausem Haar, etwas Bartwuchs und von rötlich-brauner, öfters, aber auch noch dunklerer Färbung, eine

<sup>41)</sup> In Darfur sind die Peulhs die einzigen Leute, welche des Bergbaues kundig sind. Es ist auch von Bergwerken der Peulhs in Futah-Dschalon berichtet worden, doch schon Heacquard widersprach dieser Behauptung und führte sie auf einen Irrtum zurück.

Sprache redend, welche nicht geringe Anklänge an die berberinische hat, scheinen sie mit den Barabra, den Bedja, vielleicht auch mit den Monbuttu zu einer größern Familie, einer nubisch-berberischen zu gehören.<sup>45)</sup> Barth betrachtet sie als ein Mittelglied zwischen den Arabern und Berbern einerseits und den Negern andererseits,<sup>46)</sup> alle Reisenden aber bezeichnen sie als ein aufgewecktes, bildungsfähiges Volk, und einzelne sprechen geradezu begeistert von der überraschenden Bildung, welche sie bei den Peulhs antrafen.

„Jedes Dorf,“ schreibt Hequard über die Peulhs in Futah-Dichalon, „hat mehrere öffentliche Schulen; reiche Leute aber vertrauen ihre Kinder eigens einem Marabut von Ruf an, der ihre Erziehung leitet, während welcher Zeit sie für ihren Lehrer arbeiten gehen, und außerdem muß er noch eine Belohnung empfangen, sobald seine Zöglinge ihn verlassen. Der Unterricht findet abends und vor Anbruch des Tages statt. Die Aufgabe wird mit einem Stück in eine Art roter Tinte getauchten Schilf auf ein Bretchen geschrieben, welches Mloa genannt wird und das der Taliba fortwährend bei sich trägt. Sobald er lesen kann, lernt er seine Aufgabe und jeder wiederholt sie mit lauter Stimme, wodurch in diesen Schulen ein Lärmen entsteht, das schon



Podor.

von weitem gehört wird; sind die Zöglinge instande den Koran zu lesen, so lernen sie arabisch schreiben. Jeder freie Peulh kann lesen und schreiben, aber es ist ausdrücklich verboten, Sklaven zu unterrichten.“

Mungo Park erzählt, daß die Peulhs in allen Städten von Bondu Schulen errichtet hatten, in welchen die heidnischen Kinder neben den mohammedanischen Unterricht im Lesen erhielten und mit dem Koran und den Vorschriften des Propheten bekannt gemacht wurden — eine religiöse Propaganda, welche sich vortrefflich bewährte, da die den heidnischen Kindern in der Schule eingeimpften Lehren sich nicht leicht verwischten.<sup>47)</sup>

<sup>45)</sup> Robert Hartmann, Die Völker Afrikas. Leipzig, J. A. Brockhaus, 1879, S. 58.

<sup>46)</sup> Barth ist mit anderen Forschern der Ansicht, daß die Peulhs von Ostien her eingewandert sind, aber er bestreitet die Theorie Gustave d'Eichthals, der auf Grund sprachlicher Analogieen die Urheimat der Peulhs in Polynesien gefunden zu haben glaubt und sie von Java aus nach Afrika wandern läßt. Histoire et origine des Foulahs ou Fellans (Mémoires de la Société Ethnologique, Band I, Teil II.)

<sup>47)</sup> „Ich habe auf meiner Reise viele solcher Schulen gesehen und überall mit Vergnügen wahrgenommen, wie außerordentlich gelehrig die Kinder waren.“ Mungo Parks Reisen etc. S. 39.

In Haoussa soll es Sitte sein, daß reiche Leute ihre Kinder zum Unterricht in eine andere Stadt schicken, während die Kinder der Armen wenigstens eine Stunde täglich Unterricht erhalten. In der neuen Stadt, El Landu Eilahi (zum Lobe Gottes), welche der König Sego Amadu am rechten Ufer des Niger gründete, und ebenso in Djenné wurden öffentliche Schulen errichtet, in welchen unentgeltlich Unterricht erteilt



U'dioum.

wird. Die Kenntnis der arabischen Sprache ist sehr verbreitet, doch scheinen, nach den sich vielfach widersprechenden Berichten der Reisenden zu schließen, hauptsächlich die Peulhs in Futah-Dschalon eine höhere Bildungsstufe erreicht zu haben, während von den im Sudan wohnenden nur einzelne, besonders Begabte ein gründlicheres und umfangreicheres Wissen sich aneignen. Unter solche Ausnahmen ist auch der Gelehrte in Bagirmi zu rechnen, von welchem Barth berichtet, daß er nicht nur der arabischen Sprache vollkommen mächtig



Gnédé.

war, sondern auch die ins Arabische übersetzten Bruchstücke aus den Werken des Aristoteles und Plato kannte. Das Wissen dieses Mannes, der große Reisen unternommen und vier Jahre seiner Studien wegen sich in Ägypten aufgehalten hatte, kann nicht als Maßstab für die Bildung des ganzen Volkes, dem er angehörte, gelten. Jedenfalls sind aber die Peulhs eines der bildungsfähigsten Völker in dem Gebiet, über welches sich

der französische Einfluß erstreckt, und wir werden bei unserer Wanderung stromaufwärts bis zu den Quellen des Senegal und über dieselben hinaus kaum einem zweiten Volke begegnen, welches so viel Anlagen, ein Kulturvolk zu werden, in sich vereinigt, als die Peulhs.<sup>48)</sup>

Besteigen wir nun einen der von Saint-Louis stromaufwärts fahrenden Dampfer, um auch die große Wasserstraße nach dem Innern Afrikas kennen zu lernen, auf welche sich, nachdem für das senegambische Kolonialreich in den Nachbarländern von Saint-Louis und Gorée eine solide Basis geschaffen worden, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise konzentriert.

Das linke Ufer steht nun, soweit Woloffs wohnen, unter französischer Herrschaft, und die mit Waren beladene Barke, die an demselben vorüberfährt, ist heute vor räuberischen Überfällen ebenso sicher, wie auf irgend einem Strom Frankreichs. Auch das rechte Ufer ist heute der Schrecken entkleidet, die es einst umgaben. Die Grausamkeit der Mauren hat sich zwar nicht vermindert,<sup>49)</sup> und die große Masse des Volkes haßt den Europäer, den sie insgeheim „Hund“ und „Hundesoohn“ tituliert, noch wie zuvor, aber sie scheut sich vor jeder offenen Feindseligkeit gegen die Weißen, und der jetzige Trarfas-König Ely, der in Saint-Louis erzogen wurde, ist bemüht, die freundschaftlichsten Beziehungen zu Frankreich zu erhalten. Als ihn der Reisende Soleillet besuchte, fand derselbe die herzlichste Aufnahme im Lager der Mauren, und es war keine leere Phrase, wenn der König sich äußerte: „Du siehst, daß ich kein Maure mehr bin; ich bin ein französischer Befehlshaber.“

So lange Frankreich am Senegal mit Macht und Nachdruck wird auftreten können, hat es jedenfalls von den Mauren nichts zu befürchten; käme es aber einmal in eine bedrängte Lage, dann würden die bisherigen Freunde sich zweifellos rasch in Feinde verwandeln. Der Gouverneur Bouët hat die Mauren gewiß nicht unrichtig beurteilt, wenn er erklärte, daß Frankreichs Sicherheit fordere, sie nicht nur vom linken, sondern auch vom rechten Ufer zu vertreiben und in die Wüste zurückzudrängen. In neuerer Zeit lenken die Mauren die Aufmerksamkeit wieder in erhöhtem Maße auf sich, da Frankreich nördlich vom Senegal Nachbarn bekommen hat, welche seinen Einfluß auf die Wüstenhöfne leicht paralyzieren könnten. Vor einigen Jahren hat sich unweit des Kap Bojador eine englische Gesellschaft festgesetzt und sucht von dort aus Handelsverbindungen mit dem Innern anzuknüpfen, und vor kurzem haben auch die Spanier an der herrenlosen Küste im Süden Marokkos ihre Flagge entfaltet.

<sup>48)</sup> Rohlf's fällt wohl das richtigste Urteil, wenn er sagt, daß Lehrer und Schüler soviel vom Arabischen verstehen, wie unsere Gymnasialisten nach einmonatlichem Studium des Griechischen von Homer und Xenophon. Barth selbst, der sehr für die Peulhs eingenommen ist, muß zugestehen, daß im Sudan „die Kenntnis des Arabischen bei der großen Menge sich auf das mechanische Auswendiglernen der wichtigsten Gebetsformeln und einiger Redensarten der Begrüßung beschränkt.“ Heinrich Barth, Sammlung und Bearbeitung zentral-afrikanischer Vokabularien. Gotha, Julius Perthes, 1862, Erste Abteilung, Seite XXX. — Im allgemeinen paßt auch auf die Schulen der Peulhs, was Rohlf's über die berühmte Hochschule in Kufa, der Hauptstadt von Bornu, berichtet, welche von 2000 bis 3000 jungen Leuten im Alter von 20 bis 25 Jahren besucht wurde: „Ihr Studium bestand aber in nichts weiter, als daß sie die zum Beten notwendigen Surate auswendig und die arabische Schrift mechanisch lesen und schreiben lernen, ohne von dem Inhalt nur ein Wort zu verstehen. Nicht viel mehr Verständnis als die Schüler haben die Lehrer vom Arabischen.“ Gerhard Rohlf's, Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874, Seite 342.

<sup>49)</sup> Mord und Totschlag sind bei ihnen an der Tagesordnung. Es ist gar nichts Außergewöhnliches, daß der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder erschlägt oder vergiftet, um die Herrschaft über den Stamm zu erlangen. Da darf es uns nicht wundern, wenn sie Feinden gegenüber kein Erbarmen kennen. Während des Feldzuges des Generals Saiduherbe im Jahre 1855 nahmen die Mauren einen französischen Matrosen gefangen. Nachdem derselbe von den Frauen mißhandelt worden, schnitt man ihm Arme und Beine gelenkweise ab, ganz abgesehen von anderen Verstümmelungen. Im Jahre 1845 ließ sich ein Maure von zwei Knaben in einem Kahn über den Flußarm fahren, welcher Saint-Louis von der Insel Thiong trennt. Während der Fahrt erfuhr er zufällig, daß die Knaben die Söhne eines seiner Feinde waren. Er schnitt ihnen sofort die Kehlen durch und ruderte dann selbst weiter nach Saint-Louis, wo er den Kahn mit den blutigen Leichen am Ufer zurückließ und sich ruhig und mit der gleichgültigsten Miene in die Stadt begab. Später verhaftet und vor Gericht geführt, entschuldigte er seine That mit der Erklärung, die Söhne seines Feindes hätten ihm herangewachsen leicht gefährlich werden können, und er habe daher vorgezogen, die gefährliche Brut rechtzeitig zu vernichten. — Die Grausamkeit der Mauren hat am Senegal ein Sprichwort hervorgeufen, welches lautet: Wenn Du auf Deinem Wege einen Mauren und eine Schlange triffst, töte zuerst den Mauren, denn er ist schlimmer als die Schlange.

Zum Schutz des linken Ufers gegen die Mauren sind die beiden Forts Richard Toll und Dagana errichtet worden. Das erstere (siehe Seite 41), inmitten eines großen, herrlichen Parkes gelegen, gleicht mehr einer freundlichen europäischen Villa als einem Fort, welches unruhige Grenzvölker im Zaume halten soll. Auch das ebenfalls von Baumpflanzungen umgebene Fort Dagana bietet einen freundlichen Anblick. Bei demselben herrscht stets reger Verkehr, denn die Mauren bringen große Mengen Gummi hierher, um ihn gegen französische Waren umzutauschen.

Oberhalb Dagana verlassen wir das Gebiet der Woloffs; auf dem rechten Ufer befinden sich noch die Weideplätze der Trarzas-Mauren, auf dem linken aber beginnen die Wohnsitze der Toucouleurs, welche in Dimar, Toro, Futa und Damga die herrschende Rasse sind. Die Toucouleurs sind durch Vermischung der Peulhs und Woloffs entstanden, haben aber auch manche Elemente aus den Nachbarvölkern, den Mauren, Serrakolets, Mandingas in sich aufgenommen. Man müßte eigentlich streng genommen den Namen Toucouleur einer ganzen Reihe von Völkerschaften beilegen, so z. B. den aus der Vermischung der Serrakolets mit Mandingas und Bambaras hervorgegangenen Djalonke, den Kassonke, welche durch Vermischung der Peulhs mit Serrakolets entstanden, und schließlich auch den Mulatten, aber man bezeichnet als Toucouleurs oder Torodos doch nur jenes Volk, das in den oben bezeichneten Gebieten wohnt.

Die Toucouleurs sind ein trotziges, stolzes Volk; sie halten sich für das erste Volk der Welt und sehen mit Verachtung auf die Woloffs, Bambaras, Serrakolets und Mandingas herab, während sie die Peulhs und Mauren, wohl im Bewußtsein der Überlegenheit derselben, tödlich hassen. Über alle Maßen freiheitsliebend, haben sie doch kein Verständnis für das gleiche Recht anderer auf Freiheit und behandeln den Besiegten oder den Gefangenen mit rücksichtslosester Härte und Grausamkeit. Edlerer Gefühle sind sie kaum fähig, Treue und Dankbarkeit sind ihnen ziemlich unbekannte Begriffe. Um ein angestrebtes Ziel zu erreichen, schrecken sie vor keiner Mühe und keiner Gefahr zurück. Mißtrauisch gegen jedermann, sind sie Meister in der Verstellung, und wissen den günstigen Augenblick abzuwarten, in dem sie die Maske abwerfen können. In Saint-Louis stand eines Tages ein Toucouleur vor Gericht, dessen Lebenslauf ein getreues Bild der Thätigkeit seines Volkes liefert. Im Alter von 18 bis 20 Jahren war er nach Saint-Louis gekommen und dort zunächst beim Verladen der Waren thätig. Er verstand damals noch kein Wort Französisch, lernte sich aber nothdürftig in dieser Sprache ausdrücken, als er später Krankenwärter im Militärhospital wurde. Als er das Hospital verließ, begann sein wechselvoller Lebenslauf: er wurde Matrose, Geschäftsdienner, Verkäufer und schließlich Dolmetsch. In letzterer Eigenschaft kam er in den Dienst des Gouverneurs und wurde durch Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion ausgezeichnet. Er wurde allmählich ein wohlhabender und angesehenener Mann, aber je mehr er erwarb, desto größer wurde seine Begierde noch mehr zu erlangen, und er schenkte zur Befriedigung derselben weder Diebstahl, noch Erpressungen aller Art. Während er im Dienste des Gouverneurs stand, ließ er sich wahrscheinlich auch vom Damael und anderen Negerfürsten als Spion gebrauchen. Wäre er nicht schließlich verhaftet und wegen seiner Thaten zur Rechenschaft gezogen worden, hätte er wahrscheinlich noch eine große Rolle am Senegal gespielt, denn er trug sich mit keinem geringern Plan, als die Eingeborenen gegen die Franzosen in die Waffen zu rufen und nach Vertreibung der letzteren König zu werden.

Obwohl die Toucouleurs häufig in die französischen Niederlassungen kommen und dort als Diener, Kaufleute oder Soldaten Beschäftigung suchen, sind sie doch fanatische Mohammedaner und gegen Andersgläubige im höchsten Grade unduldsam. Die Marabuts sind bei ihnen sehr zahlreich, und viele Toucouleurs unternehmen die weite, mühevollen Reise nach Mekka, um den begehrten Titel eines Hadjschi zu erwerben. Ein fanatiker wie Hadjschi-Omar, der seine Stammesgenossen unwiderstehlich mit sich fortriß, war die unvermeidliche Ausgeburt der religiösen Unduldsamkeit und Strenge, welche bei den Toucouleurs herrschte.

In Futa am Senegal ist das politische und religiöse Oberhaupt der Toucouleurs der Almamy, der für einen gewissen Zeitraum von den Vorstehern der Bezirke und den Dorfältesten gewählt wird. Carrère bezeichnet die Verfassung der Toucouleurs treffend als eine theokratisch-aristokratische Republik. Der Almamy

ist gegenüber den Vorstehern und Ältesten, deren Würde erblich ist, ziemlich ohnmächtig. Ihm steht zwar nominell das oberste Richteramt zu, alle wichtigeren Angelegenheiten sollen durch ihn entschieden werden, und



Ölpalme (*Elais guineensis*).

Todesurteile bedürfen seiner Bestätigung, doch es geschieht selten, daß er diese zu verweigern wagt, so daß jeder Häuptling in seinem Kreise oder Dorfe faktisch unumschränkter Gebieter ist und seine Untergebenen gegen seine Willkür und Tyrannei nicht Schutz bei einer höhern Stelle suchen können.



fort Bâtel.



Fort Basel.

Bei den Toucouleurs ist jeder Mann Soldat und weiß mit den Waffen umzugehen. Trotz aller Kühnheit und Todesverachtung, mit der sie dem Feinde entgegenstürmen, vermögen sie aber doch gegen reguläre Truppen nicht aufzukommen, denn ihren Scharen fehlt alle Disziplin. Sie unterordnen sich nur schwer den Befehlen eines Führers, und so kommt es denn, daß ihr Angriff, wenn er nicht sofort zum Siege führt, bald allgemeine Verwirrung und Rückzug zur Folge hat.

Die Franzosen haben, wie schon oben erwähnt (siehe Seite 11), im Jahre 1854 trotz des erbitterten Widerstandes der Peulhs und Toucouleurs als Beobachtungsposten gegen dieselben das Fort Podor errichtet, bei welchem mit der Zeit eine der größten ihrer Ansiedelungen am Senegal entstand, ein wichtiges Glied in der langen Kette kleiner Posten, welche sich von der Mündung des Flusses bis tief ins Innere des Landes hineinzieht.

Bevor wir Podor erreichen, gelangen wir an das westliche Ende der großen Insel Morfil, welche durch den Duë, einen breiten Arm des Senegal gebildet wird. Derselbe trennt sich oberhalb Salde von dem Hauptstrom und vereinigt sich nun nach einem vielfach gewundenen Laufe wieder mit demselben. Am Südufer der Insel Morfil wohnen noch einige Deliankes, Reste der allmählich aussterbenden Urbevölkerung der jetzt von den Toucouleurs besetzten Gebiete.

Schon aus weiter Ferne sieht man vom Flusse aus die weißen Mauern des Forts Podor, die von der roten Farbe der Backsteingebäude am Hafen grell abstechen. Da zur Zeit des Hochwassers die Ufer weit überflutet werden, ist das imposante Regierungsgebäude etwa 200 Meter vom Fluß\* entfernt erbaut worden. Die unter dem Schutze der Kanonen des Forts gelegene französische Niederlassung besteht aus zwei langen, parallelen Straßen, deren eine, welche sich längs des Ufers hinzieht, mit großen Bäumen bepflanzt ist. Das von den Eingeborenen bewohnte Dorf Podor liegt eine kleine Strecke landeinwärts, und man sieht vom Flusse aus nur die Spitzen der Dächer desselben, sowie diejenigen eines andern Dorfes, welches Gioffy heißt.

Bei der Bank von Mafu oberhalb Podor findet während der trockenen Jahreszeit, von November bis Juni, die Dampfschiffahrt eine unübersteigliche Grenze. Weiter stromaufwärts können dann Dampfer und Schiffe von größerem Tiefgang nicht mehr gelangen, und wer während der trockenen Jahreszeit von Podor nach Medine fahren will, muß die Fahrt in Barken fortsetzen, in welchen er nur langsam vorwärts kommt. Die Barken werden von den Laptots meist an langen Tauen vom Ufer aus gezogen, aber dieser Beförderungsweise stellen sich häufig Hindernisse entgegen. Die Vegetation ist am Ufer stellenweise so dicht, daß das Schiffziehen durch sie unmöglich gemacht wird. Überdies ist der Strom in seinem mittlern und obern Lauf reich an Stromschnellen und Sandbänken, welche ebenfalls die Fahrt verzögern, so daß eine Barke häufig einen Monat braucht, um von Podor bis Medine zu gelangen.

Auf dem rechten Ufer des Senegal, von dem Marigot<sup>59)</sup> von Morghen bis zu jenem von Kafachi, gegenüber dem Dorfe Sillanabé, nomadisieren die Braknas. Gleich ihren Nachbarn, den Trarzas, vermeiden sie seit Faidherbes Tagen sorgfältig einen Zusammenstoß mit den Franzosen, aber die Verträge, welche sie mit diesen geschlossen haben, halten sie nicht ab, Raubzüge in das Gebiet der unter französischem Protektorat stehenden Stämme auf dem andern Ufer zu unternehmen. Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß es zwischen ihnen und den Bewohnern des linken Ufers zu kleineren oder größeren Zusammenstößen kommt, denn zuweilen dringen auch die Peulhs in das Maurengbiet ein und suchen sich an den Herden der Braknas für frühere Verabungen schadlos zu halten.

Auf dem linken Ufer liegt der kleine Staat Toro, dessen Häuptling Amadu Abdul sich unter französischem Schutze gestellt hat. Es ist dies eines jener kleinen Staatengebilde, welche durch die diplomatischen Operationen der Gouverneure von dem großen Staatenbund Futa, der sich früher als kompakte Masse von

<sup>59)</sup> Marigots nennt man die kleinen Zuflüsse des Senegal, welche während der trockenen Jahreszeit vollständig versiegen, erst während der Regenzeit sich wieder füllen, und dann breite und tiefe Wassergräben bilden.

Dagana bis Bakel erstreckte, abgetrennt wurden. Durch die Bildung dieser unter französischem Protektorat stehenden Staaten wurde in die lange Front der Sutastaaten, gegen welche viele Expeditionen mit geringem Erfolge ausgesandt worden, Bresche gelegt. Eine Tagreise stromaufwärts bringt uns zu dem Gebiet eines zweiten Vasallenstaates, Lao, der sich 1877 freiwillig unter französischen Schutz stellte, nachdem schon 1865 durch Brière de l'Isle am Marigot von Doué das kleine Fort Néré errichtet worden, welches die französische Herrschaft über Toro sicherte. Die kleinen Garnisonen, welche in den Forts Néré und Salde liegen, genügen zur Erhaltung der Abhängigkeit des kleinen Lao. Salde ist ein Blockhaus, welches im Jahre 1865 angelegt wurde, um die Verbindung zwischen den weit voneinander entfernten Posten von Podor und Bakel zu sichern. Es bildet nun einen willkommenen sichern Halteplatz auf der 100 Meilen langen Strecke zwischen diesen beiden Forts, und ist außerdem, in der Mitte von Suta gelegen, wichtig als Beobachtungsposten gegenüber dem von dem kriegerischsten Toucouleurstamm bewohnten Bosséa. Die Besatzung besteht nur aus etwa einem Duzend Tirailleurs, welche nicht genügen, die unruhigen, raublustigen Unterthanen des Häuptlings Abdul Bubakar im Zaume zu halten. Einfälle derselben in das französische Schutzgebiet sind an der Tagesordnung, und ohne eine energische Züchtigung des Raubgesindels werden wohl die unsicheren Zustände, welche den Handel der Eingeborenen mit den Franzosen beeinträchtigen, kein Ende finden. Es ist dies umsomehr zu wünschen, als bei Salde ein lebhafter Handel mit Gummi, Straußeneiern und Tierfellen getrieben wird, aber es hat nicht den Anschein, als ob dergleichen bald zu erwarten wäre. Und doch ist der große Staat, der sich zwischen die französischen Besitzungen am untern und obern Senegal als trennender Keil hineinzwängt, auf die Dauer ein ebenso unmöglicher Nachbar, wie es das von einem feindlichen Fürsten regierte Cayor für Saint-Louis und Gorée war! Abdul Bubakars Sündenregister ist schon sehr groß, aber das Gouvernement übt immer noch eine überraschende Nachsicht ihm gegenüber aus. Nachdem vom Ufer seines Gebietes auf Barken, in welchen eine französische Expedition vorüberfuhr, geschossen worden, und nachdem er die Stangen des zwischen Salde und Bakel errichteten Telegraphen zweimal hatte verbrennen lassen, wurden im März 1881 Truppen gegen ihn ausgesandt, welche ohne bedeutenden Widerstand zu finden bis zu seiner Hauptstadt Orefonde vordrangen. Am 8. März aber wurde bei Mbirboyan eine Abteilung von etwa 100 Mann, welche dem Hauptkorps Lebensmittel zuführen sollte, von großen feindlichen Massen angegriffen. Es kam zu einem erbitterten Kampfe, in welchem die Franzosen erst nach schweren Verlusten Sieger blieben. Alle Offiziere bis auf einen Leutnant hatten den Heldentod gefunden, aber der ungestüme Kavallerieangriff, den sie an der Spitze ihrer Spahis unternahm, entschied doch den Kampf. Die Bevölkerung wurde für diesen Überfall durch das Niederbrennen von etwa 50 Dörfern gezüchtigt, und bald darauf begannen die Häuptlinge um Frieden zu bitten. Auch Abdul Bubakar unterzeichnete einen Vertrag, durch welchen er sich verpflichtete, für die ungestörte Erhaltung der Telegraphenlinie Salde-Bakel Sorge zu tragen, wogegen ihm vom Gouverneur die Zahlung eines Jahresgehältes zugesichert wurde. Dieser Vertrag blieb aber unausgeführt, die Telegraphenlinie wurde nicht wieder hergestellt, und jene Strecke des Flusses, welche an Bubakars Gebiet vorbeiführt, wird noch lange nicht für sicher gelten können.

Der Senegal hat bei Lao eine imponierende Breite, an den Ufern dehnen sich Waldungen aus und viele Marigots schlängeln sich zwischen denselben hindurch. Bald sieht man nun am Horizont eine Hügelkette auftauchen, welche, aus durchschnittlich 30 Meter hohen, tafelförmigen Hügeln bestehend, sich von Westen nach Osten zieht. Über diese Hügel führt ein gegen die Hochwasser des Flusses gesicherter Karawanenweg nach dem Innern des Landes, welcher wohl auch der beste Weg für die projektierte Eisenbahn sein dürfte.

Der nächste bedeutende Platz auf dem linken Ufer ist Orefonde, der Hauptort des Bundes der Toucouleurs, wo regelmäßige Versammlungen von Vertretern der einzelnen Stämme stattfinden. An der Grenze von Bosséa und dem von den Guenars, einem Toucouleurstamm bewohnten Damga liegt das Blockhaus von Matam. Die Bevölkerung in dem angrenzenden Gebiet ist friedliebend und den Franzosen freundlich gesinnt, hat aber viel unter den Raubzügen der Unterthanen Abdul Bubakars zu leiden. Damga ist dicht

bevölkert, Dorf reiht sich an Dorf, und eine üppige Vegetation bringt eine angenehme Abwechslung in die bisherige monotone Uferlandschaft. Rotbraune Felsenhügel erheben sich am Ufer, und man erblickt prächtige Palmen und Tamarinden, darunter viele von auffallender Größe. Die Ostgrenze des Toucouleursgebietes ist erreicht, und die nächsten Dörfer sind bereits von Soninke bewohnt.

Die Soninke sind eine der interessantesten Rassen am Senegal. Weithin im Senegal- und Nigergebiet und im Sudan ist dieses Volk zerstreut. Man trifft Soninke in Galam, bei Bakel und bei Medine, in Goy, Kamera und so weiter, man trifft sie aber auch in nordöstlicher Richtung in Kaarta, und trifft sie in Segu am Niger, und vom obern Lauf der Casamance und der Gambia erstrecken sich ihre Wohnsitze bis Bambuk und Bondu. Wie der Name der Peulhs, so ist auch ihr Name von den einzelnen Reisenden in einer Menge von Varianten genannt worden: Die einen heißen sie Sarrakolets, Sarracolais, Sarracoulis, andere Sarawouli und Saraouli. Richtiger ist für sie die Gesamtbezeichnung Soninke. Diese teilen sich in 3 Stämme: die Serrakolets oder eigentlichen Soninke unverfälschter Rasse; die Kassonke, so genannt nach ihren Wohnsitzen in Khasso, durch Vermischung von Serrakolets mit Mauren, Peulhs, Bambaras und Mandingas entstanden; die Djalonke, ebenfalls ein Mischvolk, aus Serrakolets, Peulhs, Bambaras und Mandingas hervorgegangen. Die Kassonke zerfallen in die auf dem rechten Senegalufer wohnenden Guidimakas und die Guadiagas auf dem linken Ufer, welche letzteren sich in die herrschende Kriegerkaste der Vakiris und die mit Ackerbau sich beschäftigenden Saybobés teilen. Die Kassonke bilden die Hauptmasse der Bevölkerung in den von uns nun erreichten Gegenden am Senegal, in Khasso, Natiaga und Guadimaka. In Kamera und Guadiaga führt der Fürst des Landes den Titel Tunka, und ihm zur Seite steht ein aus den angesehensten Vakiris und Saybobés gebildeter Rat, durch welchen seine Macht sehr eingeschränkt ist. Khasso und Guadimaka dagegen sind eine Art republikanischer föderativerpubliken, ein Konglomerat kleiner Staaten mit dünner Bevölkerung, die sich häufig untereinander befehdeten und einem feindlichen Angriff von außen keinen bedeutenden Widerstand entgegenzusetzen können. Ohne den Rückhalt, den sie an den französischen Posten Bakel und Medine finden, welche in ihrem Gebiet errichtet worden, wären sie schon längst eine Beute der benachbarten kriegerischen Völker geworden und diesen ebenso unterthan wie die Serrakolets in Kaarta, Segu u. s. w., welche Unterthanen der Bambaras und Mandingas sind und diesen willig die ihnen auferlegten Abgaben entrichten.

An geistigen Fähigkeiten übertreffen die Soninke die meisten Völker Senegambiens. Sie kommen häufig in die französischen Plätze, nach Saint-Louis und Gorée, getrieben von dem Verlangen, neues zu sehen und zu lernen, und erweisen sich als gute Beobachter, deren scharfem Blick nicht leicht etwas entgeht. Ein Fremder, der ihre Wissbegierde befriedigen kann, ist daher bei ihnen stets ein willkommenener Gast. Obwohl Mohammedaner, fühlen sie sich doch mehr zu den Europäern hingezogen als zu den anderen schwarzen Völkerstämmen, gegen welche sie jene Abneigung empfinden, welche der Schwache gegenüber dem Starken empfindet. Sie haben nicht vergessen, daß sie durch ihre mächtigen Nachbarn aus ihren alten Stammsitzen verdrängt worden sind, aber sie begegnen doch jedem Angehörigen dieser Stämme, der in ihr Land kommt, mit der größten Freundlichkeit, um keinen Anlaß zu neuen Feindseligkeiten zu geben.

Als die Befenner des Islam auf ihrem Eroberungszuge durch den Sudan in die Dörfer der Soninke drangen, nahm dieses friedliebende Volk ohne langes Sträuben den Glauben der fremden Eindringlinge an, aber die Lehren des Propheten haben unter ihm nie begeisterte Befenner gefunden. Religiöser Fanatismus ist den Soninke völlig unbekannt, und mit dem Befolgen der Vorschriften des Korans nehmen sie es nicht sehr genau. Der verpönte Branntwein hat auch bei ihnen Eingang gefunden, und dort, wo nicht die Scheu vor mohammedanischen Nachbarn zur Vorsicht mahnt, trinken sie denselben ohne Bedenken öffentlich. Nur jene Stämme, welche Nachbarn fanatischer Mohammedaner sind, wie z. B. die den Mauren benachbarten Guidimakas, geben sich noch wenigstens den Schein, als befolgten sie streng die Religionsvorschriften, um nicht die Rache der Fanatiker zu provozieren.

Wo die Soninke wissen, daß der Arm Frankreichs sie schützen kann, dort schließen sie sich eng an die Franzosen an. Man trifft sie immer häufiger als Bedienstete in den Handlungshäusern am Senegal, und sie sollen sogar in allem, was ein Neger zu leisten vermag, viel verwendbarer sein als die Woloffs. Auch als Matrosen und Soldaten sollen sie die meisten anderen Negerstämme an Brauchbarkeit übertreffen.

Musik und Tanz sind sehr beliebt. Der Gesang der Soninke erinnert an den monotonen Gesang, den man in Algerien hört, doch ist er nicht so lärmend wie jener. Ihren Liedern fehlt es nicht an poetischen Schönheiten. Wenn die Kassonke in den Krieg ziehen, singen sie z. B. ein Lied, dessen Inhalt folgende Handlung bildet: Es lebte einmal in Bakunu ein mächtiger Kassonke-König, der eine wunderschöne Tochter namens



Zwischen Matam und Bakel (Expedition Gallieni).

Diudi hatte. Das Mädchen liebte einen jungen Krieger, den schönen und tapfern Segu, welcher alle Vorzüge besaß, die eines Mädchens Herz in Wallung versetzen können, aber er war von niederer Abstammung und konnte nicht hoffen, jemals die Hand der Prinzessin zu gewinnen. Da brach ein Krieg aus. Segu bot sich eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und er faßte den Entschluß, durch hervorragende Tapferkeit einen Anspruch auf die Dankbarkeit des Königs zu erwerben und diesen dann um die Hand seiner Tochter zu bitten. Voll freudiger Zuversicht nahm er Abschied von der Geliebten, ohne zu ahnen, daß er sie nicht wiedersehen sollte. Der vertraute Umgang der jungen Leute war nämlich nicht ohne Folgen geblieben, und es kam der Tag, an welchem Diudi ihren Fehltritt nicht länger verheimlichen konnte. Der König rasste, als er erfuhr, was geschehen war, und er verlangte den Namen des Verwegenen zu wissen, der seine Tochter

verführt hatte. Diudi weigerte sich aber, den Namen des Geliebten zu nennen, denn sie wußte, daß dies sein Todesurteil sein würde, und sie blieb standhaft allem Drängen und allen Drohungen gegenüber. Sie wurde eingekerkert, man entzog ihr die Nahrung, züchtigte und folterte sie, aber keine Qualen vermochten ihr das Geständnis zu entreißen, welches ihr Vater verlangte. Die einzige Antwort, die sie auf alle Fragen gab, war: „Mein Geliebter ist schön wie die Sonne, weise wie ein Greis, tapfer wie ein Löwe.“ Sie hauchte schließlich unter den Händen ihrer Peiniger ihr Leben aus, ohne den Geliebten verraten zu haben. Einige Tage später kam Segu zurück. Das feindliche Heer war geschlagen, und die Sieger brachten reiche Beute heim. Segus Tapferkeit verdankte man den Sieg, und der König empfing daher den ruhmgekrönten jungen Krieger mit großer Auszeichnung und forderte ihn auf, sich eine Gnade zu erbitten. Segu bat um die Hand der Prinzessin Diudi. Wie erschraf er aber, als er hörte, daß Diudi ihm für immer entrissen sei! Er eilte zu ihrem Grabe und dort vereinte ihn bald der Tod mit der Geliebten . . .

Daheim sind die Soninke der überwiegenden Mehrzahl nach Ackerbauer, und sie finden z. B. an Viehzucht so wenig Gefallen, daß sie in Futah-Dschalon ihre Herden den Peulhs übergeben, welche dieselben gegen Entgelt auf die Weide treiben und hüten, während die Soninke sich ausschließlich der Bestellung ihrer Acker widmen. Die großen Mengen Erdnüsse, welche sie auf den Markt bringen, sind ein Zeugnis ihres Fleißes und ihrer Ausdauer. In den fruchtbaren Gambia-Gegenden erscheinen Soninke oft in großen Scharen, um dort Erdnüsse zu pflanzen. Sie lassen sich bei ihren Feldern nieder, und erst wenn die Ernte vorüber ist, kehren sie in ihre Heimat zurück, um zur Saatzeit wiederzukommen. Fruchtbarer, ertragfähiger Boden übt auf sie stets eine große Anziehungskraft aus und sie verlassen nicht leicht eine Gegend, in der sie sich einmal angesiedelt haben und wo sie durch Ackerbau ein gutes Auskommen finden. Frankreich, welches in den unter seiner unmittelbaren Oberhoheit stehenden Gebieten viel unbebautes Land besitzt, welches mit geringer Mühe sehr ertragfähig gemacht werden könnte, sollte nicht unterlassen, dort Soninke anzusiedeln. Der Erfolg, den die ersten Ansiedler zweifellos erzielen würden, bliebe sicher nicht ohne günstige Folgen. Die Kunde von dem guten Ackerland würde sich bald durch alle von Soninke bewohnten Länder verbreiten und neue Ansiedler heranziehen. Mit der Zeit gewänne so die Kolonie, was ihr bisher noch fehlt, eine überwiegend Ackerbau treibende, fleißige einheimische Bevölkerung. Scheuen doch die Soninke hunderte von Meilen lange Märsche nicht, wenn sich ihnen irgendwo Aussicht auf Gewinn bietet. Fast möchte man sie die Juden des Sudan nennen. Sie haben wenigstens mit diesem Volke den Sparsamkeitssinn und die Gewandtheit im Handel gemein,<sup>51)</sup> nicht minder aber auch das feste Zusammenhalten gegenüber allen anderen Völkern, unter denen sie zerstreut sind. Ein Soninke, der in fremdem Lande die Gastfreundschaft eines Stammesgenossen in Anspruch nimmt, wird mit offenen Armen aufgenommen, aber es ist Sitte, daß er sich legitimiert, und dies geschieht stets durch seinen Stammesbaum. Sobald die ersten Begrüßungen ausgetauscht sind, nennt der Ankömmling seinen Namen und Geburtsort, dann die Namen seiner Eltern und Großeltern und anderer Vorfahren, und führt so den Beweis, daß er ein echter Soninke ist.<sup>52)</sup>

Einen schroffen Gegensatz zu den thätigen Männern der Soninke bilden ihre faulen Frauen. Der Trägheit der letzteren ist es denn auch zuzuschreiben, daß im Innern einer Soninkehütte häufig eine grauen-

<sup>51)</sup> Mage traf am Ufer des Bakoy einen jungen Serafolet, der bereits ein gut Stück des dunkeln Erdteils gesehen und auf seinen Wanderungen auch ein gut Stück Geld verdient hatte. Als ein armer Bursche war er vor 5 Jahren von Guemou-koura in die Welt hinausgewandert. Er besaß nichts als einen Sack voll Salz, aber mit diesem wanderte er 550 Kilometer weit nach Bouré, wo ihm sein Salz mit Gold aufgewogen wurde. Von Bouré zog er durch Timbo nach Sierra Leone, 500 Kilometer Weges, und beschäftigte sich, dort angekommen, mit dem Bau von Erdnüssen, durch welchen er ein kleines Vermögen erwarb. Als Mage ihn traf, befand er sich auf dem Heimwege als glücklicher Vater eines Kindes und als Herr von 5 Sklaven. Die kleine Karawane hatte zu Fuß eine Strecke von 800 Kilometer zurückgelegt.

<sup>52)</sup> Diese Sitte ist von großer Wichtigkeit für den Ethnographen. Schon Heugard und nach ihm andere Reisende haben durch solche Stammbäume feststellen können, daß Familien, welche sie am Gambia trafen, z. B. aus Segu oder Kaarta eingewandert waren. Durch Sammlung der Stammbäume ließe sich ein wertvolles, interessantes Material gewinnen, durch welches Licht in die dunkle Geschichte der Entstehung dieses Mischvolkes gebracht werden könnte.

erregende Unreinlichkeit herrscht. Die Soninkefrauen sind kokett und pudliebend und suchen ihre Schönheit durch alle möglichen Toilettenkünste zu erhöhen. In Khasso färben sie Hände und Fingernägel rot und in Segu tragen sie metallene Ringe in den Nasenflügeln. Recht viel goldenen Schmuck zu besitzen, ist der sehnlichste Wunsch jeder Soninkefrau, mag sie nun am Senegal, am Gambia oder wo immer ihre Heimat haben. In Bondu schmücken sie Arme und Beine mit goldenen Ringen und tragen so<sup>\*</sup> schwere Ohrgehänge, daß dieselben die Ohrfläppchen zerreißen würden, wenn die denselben aufgebürdete Last nicht dadurch vermindert würde, daß man die Ohrringe durch eine Haarflechte stützt oder sie mit Drähten am Kopfhaar befestigt. Die Sorge um ihren Fuß läßt ihnen keine Zeit für den Haushalt, und nirgends ist wohl die Küche so schlecht bestellt wie bei den Soninke. Der Europäer, welcher Gast eines Soninke war, wird nicht leicht die unappetitlichen Speisen und die unsaubere Hütte vergessen.

Die Hütten der Soninke liegen stets in der Nähe eines Flusses oder Marigots, welcher während der trockenen Jahreszeit ihnen wenigstens einiges Wasser für ihre Pflanzungen bietet. Die runden Strohhütten sind mit einem kegelförmigen Dach bedeckt, welches einem riesigen Regenschirm ähnelt. Palissaden, welche andere Negerdörfer zum Schutz gegen Überfälle umgeben, trifft man in Soninkedörfern nur selten. In den Gebieten, in welchen die Soninke anderen Völkern, z. B. den Bambaras oder Mandingas unterthan sind, dulden diese nicht, daß jene ihre Dörfer durch irgend eine Befestigung sichern. Dagegen fehlt in keinem Soninkedorf der Gerichtsplatz, auf dem sich unter einem großen Baum eine Erhöhung befindet, auf welcher die Dorfbewohner sich zu versammeln pflegen, sowohl um Neuigkeiten auszutauschen als auch alle Gemeindeangelegenheiten und etwaige Streitigkeiten zu entscheiden. Recht gesprochen wird von den Ältesten der Gemeinde unter dem Vorsitz des Dorfvorstehers, und das Urteil wird gewöhnlich noch vor Schluß der Gerichtsitzung vollstreckt. Man rühmt die Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe dieser Gerichte. Besonders streng werden verleumderische Anklagen bestraft. Die Freisprechung von einer Anklage, welche bei erwiesener Schuld zur Folge gehabt hätte, daß der Angeklagte als Sklave verkauft wurde, zieht stets die Verurteilung des Anklägers zur Sklaverei nach sich, und derselbe wird sofort an den Meistbietenden verkauft.

Die Lage der Sklaven ist bei den Soninke besser als bei den meisten anderen Negervölkern. Der Soninke ist ein guter Rechenmeister und weiß, daß der Sklave für ihn ein Kapital repräsentiert und es in seinem eigenen Interesse liegt, denselben gesund und kräftig zu erhalten.

Die Sklaverei spielt heute noch eine so wichtige Rolle im Leben der Negervölker des Sudan und Senegambiens, daß einige Worte über dieselbe hier wohl am Platze sein dürften, umso mehr, da die Zahl der Sklaven im Verhältnis zu jener der Freien immer größer wird, je weiter wir nach Osten vordringen. Die Sklaverei bildet die Grundlage aller staatlichen und sozialen Einrichtungen bei den Negervölkern Senegambiens und bei ihren nördlichen Nachbarn, den Mauren, aber sie ist grundverschieden von jener, welche einst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestand. Dort gab es Gesetze, welche das Verhältnis des Herrn zu dem Sklaven regelten und denen bei aller Strenge doch stets der Gedanke zu grunde lag, daß der Sklave auch ein Mensch sei. Der Sklave in den Negerländern dagegen hat aufgehört, Menschenrechte zu besitzen und ist in den meisten Fällen dem Tier gleichgestellt. Im vollsten Sinne des Wortes gilt dies von den Sklaven der Mauren. Bei diesen ist der Sklave schlimmer daran, als ein Lasttier: schlecht genährt, zu schwerer Arbeit angehalten, grausamen Züchtigungen ausgesetzt, kurz und gut völlig der Willkür seines Herrn preisgegeben, der ihn töten darf, ohne darüber jemandem Rechenschaft schuldig zu sein. Auch bei den Toucouleurs ist das Los der Sklaven ein hartes, aber sie werden doch besser genährt und sind nicht so argen Mißhandlungen ausgesetzt wie bei den Mauren.

Von der Behandlung der Sklaven bei den Peulhs sprachen wir bereits (siehe Seite 47). Wir fanden die Ackerbau- und die Hausklaven so ziemlich mit der herrschenden Klasse verschmolzen, erstere eher Pächter, letztere eher Familienangehörige als Sklaven. Auch jene, welche zum Verkauf bestimmt sind und in denen man daher nichts als eine Ware sieht, werden bei den Peulhs nicht schlecht behandelt, allerdings nicht aus

humanen Beweggründen, sondern weil sie für ihren Besitzer ein Kapital repräsentieren und sein eigenes Interesse ihm empfiehlt, sie gut zu halten und zu pflegen. Trotzdem fehlt es nicht an Berichten über harte Behandlung der Sklaven bei den Peulhs. Mollien erzählt, daß sich in Sokoto ein Gefängnis befand, welches der Schrecken aller Sklaven war. Widerspenstige Sklaven wurden in einen tiefen Brunnen, der sich in diesem Gefängnis befand, hinabgelassen und erhielten während der Haft nur etwas Dourrah oder Hirse zur Nahrung.

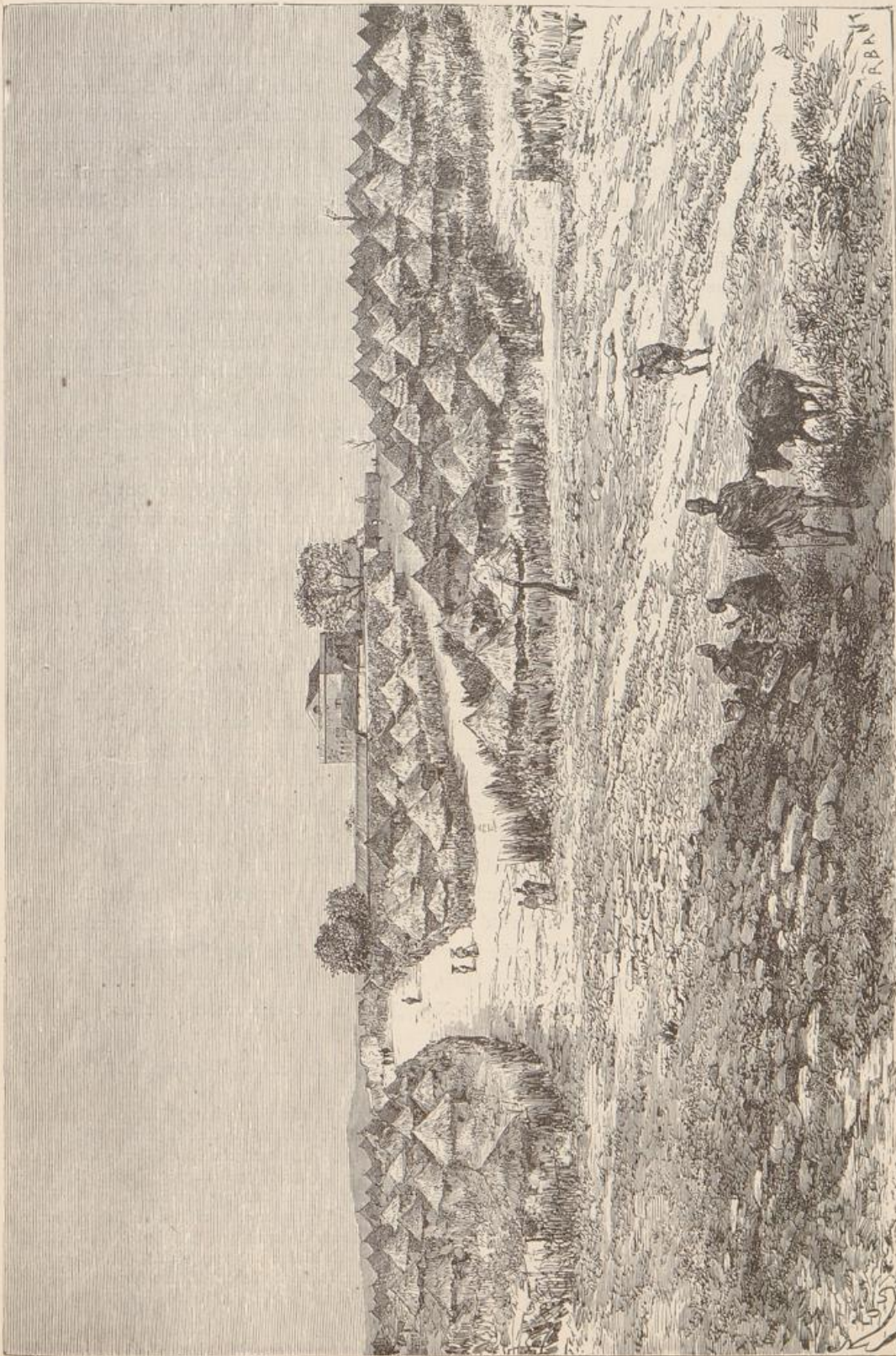


Peulh vom obern Senegal.

Sie wurden aus ihrem unterirdischen Kerker nur hervorgeholt, um zu Arbeiten an der Stadtumwallung oder zu anderen Strafarbeiten verwendet zu werden.<sup>58)</sup>

Mögen die Sklaven von ihren Herren gut oder schlecht behandelt werden, ihre große Zahl bildet stets eine Gefahr für dieselben. Die häufigen Sklavenaufstände beweisen dies. Clapperton nahm an, daß in

<sup>58)</sup> Mollien, Reise in das Innere von Afrika 2c. Seite 140.



Fort Medine.



Fort Medine.

Kano auf jeden freien etwa 30 Sklaven kämen, und nach Hecquards Schätzung waren die Sklaven in Futah-Dschalon ebenso zahlreich wie die freien.<sup>54)</sup> In dem letztern Lande wurde einst eine große Sklavenverschwörung kurz vor ihrem Ausbruch entdeckt; die Sklaven wollten das Fell des Löwen teilen, bevor sie ihn erlegt hatten, sie stritten sich um die zu erwartende Beute und dabei wurde ihr Plan verraten. Die Rädelsführer wurden hingerichtet, viele Sklaven an die Küste zum Verkauf an die europäischen Händler gesandt, die übrigen aber entwaffnet und ihnen fortan der Besitz von Waffen streng untersagt. Sie blieben fortan auch von der Beteiligung an den Kriegszügen, welche sie früher mitmachen durften, ausgeschlossen. Die Sklavenaufstände haben nirgends einen Erfolg erzielt und sind stets blutig unterdrückt worden. Sie kommen daher nur dort vor, wo die Sklaven durch grausame Behandlung zur Verzweiflung getrieben werden. Häufiger sind die Fälle, daß der Einzelne sich an seinem grausamen Herrn durch dessen Ermordung rächt. Als Clapperton nach Kano kam, war die ganze Stadt durch einen am Morgen entdeckten Mord in Aufregung versetzt. Ein Kaufmann war im Bette erdrosselt gefunden worden, und man vermutete, daß seine Sklavinnen ihn umgebracht hatten. Dieselben wurden sofort zum Verkauf an die Küste gesandt.

Vor dem Verkauf an die Europäer hatten die Neger, als noch der überseeische Sklavenhandel in Blüte stand, eine heillose Angst, und alle Qualen, welche sie während des oft Wochen dauernden Transportes an die Küste zu erdulden hatten, erschienen ihnen nicht so furchtbar als die Aussicht, in den Besitz eines Weißen zu gelangen. Diese Furcht war nicht etwa aus der Kenntnis des traurigen Loses entsprungen, welches ihrer während der Fahrt über den Ozean und dann auf den amerikanischen Plantagen harrte, sondern sie wurzelte in dem Glauben, daß die Weißen Menschenfresser seien und sich von Negerfleisch nährten.

„Die Meinung, daß die Weißen schwarze Sklaven kaufen, um sie zu essen oder an Andere zu demselben Zweck zu verkaufen,“ schreibt Mungo Park,<sup>55)</sup> „ist tief eingewurzelt. Die natürliche Folge ist, daß die Sklaven bei dem Gedanken, an die Küste geführt zu werden, vor Schreck schauern, und daß die Slati (Sklavenhändler) sie stets fesseln und streng bewachen müssen, um Befreiungsversuche zu verhindern. Man fesselt sie gewöhnlich in der Art, daß man je zwei, den einen mit dem rechten, den andern mit dem linken Fuße, in dasselbe Eisen einschmiedet. Um gehen zu können, müssen sie das Eisen mit einem Strick emporheben, und auch dann ist ihre Fortbewegung eine sehr langsame.“ Außerdem verbindet man je zwei Paar dieser zusammengefesselten Sklaven mittelst eines starken Strickes von geflochtenen Lederstreifen, der am Halse anschließt. Selbst das ist dem Slati noch nicht genug, und er legt in der Nacht jedem Sklaven Handschellen an oder versichert sich seiner wohl noch durch eine leichte Kette, die an einem um den Hals gehenden Ring befestigt ist. Diejenigen, von denen man sich eines Fluchtversuches versieht, müssen sich eine besondere Vorsichtsmaßregel gefallen lassen. Sie besteht in einem starken Stück Holz von drei Fuß Länge, in das man auf der einen Seite einen glatten Einschnitt macht. Dieser ist so groß, daß der Knöchel des Sklaven hineinpäßt und mittelst eines starken eisernen Reifs, der das Bein umschließt, darin festgeschmiedet werden kann. . . . In jeder andern Beziehung wurden die Sklaven während ihres Aufenthalts in Kamalia weder hart noch grausam

<sup>54)</sup> H. Clapperton, Tagebuch der zweiten Reise in das Innere von Afrika. 2. Band. — Hecquard, Reise an die Küste und in das Innere von West-Afrika, Seite 160.

<sup>55)</sup> Diese Art des Sklaventransportes ist noch jetzt üblich. So berichtet Marche über einen Sklavenzug, den er in Okanda traf: „Alle männlichen Sklaven tragen an einem Fuße einen Holzpflock, in welchem sich eine Öffnung befindet, groß genug, um den Fuß hindurchstecken zu können; nachher verengert man die Öffnung, indem man ein Stück Eisen hindurchtreibt, damit der Fuß nicht wieder herausgezogen werden kann. Beim Gehen, das für sie sonst ohne Verletzungen unmöglich wäre, tragen sie den Holzpflock an einer Schnur, die an jedem Ende befestigt ist, wodurch sie das Aussehen von Sträflingen erlangen, welche ihre Kette und ihre Kugel nachschleppen. Die Stärksten, bei denen man befürchtet, daß sie trotzdem entfliehen könnten, haben die Hände in einem Brett, einer Art Block stecken. Diese sind die unglücklichsten: gezwungen, stets in derselben Stellung zu bleiben, müssen ihre Leiden unerträglich sein. Die Frauen und ganz besonders die Kinder sind ungefesselt.“ Im allgemeinen werden die Sklaven, von der Qual der Fesseln abgesehen, auf dem Transport nicht schlecht behandelt, und körperliche Züchtigungen kommen sehr selten vor, da der Händler dadurch seine Ware zu verschlechtern fürchtet. Alfred Marche, *Trois voyages dans l'Afrique occidentale*. Paris, Hachette et Cie, 1882, Seite 326.

behandelt. Man führte sie jeden Morgen in den Schatten einer Tamarinde, wo man sie zu Spielen und Gesängen aufforderte, damit sie sich ihrer Schwermut nicht hingeben möchten, denn wenn auch einige ihr trauriges Schicksal mit wahrer Seelenstärke ertrugen, so waren die meisten doch im höchsten Grade niedergeschlagen und saßen den ganzen Tag, die Augen auf den Boden geheftet, schwermütig da. Am Abend untersuchte man ihre Fesseln, legte ihnen Handschellen an und führte sie in zwei Hütten, wo sie während der Nacht von Hausflaven bewacht wurden.“

Mungo Park erzählt auch das traurige Ende einer Sklavin Nili, welche zu erschöpft war, um dem Zuge ihrer Leidensgefährten zu folgen. „Die Unglückliche weigerte sich aber mit Hartnäckigkeit, die Karawane weiter zu begleiten, und erklärte, daß sie lieber auf der Stelle sterben, als noch einen Schritt machen wolle. Da Bitten und Drohungen nichts halfen, so wurde die Peitsche in Bewegung gesetzt. Einige Hiebe ertrug sie geduldig, dann sprang sie auf und ging die nächsten vier oder fünf Stunden ziemlich schnell mit uns weiter. Nur machte sie einen Versuch, ihrem Herrn zu entlaufen, war aber so schwach, daß sie im Grase niederfiel. Sie vermochte sich nicht wieder zu erheben, selbst die Peitsche, mit der ein zweiter Versuch gemacht wurde, blieb wirkungslos. Man setzte sie auf den Esel, der einen Teil unserer Lebensmittel trug, allein sie war außer Stande, sich aufrecht zu erhalten, und da das Tier die gewöhnliche Widerspenstigkeit seines Geschlechtes verriet, so war es unmöglich, sie auf diese Art fortzuschaffen. Zurücklassen wollte man sie auch nicht, denn unsere Tagereise war ihrem Ende nahe. Die Slati fertigten daher aus Bambusrohr eine Tragbahre, auf die man die unglückliche Nili legte und mit Streifen von Baumbast festband. Zwei Sklaven, die von Zeit zu Zeit durch andere abgelöst wurden, nahmen diese Art von Sänfte auf die Köpfe. Auf diese Weise wurde Nili getragen, bis es Abend wurde.“ Am nächsten Tage warf sie aber der Esel ab, wobei sie sich stark am Bein verletzte. Sogleich brach die ganze Karawane in lautes Geschrei aus: „Kangtegi! Kangtegi!“ (Schneidet ihr den Hals ab!) Ich wollte, erzählt Mungo Park weiter, bei einer solchen Szene nicht gegenwärtig sein und ging der Karawane voran. Kaum war ich eine Viertelstunde weit gegangen, so holte mich einer von Karfas Hausflaven ein. Er trug das Kleid des unglücklichen Mädchens auf der Spitze seines Bogens und rief mir zu: „Nili affilita!“ (Nili verloren!) Ich fragte ihn, ob er den Henker gemacht und dafür von dem Slati das Kleid erhalten habe? Er antwortete, Karfa und der Schulmeister seien dagegen gewesen, daß man Nili töte, und so habe man sie am Wege liegen lassen. Sie ist dort ohne Zweifel bald verschmachtet oder eine Beute wilder Tiere geworden.

Der Sklavenhandel wurde an der senegambischen Küste vor dem Jahre 1825 sehr schwunghaft betrieben. Nach Golberrys Angaben<sup>56)</sup> belief sich der Wert der im Jahre 1876 von Saint-Louis aus exportierten Sklaven auf 3 640 000 Franks, während Gorée für etwa 300 000 Franks exportierte. Als französische und englische Schiffe an der Küste zu kreuzen begannen und auf die Sklavenschiffe Jagd machten, stiegen die Preise der Sklaven bedeutend, und die Händler verdienten, wenn es ihnen nur gelang, die halbe Ladung zu retten, etwa 140 Prozent. Es ist oft genug geschildert worden, welche Mittel sie anwandten, um den ihnen auflauernden Kreuzern zu entgehen, und ebenso können wir als bekannt voraussetzen, wie grausam die Behandlung der Neger auf den Sklavenschiffen war und welche namenlose Leiden sie auf der Überfahrt nach Amerika zu erdulden hatten.

Die Sklavenausfuhr über das Meer hat nun aufgehört, aber die Sklaverei selbst besteht heute am Senegal nicht nur in den unabhängigen Fürstentümern, sondern auch noch in einem großen Teil der Frankreich unterworfenen Gebiete fort. Man hat z. B. in Walo und in anderen Gebieten noch nicht wagen können, eine in das ganze soziale Leben der Eingeborenen so tief einschneidende Maßregel wie die Aufhebung der

<sup>56)</sup> Golberry, *Fragments d'un voyage en Afrique*, 2. Band. Die Angaben Golberrys sind höher als jene Durands (*Voyage au Sénégal*), aber sie sind trotzdem unbedingt glaubwürdiger, da Durand, der früher selbst Sklavenhändler war, ein Interesse hatte, diesen Handel, gegen welchen die öffentliche Meinung sich bereits aufzulehnen begann, als geringfügig hinzustellen.

Sklaverei in vollem Umfange durchzuführen. In den Städten Saint-Louis, Gorée und Dakar, sowie in den zu ihnen gehörigen Territorien giebt es keine Sklaven mehr, und es gilt überhaupt der Grundsatz, daß jeder Sklave, welcher französisches Gebiet betritt, frei wird. Auf Grund einer alten Polizeiverordnung steht jedoch dem Herrn des Sklaven, welcher sich auf französisches Gebiet geflüchtet hat, das Recht zu, seine Auslieferung zu verlangen, wenn er nicht während einer bestimmten Zeit ein Obdach im Hause eines französischen Unterthans gefunden hat. Ein protestantischer Missionär in Saint-Louis, Herr Taylor, selbst ein ehemaliger Sklave, der durch einen englischen Kreuzer befreit wurde, hat vor einigen Jahren ein Asyl gegründet, in welchem entflozene Sklaven Aufnahme finden. Nachdem es den Flüchtlingen die Freiheit gesichert, sorgt das Asyl auch für ihr ferneres Fortkommen. Herr Taylor plant jetzt die Gründung einer Ackerbaukolonie, zu welcher ihm für seine Schützlinge vor kurzem ein genügendes Stück Land überlassen wurde.



Kaffeefrau.

Der überseeische Sklavenhandel an der west-afrikanischen Küste ist übrigens viel älter, als man in weiteren Kreisen gewöhnlich anzunehmen pflegt. Den armen Las Casas, dem man denselben auch heute noch häufig in die Schuhe schiebt, trifft keine Schuld. Schon im Jahre 1442 brachten Portugiesen 10 schwarze Negerklaven, welche dem Papst Martin V. als Geschenk zugesandt wurden, und von da ab kam der Menschenhandel durch portugiesische Händler immer mehr in Flor. Sie brachten jährlich 600 bis 800 Sklaven nach Europa, und 1537 errichteten sie mit päpstlicher Erlaubnis in Lissabon einen Sklavenmarkt. —

Der nächste größere Ort stromaufwärts ist Tuabo, die Residenz des Fürsten von Goy. In wenigen Stunden erreichen wir von dort das große französische Fort Bakel. Schon aus weiter Ferne sieht man die weißen Mauern der beiden, durch eine Terrasse verbundenen Hauptgebäude des Forts. Da der Aufenthalt in dieser Gegend für die Gesundheit des Europäers gefährlich ist, hat man nichts unterlassen, wodurch den nachteiligen Einwirkungen des Klimas entgegengewirkt werden kann. Die Wohnräume in dem Fort, sowohl jene für die Offiziere als auch jene für die Mannschaft sind geräumig und lustig, und alles vortrefflich ein-

gerichtet, um das Leben auf diesem vorgeschobenen Posten erträglicher zu machen. Bakel war schon frühzeitig ein wichtiger Platz. Die Nähe des goldreichen Bambuk hatte schon zur Zeit der Monopol-Kompagnien die Errichtung von Faktoreien an dieser Stelle veranlaßt, und heute noch ist der Goldhandel hier sehr lebhaft.

Die Fahrt stromaufwärts fortsetzend, kommen wir zu dem größten Nebenfluß des Senegal, zur Saleme. Sie kommt von den Bergen Futah-Dschalons herab und wälzt zur Regenzeit große Wassermassen zwischen den steilen Ufern dem Senegal zu. In der trockenen Jahreszeit ist auch ihr Wasserstand kein hoher, Furten sind zahlreich vorhanden, aber beim Überschreiten des Flusses mit schwerbeladenen Lasttieren sind trotzdem viele Schwierigkeiten zu überwinden, da die steil abfallenden Ufer schwer zu ersteigen sind. Jenseits der Saleme beginnt das Gebiet des Serrakoletsstaates Kamera, der unter französischem Schutze steht. Am Senegal liegen viele Dörfer, welche alle von Erdmauern (Cata genannt) umgeben sind. Die innerhalb der Mauer gelegenen



Soninkemädchen.

Hütten bestehen aus einem runden, etwa 3 Fuß hohen Unterbau aus festgestampfter Erde, auf welchem ein spitzes Strohdach ruht. Eine Familie bewohnt gewöhnlich mehrere Hütten, die, von einer Erdmauer umgeben, gleichsam einen abgeschlossenen Hof im Dorfe bilden. Die Hütten stehen dicht nebeneinander und zwischen ihnen hindurch windet sich die einzige enge Straße, welche durch das Dorf führt.

Die Serrakolets sind hier Nachbarn von Bambara-Flüchtlingen, welche dem Blutbad entronnen waren, durch welches die Coucouleurs ihr Land entvölkerten. Unter Führung des Häuptlings Dama, einem Abkömmling der Massassis, des alten Herrscherhauses von Kaarta, hatten sie sich auf französisches Schutzgebiet durchgeschlagen und gründeten dort das Dorf Gore. Sie sind zuverlässige Freunde der Franzosen; mit deren Hilfe sie einst noch ihre alte Heimat wieder zu erobern hoffen.

Das Land ist hier sehr fruchtbar, die Dörfer von riesigen Wollbäumen und großen Hirsefeldern umgeben. Zum Schutz der letzteren gegen die Vögel werden, sobald die Frucht zu reifen beginnt, eigentümliche Vogelscheuchen errichtet. Von einer Strohhütte, die sich mitten im Felde befindet, sind nach allen

Seiten hin über das Feld Seile aus Affenbrotbaumbast gezogen, von welchen alte Tuchlappen oder kleine Kürbisse herabhängen. Ein in der Hütte sitzender Sklave muß diese Seile in Bewegung setzen, um die in großen Scharen die Ernte bedrohenden Vögel zu verschrecken. Außerdem laufen noch Kinder zwischen den Feldern hin und her, schreien und lärmeln, und werfen Erdklumpen nach den Vögeln, welche sich trotzdem auf die Pflanzung niederzulassen versuchen. Wenn dann die Ernte vorüber ist, beginnt ein reges Treiben an dem bisher so stillen Flußufer. Einheimische Kaufleute, welche den Transport der Landesprodukte aus dem Innern nach der Küste vermitteln, finden sich ein und kaufen den Dorfbewohnern ihre Feldfrüchte ab, welche auf große, den Hamburger Schuten ähnliche Kähne geladen werden. Die Fahrt stromabwärts kann aber nicht sofort angetreten werden, denn noch hindern die vielen seichten Stellen die Schifffahrt; erst wenn das Wasser zu steigen beginnt, stoßen die Kähne vom Lande und lassen sich von der Strömung die weite Strecke nach Saint-Louis hinabtreiben.

In dieser Gegend, welche jetzt völlig unter französischem Einfluß steht, hatten die Franzosen schon vor 160 Jahren festen Fuß gefaßt. Hier stand ihr äußerster vorgeschobener Posten, das von André Brüe gegründete Fort Saint Joseph, welches später zur Zeit des Verfalles der Kolonie aufgegeben wurde. Seine Rolle hat nun das weiter aufwärts in der Nähe der Felu-Katarakte erbaute Fort Medine übernommen. Der treue Freund der Franzosen, der König Sambala von Khasso, auf dessen Gebiet General Saidherbe im Jahre 1855 das Fort erbaute, und der später, wie wir wissen, Paul Holle bei der Verteidigung gegen Hadshi-Omar Beistand leistete, ist im Jahre 1879 gestorben. Ihm folgte nach der in Khasso üblichen Thronfolgeordnung sein Bruder Machasse Sambala. Der Glanz des einst mächtigen Reiches Khasso, welches einst auf beiden Ufern des Senegals sich weit hinein ins Land erstreckte, ist aber dahin, seitdem die Kriege mit den Toucouleurs und den Bambaras die Macht der Könige von Khasso gebrochen haben und das Reich sich in drei voneinander unabhängige Gebiete aufgelöst hat.

Oberhalb Medine versperrt das durch Berge eingeengte Thal das zu 30 Meter Höhe emporsteigende Felu-Plateau. Ein gewaltiger Felsendamm mag hier einst die Wasser des Senegals aufgestaut und dort oben einen großen See gebildet haben, bis das Wasser in der Richtung gegen Medine sich eine Bahn brach und von der Hochebene herab über die steilabfallenden Felswände in die Tiefe stürzte. Der Fall des Flusses ist ungemein malerisch. Zwei Felsblöcke von bizarren Formen stehen riesigen Wächtern gleich inmitten der Öffnung, welche das Wasser in den es umspannenden Felsengürtel gebrochen hat, und zwischen ihnen und den beiden Ufern schießt die Wassermasse fast senkrecht in die Tiefe hinab, an den am Fuße des Falles hervorragenden Felsen sich in eine Schaumwolke auflösend.

Die Schifffahrt findet bei den Felu-Katarakten eine unüberwindliche Schranke. Die Waren müssen hier aus den Booten, in denen sie bis Medine transportiert wurden, ans Land gebracht und auf Maultiere geladen werden, und es beginnt nun ein beschwerlicher Transport über das von vielen Spalten und Schluchten zerrissene Felu-Plateau, bis endlich die fruchtbare Logo-Ebene erreicht ist. Nun gelangt man auch bald auf eine gutgehaltene Straße, welche längs des Ufers dahinführt. Hier beginnen die schönsten Landschaften des Senegalthales, die Ebene ist mit riesigen Wollbäumen und üppigen Saatzfeldern bedeckt, und große, dicht bewaldete Inseln liegen in dem sich mächtig ausbreitenden Fluß. Leider fehlt es inmitten der schönsten Gegend um das Dorf Dingira nicht an traurigen Spuren menschlicher Zerstörungslust. Das einst große Dorf Dingira ist nur noch eine Ruinenstätte, seitdem es in dem erbitterten Kampf der Bevölkerung von Logo mit dem König Sambala erobert und zerstört worden. Zu den schönsten Punkten des oberen Senegalthales gehören der Sakamerakru, ein hoher Berg, der plötzlich den Lauf des Senegal hemmt und ihn zwingt, in weitem Bogen seitwärts abzubiegen, und die grotesken Felsformationen in der Umgegend von Bukaria, von denen manche an die würfelförmigen Felsen im Elbthal oberhalb Dresden, an den Lilienstein u. s. w. erinnern. Mächtigen Burgen gleich ragen die steilen Felsenwände dieser Berge aus der Ebene hervor. Der riesige Berg Duley bildet ein vollständig regelmäßiges Prisma, auf dessen oberer Fläche sich ein kleiner Hügel erhebt,

und selbst aus geringer ferne gesehen, täuscht er den Beschauer so, daß dieser glaubt, Türme und von Schießscharten durchbrochene Burgmauern dort oben zu erkennen. Ein anderer würfelförmiger Berg, der Logobakru oder Macha-Denez imponiert durch seine Größe, denn seine dem flusse zugekehrte Wandfläche ist gegen 5 Kilometer lang (siehe Seite 80).

Die Strecke, welche wir dem Leser bisher geschildert haben, sollte die projektierte Eisenbahn durchlaufen, und drei Expeditionen wurden ausgesandt, um in dem noch ziemlich unbekanntem Gebiet Terrainstudien vorzunehmen. Unter Führung des Leutnants Marly ging eine Expedition über Merinaghen nach Guédé und kehrte über Dagana zurück. Der junge Führer der Expedition starb bald nach der Heimkehr von dem kurzen, aber ungemein anstrengenden Zuge. Die zweite Expedition unter Führung Jacquemarts nahm ihren Weg von Guédé aus durch Suta nach Bakel, sich möglichst weit vom flusse haltend, auf einem Terrain, welches von den jährlichen Überschwemmungen unberührt bleibt, und kam dabei durch zahlreiche Suta-Dörfer, welche noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Die schwierigste Aufgabe war aber den Leutnants Monteil und Sorin zugefallen, welche nicht wie die anderen Expeditionen dem Laufe des flusses folgen, sondern von Saint-Louis aus mitten durch Dscholoff und über das Plateau von ferlo nach Bakel vordringen sollten. Noch nie war ein Europäer auf diesem Wege ins Innere des Landes gedrungen. Durch wasserlose Einöden, in welchen die Expedition dem Verschmachten nahe war, ging es rastlos vorwärts nach Osten, und eine fülle neuer Nachrichten war der Lohn der Mühen und Anstrengungen, welche die kleine Karawane zu überwinden hatte. So sehr aber die geographische Kenntnis des Landes bereichert wurde, so waren doch die Resultate dieser Forschungsreisen der Lösung der Eisenbahnfrage nicht günstig. Das französische Parlament schreckte vor der großen Summe zurück, welche der Bau der Eisenbahn von Saint-Louis nach Medine erforderte, das anfangs mit so großer Begeisterung aufgenommene Projekt wurde fallen gelassen und nur der Bau der kleinen Strecke von Kayes nach Bafulabé bewilligt.

Das Senegalbahn-Projekt war ohnehin inzwischen durch andere Projekte in den Hintergrund gedrängt worden, welche durch zum Teil wenigstens glücklich durchgeführte Entdeckungsreisen neue Nahrung erhielten. Paul Soleillet versuchte vom Senegal nach Algier vorzudringen. Auf seiner ersten Reise kam er bis Segou, wo Sultan Amadu ihm die Erlaubnis zur Weiterreise verweigerte und ihn zur Umkehr zwang; auf der zweiten (Dezember 1878 bis Mai 1880) wurde er an der Grenze von Adrar von einem räuberischen Wüstenstamm ausgeplündert.<sup>57)</sup> Glücklicher als er war der Kapitän Gallieni, welcher beauftragt wurde, von Medine nach Segou vorzudringen und die reichen Gebiete am obern Niger dem französischen Handel zu erschließen. Der Anstoß zu dieser Expedition war durch einen Plan gegeben, welcher, wenn er glücklich durchgeführt wurde, die Durchstechung der Landenge von Suez in den Schatten stellen und den großartigsten Werken menschlicher Schaffenskraft sich anreihen mußte.

Frankreich besitzt an der Nordküste Afrikas eine große Kolonie, aber die Südgrenze derselben wird von einer Sandwüste umsäumt, welche wie ein unüberwindlicher Wall den Zugang zu dem fruchtbaren Binnenlande, dem reichen Sudan versperrt. Wäre diese Wüste nicht vorhanden oder gelänge es, eine sichere und bequeme Verkehrsstraße durch dieselbe zu führen, so würde das sozusagen vor Frankreichs Thoren gelegene Algier als Zwischenstation eines mächtigen Handelsverkehrs aus einer Last für das Mutterland, die es heute ist, binnen kurzem sich in eine der blühendsten Kolonien verwandeln. Die Wüste selbst, welche nach der Abschaffung des Sklavenhandels alljährlich nur noch von wenigen Karawanen durchzogen wird, würde sich wieder beleben, man würde Brunnen graben, das unter dem Sand verborgene Wasser an die Oberfläche leiten, die Wüste in fruchtbares Land verwandeln, sie kolonisieren, den Sudan durch eine Kette von Niederlassungen mit dem Mittelmeer verbinden. Ein verführerisches, zaubervolles Zukunftsbild erhob sich wie eine fata Morgana aus dem Wüstenland, und es galt nur, es festzuhalten, dem Traumgebilde feste Formen zu verleihen. Das

<sup>57)</sup> Voyage de Paul Soleillet à l'Adrar. Rouen, 1881.

eiserne Jahrhundert griff zu der alten Waffe, mit der es die Welt bezwungen: die Lokomotive sollte das Kameel verdrängen. Mochten die Kosten einer Sahara-Bahn noch so groß sein, sie mußten endlich aufgewogen werden durch die Vorteile, welche Frankreich durch dieselbe erwuchsen. Ein neues Indien mit einer Bevölkerung von 200 Millionen wurde dem französischen Handel erschlossen, das französische Sprachgebiet über viele hunderttausend Kilometer ausgedehnt, und im Sudan angelangt konnte die Bahn einen Arm nach dem Senegal ausstrecken und dort ein neues Thor zu dem dunkeln Erdteil erschließen.

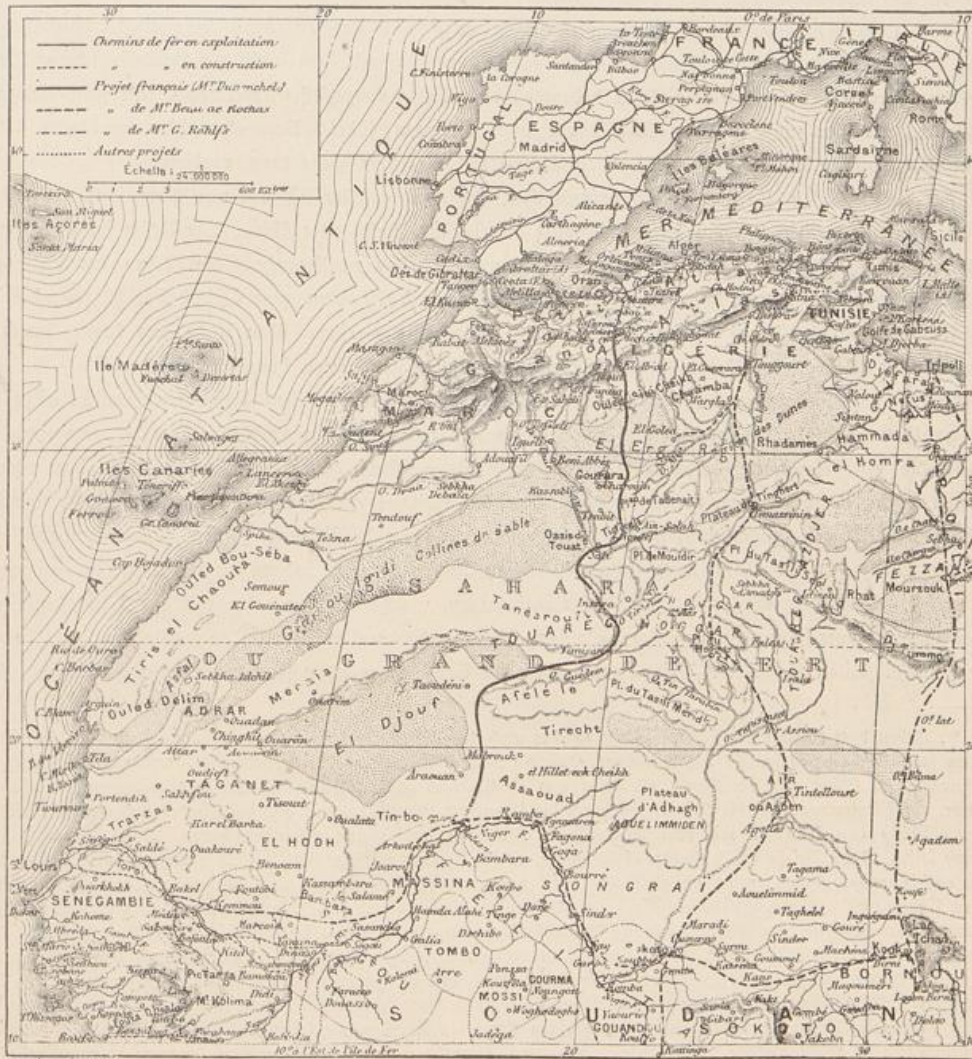


Machaffe Sambala, König von Khasfo.

Schon 1878 hatte der Ingenieur Duponchel<sup>59)</sup> sein Projekt einer Sahara-Bahn veröffentlicht. Daß eine solche Bahn eine kolossale Umwälzung in allen Handelsverhältnissen hervorbringen, daß sie den Handelsverkehr in ganz außergewöhnlichem Maße erhöhen würde, daran zweifelte gleich anfangs niemand. Die Vorteile des Warentransports im Eisenbahnwagen waren ja zu einleuchtend, als daß auch eine so fest am Alten haltende und Neuerungen so abgeneigte Bevölkerung wie die Eingeborenen Nord-Afrikas und des Sudan sich demselben gegenüber lange abwehrend hätte verhalten können. Über kurz oder lang mußte das

<sup>59)</sup> Jahrelang hatte Duponchel mit bewundernswerter Ausdauer seinen Plan verfolgt. Schließlich erhielt er von der Regierung die Mittel zu einer Reise nach Algier, um an Ort und Stelle Studien zu machen. Zurückgekehrt, veröffentlichte er die Ergebnisse seiner Reise in einem starken Bande: *Le chemin de fer transsaharien, jonction coloniale entre l'Afrique et le Soudan*. Paris, Hachette et Cie, 1879.

Dampfrosß in der Sahara die Karawanen und den Kameltransport ebenso verdrängen, wie es in Europa all die verschiedenartigen Transportmittel früherer Zeiten siegreich aus dem Felde geschlagen hatte. Wie stand es aber mit den Schwierigkeiten, die beim Bau der Bahn zu überwinden waren, und wie hoch beliefen sich die Kosten desselben?



Karte der projektierten Sudan-Bahnen. Nach „La Nature“.

Das eine Projekt führt die Bahn von Algier nach Setif<sup>59)</sup> und dann über Batna, Biskra und Tuggurt nach Wargla. Von Wargla aus sind zwei Touren möglich: die Bahn könnte durch das Inghargarthal nach Temassinin geleitet werden, das Tafili-Plateau an der Westseite überschreiten und dann durch das Hoggar nach der Oase Aïr und nach Sokoto führen, von wo sie eine Zweigbahn nach dem Niger, eine andere durch

<sup>59)</sup> Setif ist bereits mit Constantine durch eine Eisenbahn verbunden.

Vornu zum Tschadsee entsenden könnte. Sie könnte sich aber auch von Wargla über El Golea nach Gourara wenden, das Hoggar-Hochland umgehen und in Timbuktu münden. Auf der Tour Wargla-Tir-Sokoto würde das Hoggar große Schwierigkeiten bereiten, die nur mit bedeutendem Geldaufwand zu überwinden wären. Man könnte zwar das Gebirge in östlicher Richtung umgehen, aber dann würde die Bahn in wenig bevölkerte Gegenden gelangen und sich überdies weit von der Sphäre der französischen Interessen entfernen. Statt Wargla ist als Ausgangspunkt der Bahn auch das nördlicher gelegene Laghouat in Vorschlag gebracht worden, doch letzteres ist nur ein einsamer, vorgeschobener Posten, der erst durch eine über das Gebirge zu führende Eisenbahn mit Algier verbunden werden müßte, und sich mit dem wichtigen Handelszentrum Wargla nicht messen kann. Dem letztern Projekt ist bedeutend ein viertes vorzuziehen, welches Oran zum Ausgangspunkt der Bahn nimmt und sie über El Chergui nach Gourara führt. Von allen hier erwähnten dürften doch nur die Touren Wargla- oder El Chergui-Gourara-Timbuktu Beachtung verdienen.<sup>60)</sup>

Zu diesen vielen Varianten des französischen Projektes gesellte sich ein von Nachtigall und Rohlf's verteilter Vorschlag, Tripolis zum Ausgangspunkt der Sahara-Bahn zu wählen. Die Bahn sollte in gerader Richtung von Tripolis südwärts nach Murzuk geleitet werden, das vorliegende Gebirge an der Ostseite des Dschebel Tummo durchbrechen, über die Oasen Jat, Bilma und Agadem zum Tschad-See führen, bei Kufa sich ostwärts wenden und durch Vornu bis Baghirmi ausgedehnt werden. Von Kufa aus konnte durch eine Zweigbahn nach Westen eine Verbindung mit den anderen Sudan-Bahnen hergestellt werden.<sup>61)</sup>

Die zu überwindenden technischen Schwierigkeiten erschienen bei allen diesen Linien nicht allzu groß, aber es gefellten sich andere hinzu, welche die ernstesten Bedenken erregen mußten. Der Ausgangspunkt der Bahn und die erste Teilstrecke derselben konnten zwar als gesichert gelten, da Frankreich in dem von ihm beherrschten Algier imstande war, sie zu schützen, aber der weitaus größere Teil der Bahn mußte durch ein Gebiet führen, welches sozusagen herrenlos war und wo eine etwa 2 Millionen zählende Nomadenbevölkerung, die nur von Viehzucht und Raub lebte, von feindlichen Angriffen und Störungen des Betriebes abgehalten werden mußte. War dies möglich? Nach den Erfahrungen, welche die Franzosen mit den Nomadenstämmen im Süden Orans gemacht hatten, ließ sich diese Frage kaum unbedingt bejahen. Wie wollte man die Nomaden für ihre Feindseligkeiten züchtigen? Beim Herannahen der Truppen würden sie sich immer tiefer in ihre Wüste

<sup>60)</sup> Neben dem Projekt der Sahara-Bahn tauchte auch das eines Sahara-Meeres auf, durch welches der Zugang zum Sudan erleichtert werden sollte. Die Annahme, daß die Sahara ehemaliger Meeresboden sei, welche hauptsächlich durch die Forschungen von Escher von der Linth, E. Desor und H. Martins gestützt wurde, spielte dabei eine große Rolle. Das Saharameer, ein Binnenmeer wie die Ostsee, soll durch die Meerenge von Gabes mit dem Mittelmeer und einst vielleicht auch längs der Südküste von Marokko mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung gestanden haben. Vergl. E. Desor, *Das Sahara und Atlas*. Vier Briefe an J. Liebig. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag, 1865. — „Die Legende vom Sahara-Meer steht aber auf schwachen Füßen, denn im günstigsten Fall beschränkt sich dasselbe auf eine Einbuchtung des Mittelmeeres im Süden von Tunis und auf einen schmalen Golf im Norden der Lybischen Wüste. Abgesehen von dem totalen Mangel an unmittelbaren Beweisen für eine Meeresbedeckung Nord-Afrikas während der Quartärzeit spricht auch die ganze Geschichte des Mittelmeeres gegen eine solche.“ Prof. K. U. Zittel, *Das Saharameer*. Das Ausland, 1883, Seite 526 (wo auch eine Übersicht der betr. Litteratur zu finden ist). — Kapitän Roudaire, der zuerst im Jahre 1874 auf einer Forschungsreise von Biztra nach Tuggurt die Möglichkeit der Schaffung eines Sahara-Meeres studierte, wurde ein begeisterter Vertreter dieser Idee. Von Gabes aus sollten die Wasser des Mittelmeeres durch einen Kanal in die Schotts geleitet und dadurch 8050 □ Kilometer der letzteren unter Wasser gesetzt werden. Die Vorteile, die man sich von dem neuen Meer versprach, waren: 1) eine Verbesserung des Klimas in Algier und Tunis durch die dann häufiger werdenden Regen (man wies dabei auf die Regenvermehrung auf dem Isthmus von Suez seit der Vollendung des Kanals hin); 2) die Eröffnung eines bequemen Handelsweges nach Zentral-Afrika; 3) die Sicherung der algerischen Südgrenze. Die Kosten des Kanals von Gabes berechnete Roudaire auf nur 75 Millionen. Minister Freycinet widmete dem Projekt große Aufmerksamkeit, und das Resultat seiner Verhandlungen mit Lesseps und Roudaire war die Ernennung einer Kommission zur Prüfung der Angelegenheit. Heute darf dieses Projekt wohl als endgiltig begraben angesehen werden. Vergl. Maxime Hélène, *La mer intérieure d'Algérie*. La Nature, 1882, 2. semestre, Seite 22, und „Das algerisch-tunesische Binnenmeer“, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 2. Jahrgang, S. 272.

<sup>61)</sup> Bei allen Projekten spielen die artesischen Brunnen, welche man längs der Eisenbahn graben wollte, eine Hauptrolle. Viel ist über die neuen Oasen geschrieben worden, welche durch Brunnenbohrungen geschaffen werden sollten, aber vergebens forsch man nach Mitteilungen über die Resultate solcher Bohrungen und nach Beweisen für die Existenz der angeblich unerschöpflichen unterirdischen Wasservorräte der Sahara.

zurückziehen, in welcher im Juli eine Durchschnittstemperatur von 50 bis 55 Grad herrscht und wo sie durch die Hitze und den Wassermangel während des größern Theiles des Jahres gegen jede Verfolgung durch Europäer gesichert sind. Die Wüste und mehr noch als diese das wenig bekannte Bergland Hoggar, in welchem der Tahat bis zu 8000 Fuß Höhe emporsteigen soll, wären unüberwindliche Bollwerke der Nomaden, und eine große Armee wäre nötig, wenn dort Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten werden sollten. Im günstigsten Fall würden die Erhaltungskosten der Bahn riesige Summen verschlingen. Nachdem der Bau nach oberflächlicher Schätzung mindestens 500 Millionen Franks gekostet, würde die Instandhaltung und der militärische Schutz derselben jährlich 150 Millionen erfordern. Komte die Rentabilität der Bahn eine so große werden, daß ein derartiger Aufwand gedeckt wurde?<sup>62)</sup>

Angesichts der so schwerwiegenden Bedenken mußte ein anderes Projekt, mit welchem der Marine-Inspektor Legros hervortrat, den Sieg über die bisher diskutierten davortragen. Legros wollte die französischen Besitzungen am Senegal zum Ausgangspunkt der Sudan-Bahn nehmen. Dort war der äußerste französische Posten nur 450 Kilometer vom Niger entfernt, während Wargla, der südlichste französische Posten in Algier in der Luftlinie 1800 Kilometer von demselben entfernt war. Die Sahara-Bahn müßte ein hohes Gebirge und eine unwirtliche Wüste überwinden, während Senegambien einen Fluß besaß, welcher einen Teil des Jahres hindurch auf einer Strecke von über 1000 Kilometer schiffbar war. Die Stämme zwischen Senegal und Niger konnten auch viel leichter unter französische Herrschaft gebracht werden als die Wüsten-Nomaden. Man besaß bereits längs des Flusses eine Reihe befestigter Punkte. Militärische Expeditionen, mit dem nötigen Nachdruck durchgeführt, mußten leicht noch größere Gebiete dem französischen Handel erschließen, und das dort Errungene ließ sich durch Anlage neuer Forts sichern. Die Kette dieser Forts allmählich bis zum Niger zu verlängern und sie dann durch eine Eisenbahn zu verbinden, konnte nicht schwer werden.

Dieser Plan, der schon dem General Saiduherbe vorgeschwebt, fand den Beifall der Kommission, und auch die Regierung trat mit Entschiedenheit für ihn ein. Der Minister Admiral Jauréguiberry, der als ehemaliger Gouverneur der Kolonie die Verhältnisse am Senegal genau kannte, betrieb mit anerkennenswertem Eifer die Verwirklichung des Projektes, und am 27. August 1879 bewilligte die Kammer einen Kredit von 500 000 Franks für die Vorarbeiten.

In erster Reihe galt es nun, das Land kennen zu lernen, durch welches die Bahn geführt werden sollte. Die Kenntnis desselben reichte nicht viel weiter als bis zu den äußersten französischen Forts. Im Jahre 1862 hatte zwar der Leutnant Mage mit Amadu, dem Sultan von Segou, einen Handelsvertrag abgeschlossen, aber die von Mage befolgte Route lag zu weit ab von der für die Eisenbahn geplanten, so daß eine neue Expedition unvermeidlich war.

Es war auch nötig, sich die Zustimmung Amadus zu sichern und die Beziehungen zu ihm wieder aufzufrischen. Beides sollte durch eine Gesandtschaft bewirkt werden, durch welche man einerseits der Eitelkeit des Negerkönigs schmeicheln, andererseits den friedlichen Charakter der Expedition manifestieren wollte. Zum Führer derselben bestimmte Gouverneur Brière de l'Isle den Kapitän Gallieni. Die Wahl war eine glückliche. Es konnte kaum eine geeignetere Persönlichkeit gefunden werden als Kapitän Gallieni, welcher soeben einen ihm anvertrauten Auftrag glücklich ausgeführt hatte, durch langen Aufenthalt in der Kolonie mit

<sup>62)</sup> Der Karawanenhandel zwischen Algier und dem Sudan ist heute ziemlich gleich Null. Durch die französischen Zollschranken und durch das Verbot des Sklavenhandels sind die Karawanen nach Marokko und Tripolis abgelenkt worden. Ob eine Eisenbahn den Handel wieder so sehr Algier zuführen würde, daß dadurch die großen Betriebskosten gedeckt würden, ist immerhin fraglich. Bisher haben alle Versuche, bei den französischen Außenposten Märkte für die Eingeborenen zu errichten, keinen Erfolg erzielt. Der Franzose nimmt zu wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse der Eingeborenen, die von der Regierung aufgestellten Reglements hindern den Handel, und zu alledem kommt das Mißtrauen des Arabers gegen den Fremden. So wandert er denn lieber einige Tage weiter nach Tripolis oder Marokko, wo er in den Basaren sicher alle Gegenstände seines Bedarfs findet. Paul Gassarel, L'Algérie. Histoire, conquête et colonisation. Paris, Firmin Didot, 1883.

allen Eigentümlichkeiten der Eingeborenen vertraut war, ein energischer Offizier, der alle Vorbedingungen eines Erfolges in sich vereinigte.

Indem wir Gallieni auf seinem gefährvollen Zuge ins Innere begleiten, überschreiten wir zwar die diesem Abschnitt unseres Werkes gezogenen Grenzen, da die Länder, durch welche der Zug von Medine an



Der Dolmetsch Alpha Segha (Expedition Gallieni).

ging, nicht mehr zu Senegambien gehören, aber wir können doch diese wichtigste aller vom Senegal aus unternommenen Expeditionen nicht mit Stillschweigen übergehen. Ein richtiges Urteil über den Wert der französischen Besitzungen am Senegal ist unmöglich ohne wenigstens einige Kenntnis des Hinterlandes. Wie sehr die Zukunft der Kolonie von demselben abhängt, wird der Leser schon bei der Schilderung der Sahara-

Bahn-Projekte erkannt haben. Eine Skizze des Zuges Gallieni hat daher an dieser Stelle jedenfalls eine Berechtigung.

Gegen Ende des Jahres 1879 unternahm Gallieni zunächst eine Refognoszierung, welche sich von Medine bis Bafulabé erstreckte. Bafulabé bedeutet „Zwei Ströme“. Der eine dieser Ströme, der Bafing oder



Alpha Segas Frauen.

schwarze Fluß, kommt von Süden her aus den Gebirgen Futah-Dschalons, der andere, der Bachoy oder weiße Fluß, kommt von Osten. Bafulabé, welches 150 Kilometer von Medine entfernt ist, war offenbar eine wichtige Etappe auf dem Wege zum Niger, und es konnte als gutes Vorzeichen gelten, daß die Malinke-Häuptlinge der Umgegend Gallieni freundlich entgegenkamen. Als er den Rückweg antrat, gab ihm der Häuptling von Logo seinen achtjährigen Sohn Segá mit, damit er ihn dem Gouverneur vorstelle, und auch andere Häuptlinge

sandten mit der Expedition Verwandte nach Saint-Louis. Dieselben wurden dort sehr freundlich aufgenommen und reich beschenkt in ihre Heimat zurückgesandt. Nur die Söhne der Häuptlinge von Kita und Bammafo blieben noch in Saint-Louis, da sie Gallieni auf seinem Zuge als Führer begleiten wollten.

Am 30. Januar 1880 verließ Gallieni Saint-Louis. Die Expedition bestand außer ihm aus dem Leutnant der Marine-Artillerie Pietri, dem Leutnant der Marine-Infanterie Vallière, den Marineärzten Dr. Taintain und Dr. Bayol.<sup>63)</sup> Als Eskorte, oder vielmehr als eine Art Ehrenwache, welche das Ansehen der Gesandtschaft erhöhen sollte, dienten 30 ausgewählte Spahis und Tirailleurs, denen sich noch einige Captots zugesellten, welche später beim Überschreiten der vielen Flüsse sehr gute Dienste leisteten. Der Gouverneur begleitete die Expedition bis Podor. Am 4. Februar war die Bank von Masu erreicht, wo man den Dampf-avis „Dakar“ verlassen und die Schuten besteigen mußte, die mit den mitgenommenen Geschenken (Guinees, Decken, Glaswaren, Spiegel, Gewehre, Spieldosen u. s. w.) und den Ausrüstungsgegenständen, darunter 3000 bis 4000 Patronen, beladen waren. In Bakel, wo man am 25. Februar ankam, wurde mehrere Tage halt gemacht, um die Karawane zum Marsch landeinwärts zu organisieren. Das Gepäck mußte auf 250 Esel geladen werden, und nur mit Mühe gelang es, die zu so vielen Tieren nötigen Treiber anzuwerben. Sie wurden in vier Sektionen geteilt, deren jede unter einem berittenen Zugführer stand. Die letzteren waren der alte Samba Uri, der Veteran der Captots — Macha Kurbari, ein Bambara aus königlichem Geschlecht — Chiama, früher Tirailleur, jetzt Polizeikommissär in Bakel (siehe Seite 76) — und Silman N'Diaye, ein Bruder des Dolmetscher Alpha Segal, von Abstammung ein Kassonke. Alpha Segal (siehe Seite 72) wurde Oberanführer des Trains.

Von Bakel zog die Karawane über Segala und Sebeku nach Gor, wo sie von dem greisen Häuptling Dama freudig begrüßt wurde. Nur mit Mühe gelang es Gallieni, ihm begreiflich zu machen, daß seine Mission eine durchaus friedliche sei. Dama wollte ihm eine Kriegereschar unter Führung seines Sohnes Gara Mamady Tire zur Verfügung stellen, welche mit den Franzosen vereint seine Besitzungen in Kaarta, aus denen die Toucouleurs ihn vertrieben haben, zurückerobern sollte.

Am 15. März begegnete die Karawane einer Reitereschar, an deren Spitze sich Damba Sambala, der Neffe des Königs Machasse Sambala von Khasso (siehe Seite 68), ein Jüngling der von General Saïdherbe in Saint-Louis gegründeten „Schule der Geißeln“ befand. Er war Gallieni entgegengeritten, um ihn noch vor dem Einzug in Medine zu begrüßen. In Medine mußte die Expedition wieder mehrere Tage bleiben, da sie dort Gepäck vorfand, welches schon im vorigen Jahre zu Schiffe dorthin gebracht worden, und zu dessen Weitertransport die Errichtung einer fünften Train-Abteilung nötig wurde. Nachdem der Tirailleur-Korporal Bénis mit mehreren Piroguen stromaufwärts gesandt worden, um auf dem Wege nach Bafulabé an bestimmten Plätzen Vorräte von Lebensmitteln aufzustapeln, und nachdem eine kleine Meuterei unter den als Treiber dienenden Toucouleurs durch Gallienis entschiedenes Auftreten im Keime erstickt worden, verließ die Expedition endlich am 22. März Medine. Der Marsch ging an den felsigen Katarakten vorbei nach der Logo-Ebene. Überall stieß man auf Spuren kriegerischer Verwüstungen. In Sabussire sah man noch eingäscherte Hütten, welche von den Franzosen 1878 in Brand geschossen wurden, um die Malinkes des Logo-gebietes für verschiedene Feindseligkeiten zu züchtigen. Weiterhin erinnerten in dem von uns schon erwähnten Dorfe Dingira (siehe Seite 66) viele Ruinen an den Krieg der Logo-Neger mit Sambala von Khasso. Auch im Natiaga-Gebiet, welches 1878 mit Logo gegen die Franzosen verbündet war, sind noch nicht alle Spuren der Verwüstungen vertilgt, welche ein zehnjähriger Krieg verursachte. Als man endlich das 130 Kilometer von Medine entfernte Bafulabé erreichte, fand man die Vorarbeiten zur Errichtung eines Forts weit vorgeschritten. Eine mit Graben und Palissaden umgebene Redoute war bereits fertig, auch einige Hütten für die Besatzung. Die als Besatzung für das Fort bestimmten 50 Mann waren schon im Oktober abgesehen

<sup>63)</sup> Siehe den Bericht über die Expedition in *Le Tour du Monde*, 1883, 1. semestre, Seite 181.

und Vorräte und alles nötige Material von Medine herbeigeschafft worden. Das ganze Land, soweit Malinkes wohnten, war in hellem Aufruhr gegen die Toucouleurs, und etwa eine Tagereise von Bafulabé entfernt, in Waliha, wurde der Tata dieses Ortes von den vereinten Streitkräften der Malinke-Häuptlinge belagert. Als Gallieni die Häuptlinge ersuchen ließ, nach Bafulabé zu kommen, folgten sie sofort der Einladung und erklärten ihm, daß sie sich glücklich schätzten, unter das Protektorat eines mächtigen Volkes zu kommen, von dem sie die Wiederherstellung der seit Hadjschi-Omars Tagen aus ihrem Lande verschwundenen Ruhe und Ordnung erwarteten.

In Bafulabé schloß sich der Karawane der Dolmetsch Massan an (siehe Seite 76), ein Toucouleur, welcher an Alpha Segas Stelle trat, da dieser fortan anderweitig verwendet wurde, und der Waffulufe Samba, der ebenfalls die Expedition begleiten wollte, ein früherer Artillerie-Unteroffizier, wurde Oberleiter des Maultierzuges.

Die Karawane, welche bisher noch auf dem linken Ufer des Bafing gelagert hatte, überschritt den hier 750 Meter breiten und sehr tiefen Fluß ohne Unfall auf einer Furt (siehe Seite 81), und nun begam der Marsch durch unbekanntes Land, der eigentliche Entdeckungszug. Leutnant Vallière war bereits vorausgeeilt, um längs des Bachoy, dessen Lauf die Karawane folgte, Lebensmittel aufzustapeln. Der Bachoy fließt durch ein 3 bis 5 Kilometer breites Thal, welches von Bergketten eingeschlossen wird, welche anfangs mit dem Flusse parallel laufen, nach einer Strecke von 80 Kilometer aber sich, die eine nach Norden, die andere nach Südosten von ihm entfernen. Hinter dem Dorfe Niakale Cirea, wo ein Berggrücken das Bachoy-Thal versperrt und den Fluß in weitem Bogen gegen Norden drängt, sah man sich zu einigen Felsensprengungen gezwungen, um den Weg über den Berg für die Maultiere passierbar zu machen, da man sonst zweimal hätte den Fluß überschreiten müssen. Durch ein von zwei Flüssen, dem Balu und Duku bewässertes Thal, dann über ein weites Plateau gelangte man zu dem Banja-Me-Delta, welches etwa 60 Meter breit ist. In dem Nachtlager an der Furt von Diube-Ba (auf der Karte mit: Gué de Diubeba bezeichnet) wurde man durch unangenehmen Besuch überrascht. Rings um das Lager erkönte das heisere Geschrei der Hyänen, und bald vernahm man auch das Brüllen eines Löwen, welches unter den Lasttieren große Aufregung hervorrief, aber obwohl man sofort durch ein Streifcorps die Umgegend durchsuchen ließ, wurde der nächtliche Ruhestörer nicht entdeckt.

Das erste Dorf in der Provinz Beteadugu, in der man sich nun befand, war Solinta. Von dem Berg Sulun, an dessen Fuße es liegt, konnte Gallieni das ganze Bachoy-Thal abwärts bis Kale und aufwärts bis Sangalla übersehen. Die Malinke, die hier wohnen, sind nicht Mohammedaner, aber trotzdem ist bei ihnen die Beschneidung üblich. Die benachbarten Berge liefern viel Kohle und Eisen, welches letztere von den Malinke auf sehr primitive Art gewonnen und dann zu Waffen und Werkzeugen aller Art verarbeitet wird.

Aus Beteadugu gelangte man in die Landschaft Farimbula. Auf einem 200 bis 250 Meter über dem Fluß sich erhebenden Plateau wohnen dort in 7 oder 8 Dörfern Malinke, welche sich bisher eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren wußten. Diesem Plateau dürfte bei späterer Kolonisation dieser Gegend noch eine wichtige Rolle beschieden sein, da es von den während der Regenzeit grassierenden und dem Europäer so gefährlichen Fiebern frei zu sein scheint. In Badumbe, dem Hauptort von Farimbula, wurden die Reisenden wie bisher überall freundlich empfangen, und auch hier unterzeichnete der Häuptling bereitwilligst einen Vertrag, durch welchen er sein Gebiet unter französisches Protektorat stellte.

In Sangalla traf man mit Vallière zusammen, der bereits vor 4 Tagen dort angekommen war und die Zeit bis zur Ankunft der Karawane benützt hatte, um die Gegend aufzunehmen. Als im Jahre 1850 die fanatisierten Horden Hadjschi-Omars auf ihrem Raubzuge auch in das Bachoy-Thal drangen, war Sangalla die Hauptstadt des volkreichen Farimbula. Die vielen Inseln, welche sich im Flusse befinden, waren mit Dörfern bedeckt, große Herden weideten an den Ufern, der fruchtbare Boden war vortrefflich bebaut, hunderte von Sklaven arbeiteten auf den Feldern, und auf dem Flusse wimmelte es von Piroguen. Heute ist das noch vor einigen 30 Jahren reiche Land eine Wüste, und zu den Ruinen der Hauptstadt mußte man sich mit Faschinen-

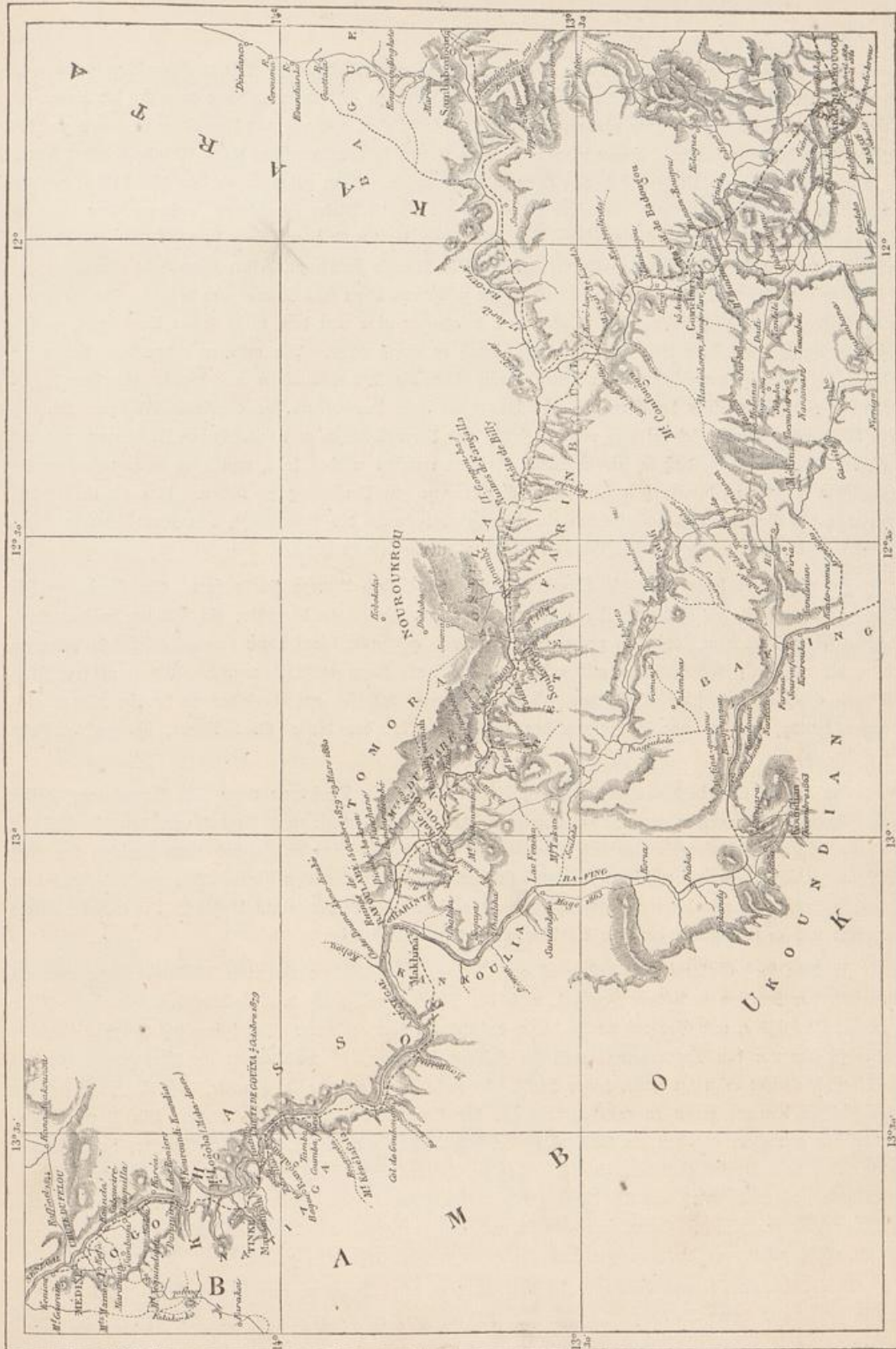
messern einen Weg durch das Dickicht bahnen. Die Stelle, an welcher die Stadt einst gestanden, erwies sich als für die Anlage eines Forts vortrefflich geeignet, da dieses von dem Plateau herab den Fluß völlig beherrschen mußte. Material zum Bau des Forts konnten die mächtigen Bäume und die Sandsteinbrüche liefern. Überdies mußte der Ruf der Residenzstadt, welche einst hier gestanden, dem Fort zu gute



Der Dolmetsch, Massan.

Thiama, Polizeikommissär von Bakel.

kommen und viele der jetzt nach allen Richtungen zerstreuten früheren Bewohner dieser Gegend zur Rückkehr bewegen, sobald bekannt wurde, daß der Ansiedler auf Schutz gegen die Toucouleurs rechnen könne. Ein französisches Fort an der Stelle der Ruinen von Sangalla bedeutete also nicht nur die Sicherung der Straße zwischen Medine und Kita, sondern auch ein Wiederaufleben der Kultur in der von der Natur so reich ausgestatteten Landschaft.



Gallienis Marisch von Medine bis zum Maifree von Kitta. Nach den Aufnahmen der Expedition. (Maßstab ca. 1 : 1 000 000.)

Von Sangalla sandte Gallieni den Leutnant Marchi nach Medine zurück, um einen Bericht über die bisherigen Erfolge nebst Karten und Verträgen nach Saint-Louis zu befördern, und zog dann mit der Karawane weiter ostwärts. Der Marsch ging abwechselnd durch kahle Wüsten, Sümpfe und Urwälder, in denen zwischen Akazien, Feigenbäumen, Karites, Tamarinden u. s. w. die Eanen so unentwirrbare grüne Wände gebildet hatten, daß man mit Äyten und Messern sich den Weg bahnen mußte. Man gelangte zu den Bili-Fällen, wo der Bachoy über senkrechte Felswände aus einer Höhe von 12 bis 15 Meter herabstürzt, und nachdem man am folgenden Tage unter großen Schwierigkeiten den 500 Meter breiten Fluß auf einer Furt glücklich überschritten, betrat man nach 2 Tagmärschen das Gebiet des Malinke-Staates Fuladugu, dessen Hauptstadt Goniokori aus drei in einer fruchtbaren Ebene gelegenen Dörfern mit zusammen etwa 500 Einwohnern besteht. Der Häuptling von Goniokori ist ein Abkömmling der Könige von Fuladugu, aber von dem Geist seiner Vorfahren, welche ein großes Reich unter ihrer Herrschaft vereinigt, besaß er nichts mehr. Die anderen Häuptlinge haben sich von ihm unabhängig gemacht, und er herrscht nur über die 500 Einwohner von Goniokori. Der herabgekommene Sprößling eines berühmten Geschlechtes hatte kein Verständnis für Gallienis Mission. Stumpfsinnige Resignation paarte sich bei ihm mit der Furcht vor Verwickelungen mit mächtigeren Nachbarn, und erst als Gallieni davon sprach, daß in seinem Lande ein Fort errichtet werden solle, wurde er entgegenkommender und erklärte sich sofort bereit, sein Land dem Gouverneur zur Verfügung zu stellen. Wie Gallieni später erfuhr, war der Grund dieses auffallenden Umschwungs die Furcht des Häuptlings, das Fort könne in einem Nachbarorte errichtet werden, dessen Häuptling bereits darum ersucht hatte.

In Goniokori lebte noch die Erinnerung an den Besuch Mungo Parks fort. Ein Greis erzählte Gallieni, daß zur Zeit, als noch der König Mansa über ganz Fuladugu herrschte, ein Weiser in das Land gekommen sei, welcher dem König ein prachtvolles Armband geschenkt, das seitdem von allen Königen getragen worden, bis es durch Hadshi-Omar mit anderer Beute nach Segu entführt wurde. Mit freudigem Stolz erfüllte es Gallieni und seine Gefährten, als sie erfuhren, daß sie auf derselben Stelle ihr Lager aufgeschlagen hatten, an der vor 75 Jahren der erste Europäer, der dieses Land betrat, übernachtet hatte (siehe Seite 84).

Der nächste Ort, in den man kam, war Manambugu, ein Dorf von etwa 350 Einwohnern, dessen greiser Häuptling die Fremden freundlich aufnahm. Die Flüsse Disumale und Kegneko wurden überschritten, letzterer auf einer aus Baumstämmen und Bambusrohr rasch hergestellten Brücke, und man erreichte den Fluß Serinafara. Während man dort lagerte, wälzten sich von Osten Rauchwolken heran. Das trockene Gras war in Brand geraten, und nur die militärische Disziplin der Karawane verhütete ein Unglück. Die Gefahr wurde abgewendet und ohne Verluste erreichte die Karawane das andere Ufer.

In Kita stieß Gallieni zum erstenmal auf Schwierigkeiten. Der Hauptort Makadiambugu war als Knotenpunkt der Straßen nach dem Senegal, nach der Sahara und nach den Goldländern am obern Niger von großer Wichtigkeit, und Gallieni wollte daher daselbst ein Fort errichten. Der Häuptling Tokonta fürchtete sich aber zu sehr vor den Toucouleurs, weil die Festung Murgula, welche Amadu als Zwingburg für das ganze Malinke-Gebiet angelegt hatte, seiner Stadt sehr nahe lag und er nicht glaubte, daß die Franzosen ihn würden schützen können, wenn es zwischen ihm und den Toucouleurs zum Bruche käme. Alle Überredungskünste blieben erfolglos, und erst als Gallieni zum Schein Anstalten traf, mit dem Häuptling des benachbarten, Tokonta feindlichen Dorfes Gubanko einen Vertrag zu schließen und das Fort auf dessen Gebiet zu errichten, gab Tokonta nach und schloß am 25. April 1880 in feierlicher Versammlung einen Vertrag, durch welchen ganz Kita unter französisches Protektorat gestellt und den Franzosen das Recht eingeräumt wurde, die von ihnen für nötig gehaltenen Befestigungen und Gebäude zu Handelszwecken zu errichten.

Von Kita aus konnte Gallieni auf drei Wegen den Niger zu erreichen suchen: durch Kaarta, über Murgula, und durch Beledugu. Trotz aller Warnungen entschied er sich für den letztern, der durch

ein von einem wilden Volk, den Beleris, bewohntes Land führte. Vallière wurde mit einem Teil der Mannschaft nach dem obern Backoy gesandt, um durch das Thal desselben einen Weg zum Niger zu suchen.

Die Beleris haben sich seit einigen Jahren von Amadus Oberherrschaft befreit und sind seitdem in fast ununterbrochenem Kriege mit demselben. Sie sind ein Stamm der Bambaras, jenes großen Volkes, dessen Wohnsitze im Norden und Westen an die Gebiete der Maurenstämme der Sahara, im Osten an Segu grenzen, während sie sich gegen Süden bis nach Futah-Dschalon erstrecken. Als im 17. Jahrhundert die Peulhs gegen Futah-Dschalon vordrangen und überall die Bevölkerung gewaltsam zum Islam bekehrten, wurden die damals noch heidnischen Bambaras aus ihren alten Wohnsitzen verdrängt und flüchteten in die Gebiete der Serrakolets. Dieses friedliche Volk war bereits zum Islam bekehrt und den heidnischen Fremdlingen geistig überlegen. Die Bambaras nahmen bald den Glauben der Serrakolets an, und von diesem Augenblick erlangten sie, als das wesentlich kriegerische Element im Lande, einen bestimmenden Einfluß auf alle Verhältnisse. Als der König Siramaka von Segu starb, waren die Bambaras im Lande schon so mächtig, daß einer aus ihrer Mitte namens Suma zum König gewählt wurde. Sumas Sohn Witto gründete die Stadt Segu und wurde Beherrscher eines großen und mächtigen Reiches, über welches seine Nachkommen bis 1861 herrschten. Der letzte Bambara-König Ali wurde durch Hadshi-Omar entthront, und Amadu, der Sohn des Propheten, wurde König von Segu.

Der ursprüngliche Typus der Bambaras ist durch die Vermengung derselben mit Serrakolets, Peulhs und Mandingas zum großen Teil verloren gegangen. Ihre Hautfarbe ist fast ebenso dunkel, doch sind sie gut gebaut und ihre muskulösen Arme verraten große Körperkraft. Durch tiefe Einschnitte, welche von den Schläfen bis zu der Lippe reichen und deren Narben nie verschwinden, pflegen sie schon die kleinen Kinder zu kennzeichnen, damit sie jeder in dem Gemisch von Völkerschaften, unter denen sie leben, schon auf den ersten Blick als Bambaras erkenne.

Obwohl sie nun Mohammedaner sind, haben die Bambaras doch noch eine Menge Aberglauben und viele heidnische Gebräuche beibehalten. Die Marabuts erfreuen sich eines großen Einflusses und werden bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Räte gezogen, doch tragen sie selbst viel dazu bei, daß der alte heidnische Aberglaube, der für sie eine Einnahmequelle ist, nicht verschwindet. Die Frau ist bei ihnen in besserer Lage als bei allen Völkern, welche wir bisher kennen gelernt: sie ist zwar Skavin des Mannes, dem die Polygamie in den für alle Mohammedaner geltenden Grenzen gestattet ist, aber sehr oft erlangen bei den Bambaras die Frauen großen Einfluß, dürfen ihre Meinung über öffentliche Angelegenheiten, wie z. B. über eine Kriegserklärung äußern, und nicht selten geschieht es, daß ihre Meinung im Räte der Männer durchdringt. Die Bambaras sind geborene Krieger, jede andere Beschäftigung ist ihnen zuwider. Was man bei ihnen von gewerblicher Thätigkeit antrifft, ist auf das Konto der Serrakolets zu setzen. Der Goldreichtum ihres Landes überhebt die Bambaras jeder Sorge um die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, denn für ihr Gold erhalten sie von den Nachbarvölkern alles, was sie brauchen.

Durch das Gebiet eines der vielen Stämme dieses Volkes zog nun Gallienis Karawane. Mehrere Umstände vereinigten sich, welche gleich von vornherein den Entschluß Gallienis, in dieser Richtung vorzudringen, als einen bedenklichen erscheinen ließen. Die Expedition konnte auf einen freundlichen Empfang bei den Beleris schon deshalb nicht rechnen, weil sie zu ihrem Feinde, dem König von Segu zog. Der Anblick der großen Ballen aber, welche die vielen Maultiere trugen, erregte die Begehrlichkeit des wilden Volkes, welches den Wert der Ballen bedeutend überschätzte. Bald zeigten sich allerlei Anzeichen einer drohenden Gefahr. Als die Karawane von dem Dorfe Ginina, bei welchem sie übernachtet, am Morgen des 9. Mai ihren Marsch fortsetzte, wurde Gallieni gemeldet, daß man in der Nähe in einer Schlucht etwa 1000 Bambaras bemerkt habe, welche dort im Hinterhalt lägen. Sofort wurde umgekehrt und bei dem Dorfe ein Lager bezogen, um welches man die Ballen als Wall aufstürmte. Man durchwachte die Nacht mit den Waffen in der Hand, indem man von Zeit zu Zeit durch angezündete Coston-Feuer die Umgegend beleuchtete

und Rafeten aufsteigen ließ, um die Beleris einzuschüchtern. Am Morgen erklärte sich der Häuptling von Gimina bereit, gegen ein beträchtliches Geschenk der Expedition Führer mitzugeben, und gelobte ihr durch einen Eid sicheres Geleit. Ohne sich dadurch täuschen und von ferneren Vorsichtsmaßregeln abhalten zu lassen, nahm Gallieni den Vorschlag an und die Karawane gelangte gegen Abend unangefochten zu dem Dorf Dio, bei dem sie übernachtete. Am nächsten Morgen aber geriet der lange Zug durch Verrat eines der Führer in einer von steilen Felsen eingeschlossenen Schlucht in einen Hinterhalt und wurde plötzlich von etwa 2000



Der Sakamerakru.

Beleris überfallen. Gallieni, der sich mit einem Teil der Spahis an der Spitze des Zuges befand, gelang es, sich nach den Ruinen eines nahen Tata durchzuschlagen, wohin sich später auch Tautain, der die Nachhut geführt hatte, mit Massan und einigen Tirailleuren rettete. Das Resultat eines blutigen Kampfes, in welchem das Schnellfeuer der Franzosen die Reihen der Beleris lichte, war trotzdem ein für die Expedition sehr



Berg Duley.

unerfreuliches. Mehrere Spahis und Tirailleurs waren tot oder verwundet, ein Teil der feigen Eseltreiber entflohen, das ganze Gepäck eine Beute des Feindes. Dem kleinen Häuflein Tapferer, welches die Ruinen besetzt hielt, war es trotzdem gelungen, die an Zahl ihnen hundertfach überlegenen Angreifer einzuschüchtern. Die Weißen, welche mit der größten Kaltblütigkeit sich dem Kugelregen aussetzten, schienen unverwundbar zu sein, während ihre weittragenden Gewehre und Revolver trotz des schnellen Feuerens die Gegner noch in einer Entfernung niederstreckten, in der sich diese völlig sicher gewähnt. Der Sturm auf die Ruinen war abge-

schlagen, aber die Expedition mußte daran denken, so schnell als möglich aus dieser Gegend zu kommen. Gallieni beschloß zu versuchen, den Niger auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Die 20 Verwundeten wurden auf die geretteten Pferde und Maultiere geladen, und im Dunkel der Nacht trat die auf 80 Mann zusammengeschmolzene Kolonne den Marsch an. Unterwegs von einem Orkan überfallen, war sie gezwungen, mehrere Stunden zu rasten, bis die Wolken sich verzogen und wieder einige Sterne am Himmel sichtbar wurden, welche den Weg nach Osten wiesen. Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte eilte man vorwärts, dem Niger zu, den man noch vor Tagesanbruch erreichen wollte, da zu erwarten war, daß die Beleris, sobald sie den Abmarsch der Fremden entdeckten, sie verfolgen würden. Ein neuer Kampf mit ihnen mußte um jeden Preis vermieden



Gallienis Übergang über den Nifing.

werden. Die Flüchtlinge waren seit 24 Stunden ohne Nahrung und nach dem aufregenden Kampf und dem Nachtmarsch aufs höchste erschöpft, und überdies war ihr Vorrat an Patronen so zusammengeschmolzen, daß sie an Widerstand gar nicht denken konnten.

Endlich erreichte die Expedition das Dorf Giningume, das zu dem befreundeten Bammako gehörte und wo die Erschöpften freundlich aufgenommen und bewirtet wurden. Der Häuptling des Dorfes sandte auch sofort Boten an die Beleris, durch welche er ihnen sagen ließ, daß die Franzosen unter seinem Schutze ständen. Nach kurzer Rast drängte aber Gallieni trotzdem zum Aufbruch, da er sich erst am Niger sicher hielt, und einige Stunden später war der Fluß erreicht. In Bammako vereinigte sich Vallières Abteilung, die schon

am Abend vorher dort eingetroffen war, mit dem Hauptkorps, so daß nun die ganze Expedition vereint war. In Bamtako konnten sie jedoch nicht lange bleiben, da die Bevölkerung befürchtete, daß die Anwesenheit der Weißen die Beleris zu einem Angriff veranlassen könnte. Sie setzten also den Marsch zum Niger fort, während Dr. Bayol nach Saint-Louis zurückgesandt wurde, um dem Gouverneur einen Bericht über die Lage der Expedition zu überbringen. Der Niger wurde beim Dorfe Turella überschritten,<sup>64)</sup> und die Expedition befand sich nun auf dem Gebiet des Sultans Amadu. Wohl hatte man sich beim Ausmarsch die Ankunft am Niger anders vorgestellt, hatte das Gebiet mit freudigeren Empfindungen zu erreichen gehofft, aber die Hoffnung, daß nun alle Not ein Ende habe und die Expedition ihre Aufgabe doch noch lösen werde, war ein Trost, der über die traurige Lage hinwegsehen ließ. Niemand ahnte, daß man noch sehr weit vom Ziele war. Als Gallieni das Dorf Nango erreichte, welches nur wenige Meilen von Segu entfernt ist, wurde ihm mitgeteilt, daß der Sultan ihm den Weitermarsch verbiete. Dem Befehl mußte Folge geleistet werden, und die Expedition schlug bei Nango ihr Lager auf. Zehn volle Monate brachte sie dort zu, in unablässigen Unterhandlungen mit den Abgesandten des Sultans, und Gallieni hatte reichlich Gelegenheit, Studien über die Verschleppungskünste afrikanischer Diplomatie anzustellen. Als Abgesandter war er ins Land gekommen und war nun streng genommen ein Gefangener. Seine Lage wurde sogar bedenklich, als im Februar in Segu die Nachricht eintraf, daß französische Truppen in Kita angekommen seien, dort ein Fort errichtet und das Dorf Gubanko zerstört hätten. Fast wie ein Wunder erscheint es, daß es Gallieni unter solchen Verhältnissen doch noch gelang, den Sultan am 10. März zur Unterzeichnung eines Vertrages zu bewegen, durch welchen der Niger, soweit er die Staaten Amadus durchfließt, von seinen Quellen bis Timbuktu unter französisches Protektorat gestellt wurde. Am 21. März trat Gallieni den Rückweg an und erreichte ohne Unfall Kita, wo er eine französische Kolonne antraf, unter deren Schutz eifrig am Bau des Forts gearbeitet wurde.<sup>65)</sup>

Die Expedition hatte großartige Erfolge erzielt. Die Kenntnis der Länder zwischen Senegal und Niger war durch sie wesentlich bereichert worden, und man hatte vor allem die Überzeugung gewonnen, daß dem Bau der geplanten Eisenbahn vom Senegal zum Niger keine nennenswerten Hindernisse entgegenstanden. Abgesehen von den topographischen Aufnahmen Vallières auf der Strecke von Bafulabé nach Nango, waren die wissenschaftlichen Erfolge der Expedition sehr bedeutend. Weit bedeutender waren allerdings die politischen Erfolge. Bis an die Grenzen Timbuktus war der französische Einfluß ausgedehnt, die französischen Vorposten bis auf 1250 Kilometer von Saint-Louis vorgeschoben und kam noch 200 Kilometer vom Niger entfernt!

Noch während Gallieni in Segu weilte, ging das Ministerium mit großer Energie ans Werk, um seine Errungenschaften auszunutzen. Die Kammern bewilligten am 2. August 1880 zur Anlage neuer Forts am obern Senegal 1300000 Franks, und noch in demselben Jahre wurde der Artillerie-Oberst Vognis-Desbordes ausgesandt, um den Bau der projektierten Forts zu leiten. Mit fieberhafter Hast wurden die Vorbereitungen zu dieser neuen Expedition betrieben, und höchst unvollkommen ausgerüstet und ohne genügende Vorbereitungen verließ sie Saint-Louis. In Medine, wo die Truppen nach einer ermüdenden, durch den niedrigen Wasserstand sehr verzögerten Fahrt Anfang Januar ankamen, war man auf ihren Empfang gar nicht vorbereitet. Sie

<sup>64)</sup> Der Fluß war an der Stelle, an welcher Gallieni ihn am 15. Mai erreichte, etwa 750 Meter breit. Etwa 500 Meter vom Ufer entfernt ragten Felsen aus dem Wasser hervor. Zwischen diesen und dem diesseitigen Ufer war die mittlere Tiefe 1 m 80 cm, jenseits der Felsen 2 m bis 2 m 50 cm. (Siehe die Abbildung Seite 85.)

<sup>65)</sup> Auf dem Heimwege erhielt Gallieni Nachrichten aus Beledugu. Die Beleris hatten bei dem Überfall der Expedition große Verluste erlitten. Als sie dann das Gepäck plünderten, explodierte eine mit Zündröhren und Signalkraketen gefüllte Blechbüchse, während man sie mit einer Art zu öffnen versuchte, und viele der Umstehenden blühten ihre Unvorsichtigkeit. Andere hatten sich durch den Genuß von Medikamenten, welche sie kosteten, vergiftet. Schließlich kam es wegen der Teilung der Beute noch zum Streit zwischen den Räubern. Ein großer Teil des Gepäcks wurde übrigens später von den Häuptlingen, welche die Rache der Franzosen zu fürchten begannen, in Gmina aufbewahrt, um es gelegentlich den Franzosen zurückzugeben.

mußten im Freien kampieren, und die Folge war, daß binnen kurzem das Fieber seine Opfer zu fordern begann. Fast der fünfte Teil der Mannschaft blieb krank in Medine zurück, als Desbordes, selbst kaum vom Fieber genesen, endlich aufbrach. Die Offiziere mit eingerechnet zählte seine Schar nur 393 Mann. Als die Kolonne Kita erreichte, fand sie die Stimmung zu Ungunsten Frankreichs verändert, und besonders die Peulhs-Bevölkerung des Dorfes Gubanko zeigte sich entschieden feindlich. Desbordes mußte darauf gefaßt sein, daß eine allgemeine Erhebung gegen die Franzosen stattfand, und er beschloß, durch einen energischen Schritt die Bewegung im Keime zu ersticken. Er rückte vor das stark befestigte Gubanko und begann es aus seinen 4 Geschützen zu beschießen. Gubanko hatte bereits zweimal Angriffen der Toucouleurs widerstanden, und auch diesmal leisteten seine Mauern so starken Widerstand, daß die Belagerer fast ihre ganze Munition verschossen hatten, als es endlich gelang, eine Bresche in die Mauern zu legen. Die Bewohner des Dorfes verteidigten sich mit dem Mute der Verzweiflung, und Haus für Haus mußte erstürmt werden. Erst nach mehrstündigem Kampf waren die Franzosen Herren des Platzes, den sie mit einem Verlust von 8 Toten (darunter ein Artillerie-Leutnant) und 18 Verwundeten erkaufte hatten. Die Nachricht von der Zerstörung Gubankos wirkte auf die umwohnenden Stämme wie ein kalter Wasserstrahl, und Desbordes konnte nun ungehindert den Bau des Forts in Angriff nehmen, wozu 400 Arbeiter aus den benachbarten Dörfern herangezogen wurden. Im Mai war das Fort, welches 200 Mann Besatzung erhielt, ausgebaut und Desbordes kehrte nach Saint-Louis zurück. Die unter der Führung des Hauptmanns Derrien stehende topographische Abteilung der Expedition hatte eine für den Eisenbahnbau vorzüglich geeignete Strecke zwischen Basulabé und Kita entdeckt und brachte so reiches topographisches Material heim, daß die auf Grund desselben entworfene Karte der Ufer des obern Senegals als eine den höchsten Anforderungen entsprechende bezeichnet werden kann. Gleichzeitig hatte der uns bereits bekannte eingeborene Ingenieur Herr Mademba (siehe Seite 15) Kita mit Basulabé durch eine Telegraphenleitung verbunden.

Solche Erfolge erhöhten den Eifer der französischen Regierung, und alsbald wurde eine neue Expedition nach dem Innern abgesandt. Während Desbordes einen kühnen Zug über den Niger bis Keniéra unternahm, um den Häuptling Samory zu züchtigen, welcher die franzosenfreundlichen Stämme bedrängte, wurde zwischen Kayes und Basulabé der Eisenbahnbau von chinesischen Kulis und Arbeitern aus Marokko begonnen. Der Tod hielt reiche Ernte unter den Arbeitern, welche von Saint-Louis das gelbe Fieber mitgebracht hatten, und auch die den Bau leitenden Europäer wurden durch dasselbe teils hinweggerafft, teils zu fernerer Thätigkeit untauglich und zur Rückkehr nach Frankreich gezwungen. Die Arbeiten schritten trotz der großen Kosten, welche sie infolge der weiten Entfernung von Saint-Louis (1000 Kilometer) verursachten, nur langsam vorwärts und stockten endlich ganz.

Zum drittenmal wurde Desbordes an den Senegal gesandt, und diesmal die Expedition besser ausgerüstet als die früheren. Mit 2 Kompagnien Tirailleurs, 2 Kompagnien Marine-Infanterie, 1 Peloton Spahis und einer Batterie rückte er gegen Murgula und zwang die Besatzung dieses Platzes, ihn zu räumen. Dann wandte er sich gegen Beledugu, um die Beleris für den Überfall der Expedition Gallienis zu züchtigen. Das Dorf Daba, dessen Bewohner sich bei dem Überfall besonders hervorgethan, wurde erstürmt und zerstört, worauf alle Häuptlinge sich beeilten, um Gnade zu bitten. Die an dem Überfall Beteiligten wurden zur Zahlung einer Entschädigung verurteilt. Ganz Beledugu erkannte die französische Oberhoheit an, und unter dem Jubel der Bevölkerung rückte die Kolonne Desbordes in das von seinen Bedrängern befreite Bammafo ein, wo ein Fort errichtet und sofort durch eine Telegraphenleitung mit Kita verbunden wurde. Dr. Bayol war indessen nordwärts von Bammafo vorgedrungen und erreichte den großen Handelsplatz Segala, der nur 6 Tagereisen von Timbuktu entfernt ist. Alle Ortschaften zwischen Bammafo und Segala stellten sich durch mit Dr. Bayol abgeschlossene Verträge unter den Schutz Frankreichs.

Noch bevor das Jahr 1882 zu Ende ging, war inmitten des Kriegslärms die Friedensarbeit der Expedition zu einem glücklichen Abschluß geführt worden. Unter Leitung des Ingenieurs Jacquier hatten



Mungo Parfs Lagerplatz bei Gorniofort.



Mango Parks Lagerplatz bei Goniokeri.



گرسنی

Überführung des Ziger am 15. Mai 1880.



Überfretung des Nizer am 15. Mai 1880.

80 Franzosen und etwa 1000 Arbeiter aus Marokko und den umliegenden Ortschaften das große Werk vollendet und Kayes mit Bafulabé durch die Schienen der Eisenbahn verbunden. Lebhaft angefaunt von den von nah und fern herbeigeströmten Eingeborenen, verließ am 19. Dezember 1882 der erste Eisenbahnzug die Ausgangsstation Kayes und fuhr nach dem 20 Kilometer entfernten Bafulabé. Die so lang ersehnte Senegal-Niger-Bahn war eröffnet.

Mit Stolz kann heute Frankreich auf das zurückblicken, was in den letzten Jahren in seiner Kolonie geleistet worden. Sein Protektorat erstreckt sich heute über alle Staaten am obern Senegal und am linken Ufer des obern Niger; eine Kette von Forts sichert von Medine bis zum Niger den Handelsverkehr, und von den äußersten Vorposten, die erst nach wochenlanger Reise zu erreichen sind, übermittelt der Telegraph Nachrichten nach Saint-Louis; durch die kartographischen Arbeiten der französischen Offiziere ist ein großer Teil dieses Gebietes fast so genau bekannt wie irgend ein französisches Departement in Europa, und die Thore des Sudan stehen Frankreich offen.

Während eine militärische Expedition nach der andern vom Senegal zum Niger vordrang, war dieser Fluß auch aus einer andern Richtung von einer Expedition erreicht worden, welche ein um die geographische Forschung hochverdienter Kaufmann ausgerüstet hatte, teils im Interesse der Wissenschaft, teils um neue Handelsverbindungen anzuknüpfen. Das Ziel dieser letztern Expedition waren die Quellen des Niger gewesen. So sehr der Niger durch die dunklen Gerüchte von dem Goldreichtum der von ihm durchströmten Länder schon im Mittelalter berühmt war, so blieb es doch erst dem Forschungstrieb unserer Zeit vorbehalten, die Quellen desselben zu entdecken. Die arabischen Geographen des Mittelalters waren der Meinung, daß er sich mit dem Nil vereinige, und ihre Annahme fand noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts Anhänger,<sup>66)</sup> obwohl um jene Zeit die durch Tuckays Kongoreise (1816) wachgerufene Vermutung, daß der Kongo der untere Lauf des Niger sei, immer mehr Anhänger fand. Im Jahre 1830 entdeckte Lander<sup>67)</sup> im Golf von Benin die Nigermündung, doch erst fast 30 Jahre später wurde auch die Quelle des Flusses entdeckt.<sup>68)</sup> Der Marseiller Kaufmann Verminck, der an der Westküste viele Faktoreien besaß, betraute einen seiner erfahrensten Handelsagenten, den Vorsteher seiner Faktorei in Rotombo, einen Schweizer namens Zweifel mit der Führung einer Expedition zur Entdeckung der Nigerquellen. Zweifel, der durch langjährigen Aufenthalt in der Faktorei mit Land und Leuten wohl vertraut war, wählte den Agenten Moustier aus Bocké am Rio Tannez zu seinem Begleiter und brach am 11. Juli 1879 mit 50 Trägern und den nötigen Dienern und Dolmetschern von Port Cokkoh auf.<sup>69)</sup> Das Glück war ihm hold. Als er in Falabah ankam, befand sich dort eine Gesandtschaft der Korankos vom Berg Loma, welche den vor kurzem in ihre Gefangenschaft geratenen Bruder des Königs von Falabah zurückgebracht hatte und den Frieden anbot. Indem er diese Gesandtschaft auf dem Heimwege begleitete, wurde es Zweifel leicht, den Tembi, die Hauptquelle des Niger zu erreichen. Am 3. Oktober meldete er von dort: „Wir haben soeben die Aufgabe unserer Reise gelöst, die Quellen des Niger sind entdeckt. Wir entdeckten außerdem den Ursprung des Flusses Kamaranka und besuchten die von Major Laing aufgefundene Quelle des Rokelle oder Sierra-Leone-Flusses.“ Die eigentliche Quelle des Niger hatte aber Zweifel dennoch nicht erreicht. Sie war von Kulako am Tembi, bis wohin er vorgedrungen war

<sup>66)</sup> Major Laing war, als er 1822 die Quellen des Niger suchte, noch der Meinung, daß er mit dem Nil sich vereinige. Er drang von Sierra Leone nach Falabah vor, kam aber nur bis zur Quelle des Sierra-Leone-Flusses, etwa 120 Kilometer von der Nigerquelle.

<sup>67)</sup> Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger. 3 Bände. London, John Murray, 1832.

<sup>68)</sup> Im Jahre 1869 suchte Winwood Reade die Quelle. Auf seiner ersten Reise kam er nur bis Falabah, auf der zweiten erreichte er den Niger bei Farabanah und kam in das Goldland Buré.

<sup>69)</sup> E. Behm, Über die Entdeckung der Niger-Quellen. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band VII, 1880, Seite 149.

und wo der Tembi nur noch 1 Meter breit ist, 6 Kilometer entfernt. Die Eingeborenen wollten den Fremden den Zutritt zu der Quelle, welche bei ihnen für heilig gilt, nicht gestatten.

Durch die Expedition Zweifels wurde festgestellt, daß der Niger durch die Vereinigung zweier Quellen, des Tembi und des Falico entsteht, deren erstere die Hauptquelle ist. Sie entspringt in 8° 36' n. Br. und 10° 32' w. L. von Gr., und in geringer Entfernung von ihr befindet sich in den 3500 bis 4000 Fuß hohen Comabergen die Quelle des Sierra-Leone-Flusses.

Nach den heute vorliegenden Angaben, welche allerdings zum Teil nur auf beiläufiger Schätzung beruhen, kann man die Bevölkerung der Frankreich unterworfenen Gebiete auf 1 500 000 Seelen schätzen. Davon entfallen auf Saint-Louis<sup>70)</sup> 15 980\*, auf den Bezirk von Saint-Louis 22 738, Walo 10 976\*, Richard Toll 335\*, Dagana 2 009\*, Dimar 5 864\*, Poddor 1 361\*, Toro (nach Jacquemart) 32 700, Eao 20 170, Irelabé 10 550, das übrige Futa 81 450, Matam und Umgebung 508\*, Damga (nach Jacquemart) 32 050, Bakel und Umgebung 2302, Goy (nach Jacquemart) 7500, Médine 487\*, Kamera etwa 12 000, Khasso (nach Derrien) 10 000, Fogo 5000, Natiaga 3000, das Bachoy-Thal zwischen Bafulabé und Baoulé 3200, Fuladugu 10 000, Kita 10 000, Gangaran etwa 10 000, Beledugu (nach Gallieni) 45 000, Manding (nach Bayol) 20 000, Bondu (nach J. Duval) etwa 10 000. Über die Bevölkerung von Bambuf fehlen nähere Angaben. Die Bevölkerung von Cayor schätzt Duval auf 300 000 Seelen. Dakar und Kap Vert haben eine Bevölkerung von 6887\*, Gorée von 3243, Rufisque und Umgebung von 7794, Diander von 20 108\*, die Bezirke Portudal und Joal von 5000 Seelen. Aus Baol, Sin und Salum fehlen Schätzungen. Rechnet man zu obigen noch Sedhion mit 1827\* und Carabane mit 547 Einwohnern, sowie die französischen Besitzungen an der Casamance, in Futah-Dschalon (nach Bayol 600 000), am Rio Tanez, Rio Pongo (etwa 30 000) und in Mellacorée, so dürfte die Bevölkerung dieses ganzen großen Länderkomplexes mit 1 1/2 Millionen eher zu niedrig als zu hoch geschätzt sein.<sup>71)</sup>

Die Zahl der Europäer ist gegenüber jener der einheimischen Bevölkerung verschwindend klein. In ganz Senegambien dürften kaum mehr als 2000 Europäer ansässig sein. Die Verhältnisse der Kolonie erfordern aber auch keine größere Zahl, denn obwohl die neueren Forschungen festgestellt haben, daß manche Gegenden zu Niederlassungen für Europäer geeignet wären, so wird doch Senegambien bleiben was es heute ist, eine Handelskolonie. Seiner Umwandlung in eine Ackerbaukolonie wird stets der Umstand hemmend im Wege stehen, daß Frankreich zu solchen Zwecken keinen Bevölkerungsüberschuß abzugeben vermag. Einige Europäer als Vertreter der französischen Firmen in den von ihnen errichteten Faktoreien genügen vollkommen, den Handelsverkehr aufrecht zu erhalten, umso mehr, da die Eingeborenen, die Serrakolets, die Malinke, die Bambaras geborene Kaufleute sind und durch ihren lebhaften Zwischenhandel dem französischen Kaufmann den Verkehr mit den Ländern im Osten erleichtern. Überall, am untern Senegal, am Gambia und den sogenannten Rivières du Sud, am Niger u. s. w. trifft man die Karawanen der Eingeborenen, 20 bis 60 Köpfe stark, die schwerbeladenen Maultiere, deren eine Karawane zuweilen über 100 zählt, vor sich hertreibend. In den Escalles am Senegal kauften sie Salz, Glaswaren, Pulver, ein- und zweiläufige Gewehre, Feuersteine, Gewürze, Guinées, weiße Baumwollwaren, verschiedene farbige Stoffe, welche unter den Namen „Roum“, „Boja“, „Limeneas“ u. s. w. in den Handel kommen, Amber, Korallen, Karneole, Tabak, Quincaillerie-Waren, Messer u. s. w. Nun ziehen sie zu den Mauren, um dort gegen ihre Waren Salz einzutauschen, wovon sie gewöhnlich 3 Barren, Bafals genannt, für 2 Stück Guinée erhalten. Mit dem Salz wandern sie landeinwärts über Kita zum Niger, den sie bei Dialakor überschreiten, und gelangen bis Diakuru und Tengrela. In den Gegenden Inner-Afrikas, in denen Salz ein kostbarer Artikel ist, tauschen sie dieses, sowie ihre anderen Waren gegen Gold oder Sklaven um. Ein solcher Handel, der allerdings den Kaufmann zu wochen-, ja monatelangen Märschen zwingt, ist sehr einträglich, denn eine einzige Reise kann das Anlagkapital des Kaufmannes verdreißigfachen. Für 2 Stück

<sup>70)</sup> Die mit einem \* bezeichneten Zahlen giebt das *Annuaire du Sénégal* vom Jahre 1882 an.

<sup>71)</sup> Ernest Fallot, *Histoire de la colonie française du Sénégal*. Paris, Challamel aîné, 1884, Seite 139.

Guinée erhält er von den Mauren 3 Basals Salz, welche man ihm im Innern mit 3 Sklaven bezahlt, deren jeder in seiner Heimat 250 Stück Guinée wert ist, oder er erhält für ein Basal Salz, wenn er es gegen Gold umtauscht, 21 Gros d'or, welche in Senegambien einen Wert von 210 Franks besitzen, so daß er in dem einen Falle auf einer einzigen Handelsreise mit 25 Franks 750, im andern 630 Franks verdient hat.<sup>72)</sup>

Neben diesem Hausierhandel herrscht im Innern des Landes, in Beledugu, Segu, am obern Niger, in Macina, ein lebhafter Handel auf Messen und Märkten, welche die Bevölkerung der Umgegend heranlocken. Diese Märkte finden mit derselben Regelmäßigkeit an bestimmten Tagen statt, wie unsere Wochen- und Jahrmärkte. Zum Verkauf gelangen da Sklaven, Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Getreide, Butter, Stoffe, Früchte u. s. w.<sup>73)</sup>

Wenn schon der jetzige primitive Handelsverkehr einen jährlichen Umsatz bedeutender Werte bewirkt, was ist von den Ländern zwischen Senegal und Niger erst zu erwarten, wenn die Senegal-Niger-Bahn völlig ausgebaut sein und der Kaufmann Strecken, auf welchen er jetzt mehrere Tage zubringen muß, in wenigen Stunden zurücklegen können! Von Bordeaux aus werden die europäischen Fabrikate nach Saint-Louis gebracht werden, von Saint-Louis aus 950 Kilometer weit zu Wasser nach Kayes, von dort mit der Bahn nach Bafulabé (151 Kilometer), Bamako und Sotuba (426 Kilometer), und dann auf dem Niger 1200 Kilometer weit bis Timbuktu. Das Gebiet zwischen dem Senegal und dem obern Niger ist ungemein reich an Naturprodukten, an Mil, verschiedenen Hirsearten (Sorghum), Mais, Bohnen, Reis, Tabak, Erdnüssen, Baumwolle, den Früchten des Butterbaumes, vielen Sorten Indigo u. s. w. Einzelne Indigo-Sorten kommen den besten Qualitäten von Java und Bengalen gleich, und der Reis vom Senegal und dem obern Niger, dessen Korn an Länge und Dicke dem Karolinen-Reis gleichkommt, übertrifft an Nährstoff die renommiertesten indischen und amerikanischen Sorten. Große Waldungen in Gangaran, Fuladugu, Beledugu und Manding liefern die mannigfaltigsten Holzarten, und reiche mineralische Schätze ruhen im Schoße der Gebirge. Wassulu, Sakaran, Bambuf, Bure sind berühmt wegen ihres Goldreichtums.<sup>74)</sup> Im Konglande soll Gold das einzige Verkehrsmittel sein. Dazu kommen die großen Herden von Schafen, Ziegen und Rindern, welche die Peulhs-Hirten am rechten Ufer des Niger weiden. Die Kaufkraft der eingeborenen Bevölkerung wird rasch steigen, wenn in den seit Jahrhunderten durch Kriege und Raubzüge heimgefluchten Ländern nur erst eine Reihe von Jahren hindurch Ruhe und Ordnung geherrscht haben wird, für welche die französische Schutzherrschaft die beste Bürgschaft ist. In Beledugu liegt infolge der verheerenden Züge der Toucouleurs der Handel noch ganz darnieder, aber die Malinke beginnen allmählich in ihre früheren Wohnsitze zurückzukehren, und auch Beledugu wird bald in entsprechender Weise am Handel beteiligt sein.

Mit dem Vordringen der Franzosen zum Niger begann sich auch eine beachtenswerte Veränderung in der Bezahlungsart der Waren zu vollziehen. Der Handel am Senegal und Niger ist vorzugsweise Tauschhandel, aber französische Silbermünzen haben jetzt nicht nur längs des ganzen Laufes des Senegals, sondern noch über diesen hinaus im Bachoythal bis Groß-Beledugu Geltung, und namentlich die Mauren nehmen dieselben gern in Zahlung. Im allgemeinen gilt trotzdem im Verkehr der Eingeborenen am obern Niger immer noch die Kaurimuschel als Zahlungsmittel, deren Wert je nach der Gegend und der Menge des in derselben vorhandenen Geldes ein größerer oder geringerer ist. Dreitausend Kaurimuscheln können unter Umständen einen Wert von 3 bis nahezu 5 Franks besitzen. Die Eingeborenen besitzen große Gewandtheit im Abzählen der Kaurimuscheln, und dasselbe geht sehr rasch vor sich. Sie bedienen sich dabei einer seltsamen

<sup>72)</sup> *Economiste français*, 1884, Seite 266.

<sup>73)</sup> Der Verfasser des zitierten Artikels des *Economiste français* erklärt, daß sein Gewährsmann imstande sei, eine vollständige Liste der Hauptmärkte von Segu vorzulegen, nebst Angabe der Tage, an welchen sie (von Montag bis Sonnabend jeder Woche) stattfinden.

<sup>74)</sup> Das Gros d'or, nach dem im Handel gerechnet wird, wiegt 3,8 Gramm. Man bedient sich jedoch dieser Rechnungsweise nur bei großen Einkäufen.

Rechnungsmethode. Stets 5 Kauris auf einmal ergreifend, vereinigen sie 16 Abteilungen à 5 Stück zu einer großen, welche also 80 Stück enthält, und zählen einen solchen Haufen als 100. Wenn 5 Haufen à 100 Stück abgezählt sind, werden sie wieder zu einem vereinigt und dieser gilt als 500, obwohl er thatsächlich nur 400 enthält. Zwei Haufen zu 400 Stück gelten dann als 1000 Kauris.<sup>76)</sup>

Die Guinées, welche früher das ausschließliche Tauschmittel bildeten, sind in den letzten Jahren auch zum Teil durch das französische Silbergeld verdrängt worden. Das fünf-Frank-Stück ist an die Stelle der Guinée als Werteinheit getreten. Der Verlust, der daraus dem europäischen Handel erwächst, ist so bedeutend, daß das Ministerium sich bewogen fand, sich eingehend mit der Frage zu beschäftigen, was die Verdrängung der Guinées durch das Silbergeld veranlaßt habe und wie die Guinées wieder als allgemeines Tauschmittel eingeführt werden könnten. Die vom Ministerium an Ort und Stelle veranlaßten Ermittlungen lieferten folgendes Resultat: Ein „Ring“ von Kaufleuten aus Bordeaux, in deren Besitz sich die indischen Guinées fast ausschließlich befanden, hatte die Preise fast übermäßig in die Höhe getrieben, wodurch europäische Fabrikanten veranlaßt wurden, mit ihrem zwar nicht so schönen, aber billigen Fabrikat als Konkurrenten aufzutreten. England, Belgien und die Schweiz überschwemmten den Markt mit solchen Guinées, welche von den Eingeborenen



Kopfputz der Bambarafrauen.

wegen ihrer Billigkeit den indischen vorgezogen wurden. Besonders stark war die Einfuhr aus Manchester, doch war nicht alle unter englischer Marke eingeführte Ware auch englisches Fabrikat, da z. B. die schweizer Guinées ausnahmslos über England importiert wurden. Die Eingeborenen sahen in den Guinées nur eine Werteinheit, das Muster war ihnen gleichgültig, und wenn sie die Wahl zwischen indischen und europäischen Guinées hatten, griffen sie nach den letzteren, weil sie billiger waren. Die Pièce (15 Meter) der indischen Guinées wog 1,750 bis 2 Kilo, jene der europäischen nur 1 Kilo 100 Gramm. Die französischen Kaufleute sahen sich dadurch gezwungen, statt der Guinées das fünf-Franks-Stück als Werteinheit einzuführen, und sie halten an demselben namentlich dort fest, wo vom benachbarten englischen Gebiet ihnen durch europäische Guinées eine Konkurrenz droht, der sie nicht gewachsen sind, wie z. B. im Arrondissement Gorée. Im Arrondissement Saint-Louis dagegen hat sich das 15 Meter messende Guinéestück als Werteinheit erhalten. Von seiten der Lokaladministration wurde für Saint-Louis als Mittel gegen die Verdrängung der Guinées eine

<sup>76)</sup> Die Kaurimuschel ist als Zahlungsmittel weit über den Senegal hinaus nach Osten und Süden verbreitet. So gelten z. B. in Aschanti 5 Schnuren oder 200 Stück Kauris einen Toku, 8 Toku einen Akie Gold, 16 Akies eine Unze. Für 2000 Kauris kann man einen Sklaven kaufen. Deutsche Schiffe bringen große Massen Kauris von Sansibar nach der Westküste.

Europas Kolonien. I.

Besteuerung aller jener Guinées in Vorschlag gebracht, welche das Gewicht der indischen (1,750 Kilo pro Pièce) nicht erreichen.

Die englische Konkurrenz, von welcher die Guinées-Frage ein kleines Beispiel liefert, kann sich jedoch nur in den Grenzgebieten bemerkbar machen, im Innern des Landes ist jede Konkurrenz anderer Nationen ausgeschlossen. Der Tauschhandel mit den Eingeborenen ruht überhaupt in der Kolonie ausschließlich in französischen Händen, abweichend von den Verhältnissen in allen übrigen französischen Kolonien, in denen die Kaufleute der fremden Konkurrenz gegenüber einen schweren Stand haben, wie z. B. in den an der Küste von Guinea gelegenen französischen Besitzungen deutsche Firmen sich eine hervorragende Stellung erworben haben. Auf dem Senegal dürfen seit 1864 von Saint-Louis aufwärts nur französische Schiffe verkehren, allen fremden Schiffen ist der Verkehr ebenso untersagt, wie ihnen die Flüsse des Mutterlandes Frankreich verschlossen sind.

Erdnüsse und Gummi sind immer noch mit den größten Zahlen in der Ausfuhr vertreten. Die ersteren waren 1881 schon auf 59970115 Kilogramm im Werte von nahezu 15 Millionen franks gestiegen (gegen 2489470 franks im Jahre 1851), und zeigen immer noch steigende Tendenz, während der Gummi-Export sich in den letzten Jahren meist auf der Höhe von  $2\frac{1}{2}$  Millionen Kilogramm im Werte von etwa  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Millionen franks hielt, ausnahmsweise aber auch (wie in den Jahren 1879 und 1880) auf etwa 5 Millionen franks stieg. Neben ihnen sind heute die bedeutendsten Ausfuhrartikel Felle, Kautschuk (für etwa 130000 bis 160000 franks; stärkste Exportziffer 1876: 537000 franks), Schmuckfedern, Palmöl, gelbes Wachs, verschiedene Ölpflanzen, Gold und Elfenbein. In neuerer Zeit werden auch Fische in großen Quantitäten exportiert, und auch der von den Eingeborenen gebaute Mil figuriert seit kurzem bereits in den Exportlisten, während Reis, Kakao, Indigo, Baumwolle, Holz noch unter den Exportartikeln fehlen, obwohl gerade ihnen in der Zukunft zweifellos eine wichtige Rolle beschieden ist.

In den *Notices statistiques sur les colonies françaises* vom Jahre 1885 wird der unter fremder Flagge vermittelte Verkehr nicht von jenem unter französischer Flagge geschieden, doch dürfte der erstere kaum mehr als 5% betragen.<sup>76)</sup> Während an der Ausfuhr Frankreich vorwiegend beteiligt ist — die Ausfuhr nach Frankreich betrug 1882 etwa 89% der Gesamtausfuhr —, erreichte die Einfuhr von Frankreich nur 48% der Gesamteinfuhr. Dies ist darauf zurückzuführen, daß, ganz abgesehen von anderen Artikeln, z. B. von England und Belgien allein Guinées für etwa 5 Millionen franks eingeführt werden. Während der Prozentsatz bei der Einfuhr von Frankreich seit dem Jahre 1875 (46%) sich nur unbedeutend erhöht hat, ist er in dem gleichen Zeitraum von etwa 81% im Jahre 1875 auf 89% im Jahre 1882 gestiegen. Im Jahre 1875 betrug die Einfuhr aus Frankreich 4769000 franks, im Jahre 1882 dagegen 7768000 franks, während die Ausfuhr nach Frankreich im ersten Jahre 9625000, im letztern 21450000 franks betrug. Der Gesamt-Export und -Import betrug 22135000 im Jahre 1875, und rund 40 Millionen im Jahre 1882. Im Jahre 1881 liefen in die Häfen von Saint-Louis und Gorée-Dakar 3559 Schiffe ein, wovon 483 auf den erstern, 3076 auf den letztern Platz entfallen, doch sind in der auf Gorée-Dakar entfallenden Zahl offenbar die Küstenfahrer mitgezählt. Die französische Flagge führten von den in Saint-Louis eingelaufenen 255 mit einem Gehalt von 59000 Tonnen, von den in Gorée-Dakar eingelaufenen 1431 mit 148000 Tonnen. Aus Marseille kamen (im Jahre 1880) 104, aus Bordeaux 96 Schiffe.

Die Kolonie ist nun dem Mutterlande gleichgestellt und sie hat nun auch durch eingreifende Änderungen in der Administration eine Stellung erlangt, durch welche der Zwitterzustand, in dem sie sich so lange befand, beendet wurde. Die vielen, zum Teil nur lose zusammenhängenden Gebiete, aus denen Frankreichs Landbesitz am Senegal besteht, ließen sich nicht nach einer und derselben Schablone verwalten. Es

<sup>76)</sup> Vergl. die sehr beachtenswerte Studie von Jean van Leyk, Frankreich und seine außereuropäischen Kolonien und Besitzungen; Export, 1884, II. 27, 28 und 40.

waren Gebiete darunter, wie Saint-Louis mit Umgebung, Walo u. s. w., welche, seit langer Zeit unter französischer Herrschaft stehend, als vollkommen sicherer Besitz betrachtet werden konnten, während in anderen, neueren Erwerbungen nur Waffengewalt Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten und Aufstände oder Plünderzüge verhindern konnte. Es war daher ein dankenswerter Entschluß der Regierung, als dieselbe eine andere administrative Einteilung der Kolonie anordnete. Am 12. Oktober 1883 wurden die französischen Besitzungen am Senegal — *Sénégal et dépendances* ist ihr offizieller Titel — in drei Teile geteilt, deren jeder einem eigenen Gouverneur unterstellt wurde. Die Besitzungen am obern Senegal nebst den gegen den Sudan vorgeschobenen Posten kamen unter das Kommando eines höhern Offiziers. Die Faktoreien in Salum, an der Casamance und den „Südfüssen“ erhielten einen Militär-Gouverneur. Der untere Lauf des Senegals aber von Salde bis zur Mündung, ferner Saint-Louis und die ganze Küstenstrecke von dieser Stadt bis Sangomar kamen unter die Verwaltung eines Zivil-Gouverneurs. Der Tag, an welchem der erste Zivil-Gouverneur, Herr Servatius, in Dakar das Land betrat, der 14. November 1882 bezeichnet den Beginn einer neuen Ära für Senegambien. Fast 60 Jahre lang war Senegambien unter militärischem Kommando gestanden, allerdings nicht zum Schaden Frankreichs, denn nur durch die Vereinigung aller Gewalten in einer Hand war es möglich geworden, so große Gebiete zu unterwerfen und zu pazifizieren. Die seit der Abberufung des Baron Roger, der die Kolonie von 1822 bis 1827 verwaltete, im Vordergrund stehende Militärgewalt trat nun wieder in die zweite Reihe zurück, und diese große Reform, die z. B. in Algerien auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, vollzog sich in Senegambien fast unmerklich, nachdem seit langer Zeit der Boden für sie allmählich vorbereitet worden. Schon seit dem Jahre 1871 sandte die Kolonie einen Abgeordneten in die französische Deputiertenkammer, und die Kommunalverwaltung der Städte Saint-Louis, Gorée, Dakar und Rufisque war genau so wie im Mutterlande geregelt.

Die wichtigste Folge der Stellung der Kolonie unter Zivilverwaltung war, daß viele bisher vernachlässigte Angelegenheiten nun sorgfältige Beachtung fanden. Ein Soldat ist selten ein guter Administrator; Ausnahmen, wie General Faidherbe, sind nicht häufig. Von einem Oberst oder General kann man ja nicht verlangen, daß er mit den Bedürfnissen der Handelswelt vertraut sei, und doch ist dies für den Aufschwung einer Kolonie von der größten Wichtigkeit. Unzivilisierten, wilden Völkerschaften gegenüber wird der General in der Regel seine Hauptaufgabe darin erblicken, daß er sie durch die Bajonette seiner Truppen im Zaume hält, aber er wird nicht daran denken, Bildung und Gesittung unter ihnen zu verbreiten. Es darf also durchaus nicht überraschen, daß die Völker Senegambiens, auch jene, welche schon seit mehreren Menschenaltern in engem Verkehr mit den Franzosen stehen, so geringe Fortschritte gemacht haben und sich zum weitaus größern Teil noch auf derselben Kulturstufe befinden, auf welcher sie vor ihrer Anerkennung des französischen Protektorats sich befanden. Das wird nun hoffentlich anders werden. Die Aufgabe der Gouverneure von Saint-Louis ist fortan eine überwiegend zivilisatorische, und keine Rücksichten auf die Sicherheit der Kolonie halten jetzt mehr die Regierung ab, auf den Posten eines Gouverneurs eine zu solcher Arbeit geeignete Persönlichkeit zu berufen, ebenso wie der Gouverneur sich mit Beamten umgeben kann, welche die nötigen Kenntnisse und auch Verständnis für ihre Aufgabe besitzen. Unter der Zivilverwaltung werden gewiß auch Maßregeln vermieden werden, welche, durch Unkenntnis der Verhältnisse hervorgerufen, mehr schaden als nützen, wie dies früher, nach den Klagen der Kolonisten zu urteilen, ziemlich häufig geschehen ist. So klagten die Kolonisten z. B. über die den Handelshäusern durch das Dekret vom 19. Juli 1877 auferlegte hohe Tage, durch welche der europäische Kaufmann gedrückt wurde, der ohnehin schon durch den Mangel billiger Arbeitskräfte sich vielfach gehemmt sah, da die Kolonialregierung, anstatt für billige Arbeitskräfte zu sorgen, noch die Neger in ihrer Faulheit bestärkte und sie gegen die Europäer ungebührlich in Schutz nahm.

Von der Thätigkeit der Missionäre ist unbedingt ein wohlthätiger Einfluß auf die sozialen Verhältnisse am Senegal zu erwarten, und sie muß man in erster Reihe in Betracht ziehen, wenn man ernstlich daran denkt, die trägen Elemente der eingeborenen Bevölkerung zur Arbeit und Thätigkeit heranzuziehen.

Die Missionsarbeit am Senegal ist noch in den Anfängen, trotzdem katholische Missionäre schon seit langer Zeit dort thätig sind. Im Jahre 1862 forderte General Faidherbe auch die evangelische Missionsgesellschaft in Paris auf, sich an dem Werk der Heidenbefehrung zu beteiligen, worauf auch diese einen Missionar nach Senegambien sandte, welcher in Saint-Louis zunächst die Franzosen zu einer kleinen Gemeinde vereinigte und sich dann mit Eifer dem Studium der Sprache der Eingeborenen widmete. Das ungesunde Klima hat bisher die Arbeit der Missionäre sehr erschwert. „Als der zu Anfang des Jahres 1865 gelandete Sendbote Jaques eben die ersten Fortschritte in der Sprache der Woloffs machte, fing seine Gesundheit schon

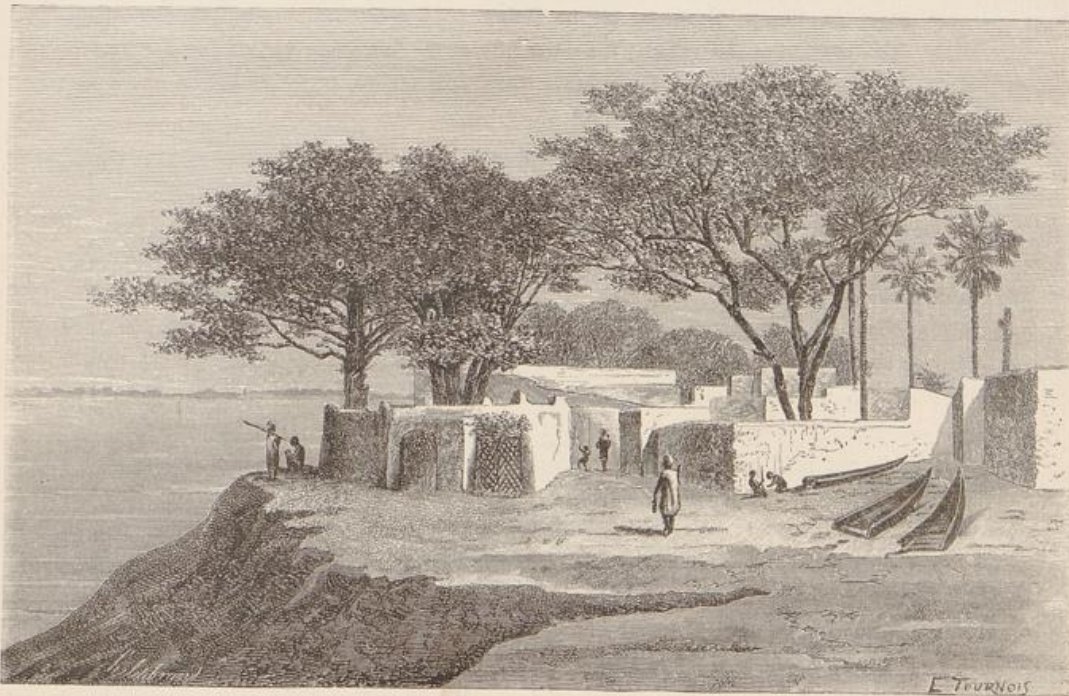


Alter Bambara.

an zu wanken. Nur zu bald mußte ihn der ihm 1865 nachgesandte Missionar Andrault ersetzen. Kaum gelandet, übernahm derselbe sogleich die Schule, deren Zöglinge etwa soviel französisch verstanden als er Woloff. Unter gegenseitigem Lernen aber gewann man sich lieb, und bald stand der neue Lehrer, der mit den Kleinen so freundlich und kindlich umzugehen wußte, trotz all dieser Vertraulichkeit in solcher Achtung, daß sie ihm aufs Wort folgten. Freudig hieß er im folgenden Jahre seinen Herzensfreund Lauga willkommen, der ihm als Mitarbeiter zugesandt wurde. Der Sohn eines südafrikanischen Missionars, hatte dieser eher vermutet, er werde einmal im Lande seiner Geburt das Evangelium verkünden dürfen; als aber der Ruf nach

dem Senegal an ihn erging, zog er auch freudig dorthin, obgleich dies eine der gesündesten Gegenden der Erde mit einer der ungesundesten vertauschen hieß. Und wirklich dauerte seine Arbeit dort nur wenige Monate. Eine zweistündige Krankheit raffte ihn weg. Auf die Nachricht von seinem Tode strömten die Schwarzen haufenweise herbei und konnten nicht Worte genug finden, ihrem Schmerz und ihrer Bestürzung Luft zu machen, so schnell hatte er sich ihre Liebe zu erwerben gewußt.“<sup>77)</sup>

Die Missionen, die englischen sowohl als auch ganz besonders die deutschen, haben in Afrika bereits schöne Erfolge aufzuweisen, aber dort, wo die mohammedanische Bevölkerung die vorwiegende ist, gewinnen sie nur mühsam Boden. Je weiter wir uns daher von dem Zentrum des afrikanischen Mohammedanismus, dem Sudan, entfernen werden, desto mehr werden wir auch das Wirken der Missionäre in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen müssen. „Dies erscheint,“ sagt Dölter ganz richtig, „nicht unbegründet, wenn man bedenkt,



Landspitze Somonos am Niger, unterhalb Segou.

daß die rohen, unkultivierten Naturen nur schwer Verständnis für die reinen, erhabenen und so uneigennütigen Wahrheiten der christlichen Lehre haben können, während ihr sinnliches, rohes Wesen sie naturgemäß für den weltliche Lustbarkeiten bietenden und himmlischen Genuß versprechenden mohammedanischen Glauben prädestiniert.“ Obwohl man glauben sollte, daß unter den christlichen Konfessionen die römisch-katholische am ehesten unter den Eingeborenen sich Anhänger verschaffen könnte, so hat doch auch sie in den mohammedanischen Ländern nur wenig erzielt. In den portugiesischen Besitzungen am Rio Grande und Rio Geba ist, wie wir auf den folgenden Blättern sehen werden, trotz jahrhundertelanger Nachbarschaft der Erfolg der Missionen ein verschwindend kleiner, und die wenigen Konvertiten sind meist nur dem Namen nach Christen. Die

<sup>77)</sup> Missions-Bilder. Calw, Vereinsbuchhandlung, 1870. 9. Heft. Seite 24.

Missionen spielen dort als Kulturelement eine noch viel unbedeutendere Rolle als im französischen Senegambien, und nur wenig besser sieht es in den zwischen dem französischen und dem portugiesischen Besitz liegenden englischen Kolonien aus.

Wenn wir uns nun südwärts wenden, stoßen wir am Gambia mitten zwischen französischen Besitzungen auf englische Niederlassungen. Wie die Franzosen den Senegal, so haben die Engländer den Gambia okkupiert. An der Mündung des Flusses befanden sich schon seit Jahrhunderten europäische Niederlassungen; 1816 haben die Engländer dort festen Fuß gefaßt, mehrere Faktoreien an dem Ufer errichtet, Fattatenda, Kanieby u. a., und auch auf im Fluß gelegenen Inseln im Binnenlande sich festgesetzt. Auf der großen Flußinsel Mac Carthy, welche 140 englische Meilen von der Mündung entfernt liegt, befindet sich ihr am weitesten vorgeschobener Posten, die im Jahre 1844 gegründete Faktorei Georgetown. Der ganze Besitz Englands umfaßt ein Areal von 179 Kilometer und seine Bevölkerung soll sich auf 14000 Seelen beziffern. Der Haupthandelsplatz Englands am Gambia ist die an der Ostseite der Marieninsel, etwa 2 englische Meilen von der Mündung entfernt gelegene Stadt St. Marys Bathurst, die im Jahre 1816 gegründet wurde und jetzt etwa 8000 Einwohner zählt. Ihr Handel hat sich mächtig entwickelt seitdem die Engländer den an der Gambiamündung gelegenen französischen Posten Albréda, der ihnen große Konkurrenz machte, erworben haben, indem sie gegen ihn den Franzosen den ganzen senegambischen Handel überließen.

Die Stadt breitet sich längs des flachen, sumpfigen Ufers aus und besteht außer einigen Regierungsgebäuden, Kasernen und wenigen nach europäischer Art gebauten Häusern aus ärmlichen Negerhütten, welche großen Bienenkörben ähnlich sehen. In den Straßen wuchert mammothohes Guineagrass; Bombaxbäume (*Pallum ceiba*), Akazien, Palmen, Bananen sind überall regellos gepflanzt und hindern nur den Verkehr, und wenn Hochwasser eintritt, ist ein großer Teil des Negerviertels überschwemmt. Es giebt daher auch kaum einen ungesunden Platz an der ganzen Westküste als St. Marys Bathurst auf seiner von Schlamm und Mangrovegebüsch umrahmten Insel. Die nasse Jahreszeit, die von Juni bis Mitte Oktober währt, und während welcher der Regen zuweilen in solchen Mengen niedergeht, daß die halbe Insel unter Wasser gesetzt wird, ist die ungesundeste.<sup>78)</sup> Die aus dem Delta des Gambia aufsteigenden Miasmen erzeugen bössartige Krankheiten, und es ist gar nicht selten, daß Dysenterie, gelbes Fieber, Typhus und Blattern zu gleicher Zeit in St. Marys Bathurst herrschen. Da die Garnison in erschreckender Weise durch Krankheiten dezimiert wurde, haben die Engländer westindische Truppen hierher gesandt, von denen man annahm, daß sie dem Klima besser Widerstand leisten würden als die Weißen, und man ließ die englischen Offiziere nicht länger als ein Jahr an der gefährlichen Küste. Die Annahme erwies sich aber als irrig. Die Schwarzen zeigten sich noch weniger widerstandsfähig als die Europäer, und ein schwarzes afrikanisches Regiment von 800 Mann wurde einst in Bathurst und Sierra Leone in wenigen Monaten bis auf den letzten Mann dahingerafft. Am häufigsten richten unter den Schwarzen Dysenterie und Pocken Verheerungen an, während sie vom gelben Fieber in der Regel verschont bleiben.

Die große Sterblichkeit in Bathurst kann aber nicht überraschen, wenn man sieht, wie wenig dort gethan worden ist, um die üblen Einwirkungen des Klimas zu paralyßieren. Es ist zwar ein Spital vorhanden, aber man konnte kaum einen zu seiner Anlage weniger geeigneten Platz wählen als den, welchen es einnimmt. Dicht neben dem Spital befindet sich ein Morast, und das Spital ist sowenig gegen Überschwemmungen geschützt, daß das Erdgeschoß desselben zuweilen unter Wasser steht und so inmitten des Gebäudes, in welchem Kranke Heilung suchen, ein Fieberherd geschaffen ist. Auch die Einrichtung und Verpflegung läßt viel zu wünschen übrig, und die ganze Anstalt bildet einen grellen Gegensatz zu dem vortrefflich eingerichteten Spital in Saint-Louis. Namentlich wird darüber geklagt, daß nicht genügende Räume vorhanden und die Kranken-

<sup>78)</sup> Die hohe Temperatur der trockenen Monate, während welcher die Sümpfe austrocknen, ist der Gesundheit der Einwohner nicht minder unzutraglich. Im Mai hat man häufig eine Temperatur von 100° F. im Schatten.

zimmer meist in einer Weise überfüllt sind, daß von reiner, gesunder Luft, wie sie für ein gutes Spital eine Hauptbedingung ist, gar nicht die Rede sein kann.<sup>79)</sup>

Eine Folge des ungesunden Klimas ist es, daß man in Bathurst nur wenig Weiße sieht. Außer der Garnison werden dort nicht viel über 100 Weiße vorhanden sein. Um so bunter ist das Völkermosaik, durch welches die schwarze Rasse vertreten ist. Man sieht in den Straßen Woloffs, Sereros, Serrakolets, Mandingas, Kassonke, Felups, Captots von Gorée und die unvermeidlichen Signaren. Lange hölzerne Dämme sind vom Ufer ins Wasser hinausgebaut, um den Verkehr mit den vor Anker liegenden Schiffen zu erleichtern. Eine lange Baumreihe, welche eine schattige Promenade bildet, zieht sich zwischen den Häusern und dem Flußufer dahin, und dort herrscht stets ein lebhafter Verkehr.

Der Haupthandelsartikel von Bathurst sind Erdnüsse, deren Export hier viel rascher als in Senegambien große Dimensionen angenommen hat.<sup>80)</sup> Außer den Erdnüssen kommen noch Wachs, Elfenbein, Gold und Felle in den Handel, doch hat der Umsatz in diesen Artikeln seit dem Erstarken der französischen Kolonie am Senegal immer mehr abgenommen.

Die Erdnüsse werden im Juni und Juli gepflanzt, und die Ernte findet im November und Dezember statt. Der Anbau geschieht auf höchst primitive Art, und es ist seit die Engländer am Gambia ansässig sind, wohl nicht die geringste Verbesserung in der Kulturart eingeführt worden. Bei der Ernte gehen die Eingeborenen sehr flüchtig und oberflächlich zu Werke, so daß Pflanzungen, welche durch in der Erde bei der Ernte zurückgebliebene Erdnüsse entstehen, sogenannte self planted, sehr häufig sind. Die durchschnittliche Jahresausfuhr von Erdnüssen beträgt jetzt etwa 20000 Tonnen,<sup>81)</sup> welche fast vollständig von französischen Firmen aufgekauft werden; nur ein kleiner Bruchteil geht nach England und West-Indien. Nächst den Erdnüssen ist heute nur noch die Ausfuhr von Häuten nennenswert, welche zwischen 15000 bis 20000 Stücken im Werte von 3000 bis 4000 Pfund schwankt, sowie die Ausfuhr von Wachs (durchschnittlich 45 Tons), die jedoch seit einigen Jahren zwar langsam, aber stetig abnimmt, wogegen die Ausfuhr von Elfenbein und Palmkernen wieder zu steigen beginnt.

Unter den Einfuhrartikeln nehmen Lebensmittel eine wichtige Stellung ein. Da die Eingeborenen nicht so viel Nahrungspflanzen bauen, als sie zur Deckung ihres eigenen Bedarfs brauchen, müssen jährlich große Quantitäten Reis und Kolanüsse eingeführt werden.<sup>82)</sup> Namentlich in Kolanüssen findet ein lebhafter Handel statt, der sich ausschließlich in den Händen von Frauen befindet. Außerdem werden hauptsächlich Baumwollstoffe, Spirituosen und Weine (namentlich leichte Bordeaux-Weine), Zucker, Tabak und Pulver eingeführt. Eine stetige Steigerung der Einfuhr ist bei Zucker und Pulver, eine Abnahme bei den Spirituosen zu bemerken. Pulver ist wegen der häufigen Kriege der unruhigen Nachbarn der Kolonie, gegen welche die Engländer sogar schon den Beistand der Franzosen in Anspruch nehmen mußten, ein sehr gesuchter Artikel, während die Zunahme der mohammedanischen Bevölkerung den Spirituosenverbrauch immer mehr einschränkt.

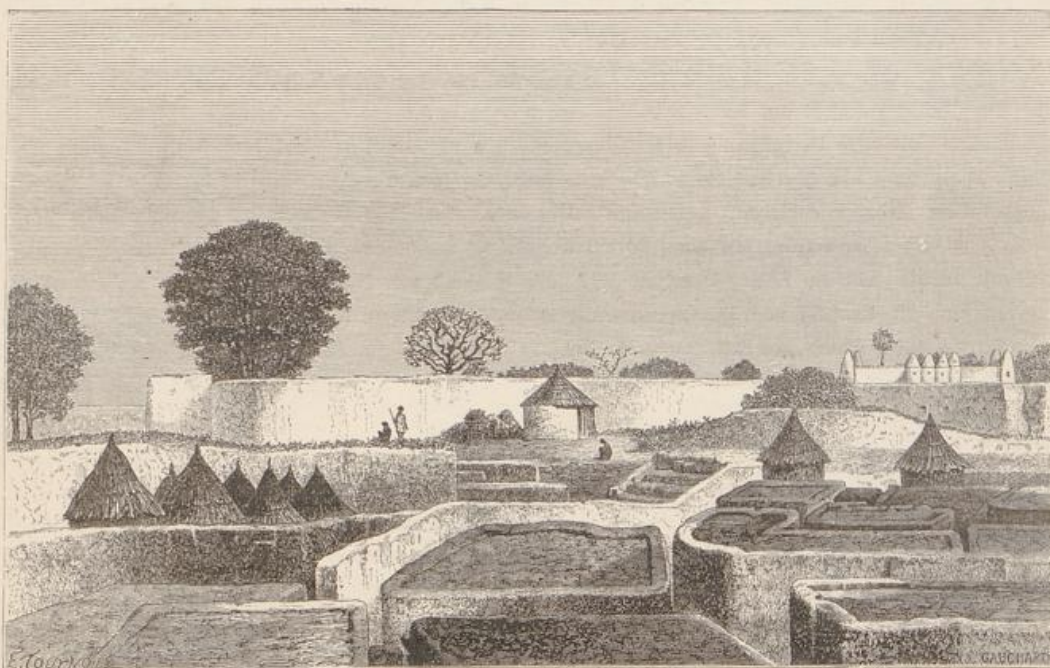
<sup>79)</sup> Siehe über die sanitären Verhältnisse von St. Marys Bathurst Richard Burton, *Wanderings in West-Africa*, I. Bd. S. 145. — „Seit Gründung der Kolonie hatte sich hier noch keine Regenzeit-Epidemie so verderblich erwiesen als die von 1857. Dem Vernehmen nach wurde sie durch ein Schiff von Sierra Leone eingeschleppt, tötete gleich zu Anfang die Ärzte und Apotheker des Spitals, nachher den beliebten Gouverneur Rendall und viele andere Europäer. Wer konnte, flüchtete nach Gorea und brachte die Krankheit auch dorthin.“ Brunner, *Reise nach Senegambien* etc. Seite 180.

<sup>80)</sup> Von 3000 franks, welche der Export im Jahre 1855 betrug, war derselbe 1847 schon auf 2594450 franks gestiegen!

<sup>81)</sup> Sie hat sich, allerdings unter vielen und großen Schwankungen, an denen hauptsächlich (wie z. B. im Jahre 1880) Mißernten schuld waren, seit 1869 mehr als verdoppelt. Die niedrigste Ausfuhr wies das Jahr 1874 mit 1975, die höchste 1878 mit 23996 Tonnen auf. Der Wert der letzteren betrug 191970 Pfd. Sterling.

<sup>82)</sup> Die Kola, Nüsse von *sterculia acuminata*, gelten bei fast allen Negerstämmen West-Afrikas und des Sudans als Delikatesse und sind bei vielen ein tägliches Nahrungsmittel. Am Kap Mount und in der St. Paul-Gegend wachsen sie wild.

Richard Burton weist in seinem oben zitierten Buche auf die segensreichen Folgen der Verbreitung der mohammedanischen Lehren unter der Bevölkerung Afrikas hin, welche nicht nur den Kannibalismus und den Fetischismus mit seinen Giftpöbeln und seinem Kindermord verdrängen, sondern auch in moralischer Beziehung einen veredelnden Einfluß ausüben. Der Mohammedanismus hat in dieser Beziehung unendlich größere Erfolge aufzuweisen als die Missionäre aller christlichen Konfessionen zusammen genommen. In Bathurst wird sehr viel für die Heidenbekehrung gethan. Die Missionsbestrebungen begannen in größerem Maßstabe schon im Jahre 1823, doch schon vorher hatte die Wesleyanische Methodisten-Mission eine Schule zu Mandanary errichtet, welche nach Saint-Louis verlegt wurde und in den dreißiger Jahren zur Blüte gelangte. Um dieselbe Zeit wurde eine Station tief im Innern des Landes auf den Flußinseln Mac Carthy und Kayay gegründet, welcher sich später Stationen zu Kap St. Mary und zu Barra Point am nörd-



Ansicht von Segou.

lichen Ufer in der Mündung des Gambia anreichten.<sup>83)</sup> Das ungesunde Klima, welchem ein Missionar nach dem andern erlag, bildete lange ein großes Hindernis, und jetzt wirken in Gambia nur noch eingeborene Prediger, die europäischen Missionäre haben sich völlig zurückgezogen. Dieselben können mit ihren Erfolgen immerhin zufrieden sein, denn nach neuen Berichten soll die Zahl der zum Christentum bekehrten Eingeborenen auf allen Stationen der Mission (am Gambia und am Rio Pongo) weit über 1000 betragen,<sup>84)</sup> wozu noch jene hinzuzuzählen sind, die für die katholische Kirche gewonnen wurden, welche in Bathurst durch die Mission der Kongregation des heiligen Geistes und des unbefleckten Herzens Mariä, sowie durch ein Institut der Schwestern der unbefleckten Empfängnis vertreten ist. Alle Missionäre finden aber ein Haupthindernis für

<sup>83)</sup> Vergl. Allgemeiner Missions-Atlas, nach Originalquellen bearbeitet von Dr. R. Grundemann. Gotha, Justus Perthes, 1867. I. Abteilung, Lieferung I. Nr. 2.

<sup>84)</sup> Man zählt in der Kolonie etwa 1400 Wesleyaner, 200 Episkopalier und 500 römische Katholiken.

einen günstigen Fortgang ihrer Arbeiten in den eigenen Landsleuten, deren Gier nach Erwerb nur zu häufig ihre uneigennütigen Bemühungen kreuzt und auf die Eingeborenen einen geradezu unheilvollen Einfluß ausübt. Im Branntweinhandel ist ebensoviel Geld zu verdienen wie durch die Pulver- und Waffen-Einfuhr, und der Kaufmann sorgt dafür, daß in beiden Artikeln das Angebot nicht hinter der Nachfrage zurückbleibt. Daß das Pulver und die Waffen, wovon jährlich für mehrere hunderttausend Franks an Wert eingeführt wird, die blutigen Kriege der Eingeborenen befördern und unter Umständen auch gegen die Weißen Verwendung finden, und daß der verfälschte Branntwein, der den Negern verkauft wird, jenes greuliche Gebräu, das den Namen Sangara führt (siehe Seite 23, Note 22), die geistige Verkommenheit in grauenerregendem Maße



Tirailleurs vom Senegal.

steigert, alles das kümmert den Kaufmann nicht, wenn man ihm nur seine alten Gewehre und sein Eau de vie de traite gut bezahlt.

Dem Kaufmann kostet das Liter des Branntweins, den er den Negern verkauft, nur 45 Centimes, und er verdient an demselben weit über 100 Prozent. Die Kaufleute pflegen auch den Branntwein gegen ein Pfand zu überlassen, im Vertrauen darauf, daß der Käufer der Verlockung, den Branntwein auszutrinken, nicht lange widerstehen wird, und bei dieser Manipulation ist ihr Gewinn noch unverhältnismäßig größer, da das Pfand gewiß vier- bis fünfmal mehr wert ist als ihre Ware.

Ein solches Vorgehen ist nicht geeignet, die Achtung der Eingeborenen vor den Weißen zu erhöhen, und die Mohammedaner, welche gegen das Branntweintrinken eifern, haben in dem Sangara-Handel schon

mehr als einmal eine willkommene Handhabe gegen die Herrschaft der Weißen gefunden. Wiederholt hat der Branntweinhandel Anlaß zu Unruhen in der Kolonie gegeben. Die mohammedanischen Bevölkerungen sträubten sich gegen die Verbreitung des von den Engländern eingeführten entnervenden Giftes, und als der Prophet Amady-Ba den heiligen Krieg gegen die Angläubigen predigte, richtete er sich namentlich gegen die weißen Branntweinhändler und die schwarzen Branntweintrinker. Da zeigte es sich aber, unter wie verschiedenen Gesichtspunkten dieselben Ereignisse in Europa und in Afrika beurteilt werden. Wenn ein europäisches Volk zu den Waffen greift, um sich aus einer Knechtschaft zu befreien, unter deren Druck es immer mehr verkommen muß, so wird seine Erhebung als eine bewundernswürdige, der Macheiferung werthe That gepriesen. Als die armen Schwarzen nicht länger ruhig zusehen wollten, wie man ihr Volk durch den Sangarahandel vergiftete, und als sie Miene machten, den Gistverkäufern das Handwerk zu legen, da war die ganze englische Presse einmütig in der Verurteilung der Frechheit dieser Barbaren und verlangte exemplarische Züchtigung derselben.

Als Mungo Park 1795 den Gambia aufwärts reiste, lebten die Engländer sowohl im Königreich Barra, wo sie an der Mündung des Flusses bei Dschillifre ein kleines Fort errichtet hatten, als auch weiter stromaufwärts in den Handelsplätzen und Faktoreien Vintain, Jufaconda und Pisania im Königreich Nani im besten Einvernehmen mit den Eingeborenen. Der König von Barra erhob zwar von jedem in den Fluß einlaufenden Schiffe in Dschillifre einen ziemlich hohen Zoll, aber Anlaß zu Klagen über Belästigungen hatten die Kaufleute nirgends, mochten sie nun mit Woloffs, Poulhs, Felups oder Mandingas, den vier Hauptvölkern Gambias, in Berührung kommen. Die Felups hatten sogar während des Krieges Englands mit Frankreich englischen Schiffen gegen sie verfolgende Kaper Weistand geleistet. Wie sehr haben sich die Verhältnisse geändert! Aus den friedlichen Nachbarn sind sehr unruhige geworden, welche nur der Respekt vor der Waffenmacht der Weißen im Zaume halten kann.

Ein Vergleich Gambias mit den Senegalkolonien führt uns den Unterschied zwischen englischer und französischer Koloniewirtschaft deutlich vor Augen.<sup>85)</sup> Die Engländer verstehen sich viel besser darauf, aus ihren Kolonien Nutzen zu ziehen, als die Franzosen. Auf alle Wünsche und Neigungen des Käufers Rücksicht nehmend, suchen sie denselben an sich zu fesseln und zu gesteigertem Bezug ihrer Produkte anzuregen, während die Franzosen für die Geschmacksrichtung der Völker, mit denen sie in ihren Kolonien in Berührung kommen, meist sehr wenig Verständnis zeigen, sich mit einer gewissen Nonchalance über die festgewurzelten Gewohnheiten derselben hinwegsetzen, im Glauben, den zäh am Althergebrachten festhaltenden Nigritier ohne alle Mühe zu anderen Anschauungen bekehren zu können. Zu freundschaftlichem Verkehr mit den Völkerschaften, in deren Ländern sie Faktoreien errichten, scheinen die Franzosen dagegen leichter zu gelangen als die Engländer. Die Energie, mit der sie in den letzten Jahren den Plan, zum Sudan vorzudringen, verfolgten, hat nicht wenig zur Erhöhung ihres Ansehens beigetragen. Nachdem sich die Schwarzen überzeugt, daß die weitesten Entfernungen sie nicht vor der Rache der Franzosen zu schützen vermögen, wenn diese einmal herausgefordert worden, sehen sie ihr Heil nur noch in der Unterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu denselben und im Abschluß von Schutzbündnissen. Vergebens versuchen die Engländer dem wachsenden Einfluß ihrer Nachbarn im Binnenlande entgegenzuarbeiten. Ihr Einfluß findet dort seine Grenze, wohin ihre Schiffe nicht mehr zu

<sup>85)</sup> Als Hecquard Bathurst besuchte (1850), konnte sich die Kolonie noch nicht selbst erhalten und bedurfte einen jährlichen Zuschuß von 60000 Franks vom Mutterlande, trotzdem damals viel mehr Abgaben erhoben wurden als jetzt. Jedes Schiff mußte eine Schiffsfahrtsgebühr und einen Quarantänezoll von 21 Schilling zahlen, von allen eingeführten Waren wurde (seit 1835) ein Zoll von 4% des Originalpreises erhoben, ferner eine Ergänzungssteuer von 6 Pences auf Spirituosen, von fremden Schiffen eingeführte Weine und den Palmenwein der Eingeborenen, und ¼ Penny für jedes Pfund Tabak. Die Einkünfte der Kolonie bestanden außerdem in den Versteigerungs- und Marktgebühren, verschiedenen Geldstrafen, den Versendungsgebühren, dem Übergangszoll über den Flußarm zwischen der Insel und dem Festlande, und betragen im ganzen 16000 bis 17000 Franks. Außer dem Zuschuß von 60000 Franks erhielt die Kolonie noch die Kosten der Unterhaltung eines Dampfschiffes vergütet. — Jetzt hat die Kolonie keine Schulden mehr. Im Jahre 1877 war sie zwar zu einer Anleihe von 3000 Pf. gezwungen, hat sie aber trotz der schlechten Erdnüsse schon 1880 zurückgezahlt.

gelangen vermögen, und alle Versuche, mit den Häuptlingen des Binnenlandes Schutzbündnisse nach französischem Muster zu schließen, sind fehlgeschlagen. Wiederholt mußten die Engländer auch die Erfahrung machen, daß ihre Rivalen ihnen bereits zuvorgekommen waren, so z. B. in Timbo, von wo eine vom Gouverneur Gambias ausgesandte Expedition unverrichteter Dinge zurückgekehrt, nachdem der Fürst des Landes ihr mitgeteilt, daß er bereits mit den Franzosen ein Bündnis geschlossen habe. Unter solchen Umständen ist nicht zu erwarten, daß die Kolonie am Gambia sich noch bedeutend vergrößern wird. Der Einfluß Englands wird wohl dort auf Bathurst und das britische Kombogebiet nebst dem 57 Kilometer Küstenlinie umfassenden Gebiet des Negerkönigs von Kombo beschränkt bleiben.

Am Gambia begegnen wir Stämmen des einst mächtigen Volkes der Mandingas, das auch in seiner heutigen Zersplitterung hohe Beachtung verdient, nicht nur, weil es über ein riesiges Gebiet verbreitet ist, sondern hauptsächlich wegen seiner geistigen Fähigkeiten und kulturellen Errungenschaften, welche ihm unter den kulturfähigen Negervölkern eine der ersten Stellen sichern. Die Mandingas sind gleich den meisten, von den Peulhs unterjochten Völkern zum Islam bekehrt worden und fast ausnahmslos Mohammedaner. Ihre Marabuts sind eifrige Apostel. Als Kaufleute ziehen sie in die Welt hinaus, lassen sich in irgend einem Dorfe nieder und beginnen alsbald unter den Negern, welche ihr Geschäft mit ihnen in Verbindung bringt, Proselyten zu machen. Ihre Kenntnisse sind nicht groß, aber den heidnischen Nigritiern sind sie doch an Bildung und, was hier die Hauptsache ist, an Schlaueit überlegen, so daß sie durch ihre versteckte Propaganda ihr Ziel stets rascher erreichen als die offen als Glaubensboten auftretenden christlichen Missionäre. Bald haben sie eine kleine Gemeinde um sich gesammelt, und nicht selten geschieht es, daß infolge ihrer heimlichen Wühlereien die Bevölkerung eines Dorfes sich in zwei Lager teilt und die zur Mehrheit angewachsenen Anhänger des Marabuts die von ihm begonnene Bekehrungsarbeit gewaltfam vollenden.

Nach dem, was bereits oben (siehe Seite 96) über den durch den Islam bei den Nigritiern bewirkten Fortschritt in Kultur und Gesittung gesagt worden, würden die Mandingas schon durch das Wirken ihrer Marabuts ein Anrecht auf den Namen eines Kulturvolkes erlangen, aber noch mehr verleiht ihnen dasselbe ihre Befähigung für Handel und Industrie. Als Kaufleute wetteifern sie an Nüchrigkeit mit den Serrakolets (siehe Seite 58). Tief hinab an den Golf von Benin ziehen ihre Handelskarawanen, man trifft sie aber auch am obern Senegal und am obern Niger, in Segu und Timbuktu. Die großen, gut gepflegten Baumwollplantagen, welche überall, wo der Boden dem Anbau günstig ist, ihre Dörfer umgeben, liefern das Material zu den von ihren Frauen verfertigten Geweben, deren bunte, nicht unschöne Muster sie durch mit Indigo und Krapp gefärbte Streifen herstellen (siehe Seite 105). Die Mandingas verfertigen auch allerhand Geflechte aus Stroh, Hüte und Körbe, welche letztere so dicht geflochten sind, daß sie zur Aufbewahrung von Milch verwendet werden; mit Bastgeflecht überzogene, sehr bequeme Ruhebetten und Rohrgeflechte dienen bei ihnen zur Herstellung von Hütten, welche den kegelförmigen, strohgedeckten Lehmhütten der anderen Völker weit vorzuziehen sind. Ein großer Teil der Tuch- und Korbwaren, der Waffen, der eisernen und kupfernen Geräte, des Gold- und Silberschmuckes, den man bei den Negervölkern am Senegal und Niger findet, mag auf dem Wege des Karawanenhandels aus Dörfern der Mandingas herbeigeführt worden sein. Mit sehr einfachen Werkzeugen verstehen die Mandingas vortreffliche Schmiedearbeiten zu erzeugen, aus Eisen, Kupfer, Blei oder Messing zierliche, mit Ornamenten versehene Armringe zu verfertigen, welche sowohl von Frauen als von Männern als Schmuck getragen werden.<sup>80)</sup> Sehr ausgebildet ist die Waffenschmiedekunst, obwohl die Mandingas selbst ein sehr friedliebendes Volk sind. Die Säbel und Dolche, welche sie aus Eisen verfertigen, können zwar mit unseren Stahlklingen keinen Vergleich bestehen, weshalb auch die Mandingas gern europäische Klingen erwerben, aber die Griffe sind stets kunstvoll gearbeitet und mit Gravierungen ver-

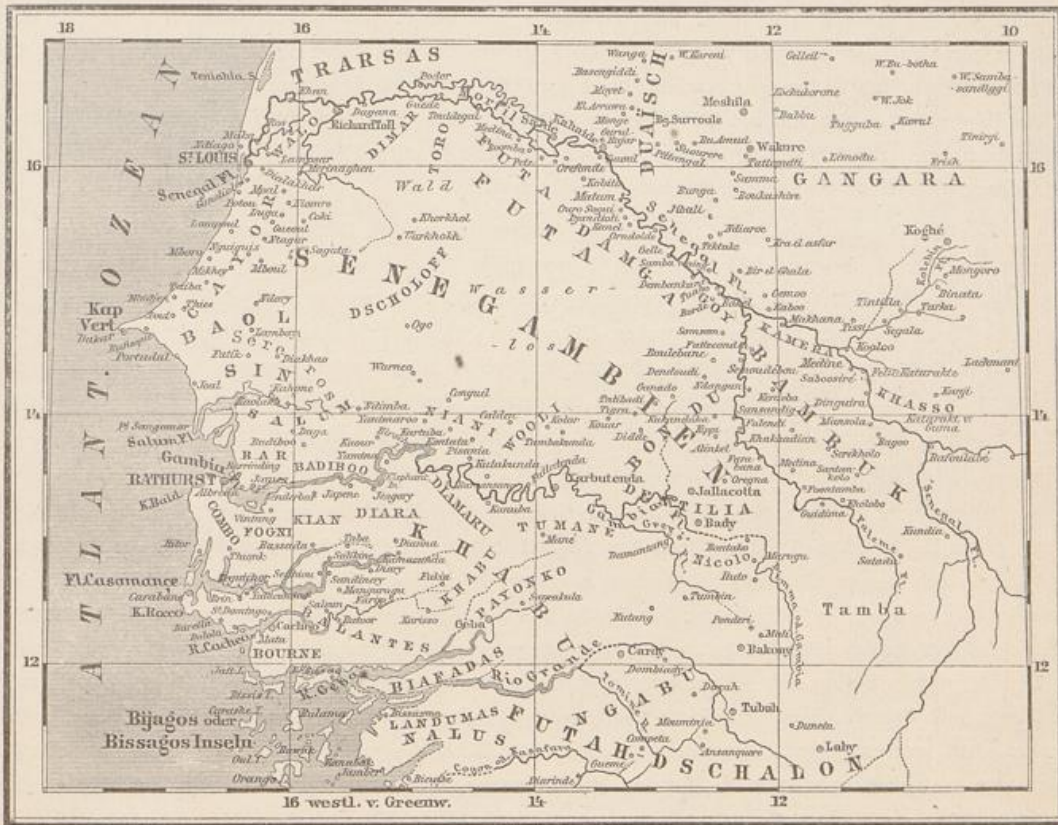
<sup>80)</sup> Diese Ringe zeigen sowohl in bezug auf die Form als auf die an der Außenseite angebrachten Ornamente große Ähnlichkeit mit den in felsigen Gräbern gefundenen.





facsimile einer Karte von Senegambien aus dem Jahre 1816.

ziert, und kein Mandinga unterläßt es, wenn er eine europäische Klinge erworben hat, den Griff derselben sofort durch einen von einheimischer Arbeit zu ersetzen. Die Schmiede sind so geschickt, daß sie mit Leichtigkeit europäische Arbeiten, die ihnen als Muster vorgelegt werden, nachzuahmen imstande sind. Auch Gewehrläufe sollen von ihnen verfertigt werden, und die goldenen und silbernen Ringe, Arm- und Halsbänder, Spangen aus Golddraht, welche sie liefern, stehen hoch im Preise, obwohl der Wert des in Menge vorhandenen Goldes ein verhältnismäßig geringer ist. Aus Elfenbein und Holz verfertigen die Mandingas ferner eine Menge Gegen-



Maßstab 1 : 6,000,000

Geogr. Meilen Kilometer

Karte von Senegambien

stände, für welche sie bei den Nachbarvölkern Käufer finden, Amulette, sogenannte Gri-Gri, Holzlöffel (siehe Seite 105), Tabaksdosen, reich verzierte hölzerne Schemel, Keulen u. s. w. Die von ihnen erzeugten Lederwaren, Säbelscheiden aus rotbraunem Leder, Patronentaschen, Pulverhörner, Gebettaschen (zur Aufnahme von Koransprüchen bestimmt), Sandalen, Sättel, Pferdezüge u. s. w. sind weithin in den umliegenden Ländern verbreitet. Aus Kalbs- oder Rindsleder, welches mit dem Saft verschiedener Wurzeln gefärbt wird, verfertigt, zeigen solche Arbeiten häufig in den eingeritzten Mustern soviel Geschmack und Kunstsin, daß sie sich neben guten europäischen Arbeiten sehen lassen können.<sup>67)</sup>

<sup>67)</sup> Prof. C. Dölter, Über die Kapverden nach dem Rio Grande und Foutah-Djalon. Reisekizzen aus Nord-West-Afrika. Leipzig, Paul Froberg, 1884, Seite 175 u. f.

Ein großes Hindernis der Weiterentwicklung aller dieser Industriezweige ist das starre Festhalten der Negervölker an den bei ihnen üblichen Mustern und Formen, wodurch bei allem Nachahmungstalent der Handwerker der Einfluß europäischer Vorbilder gleich null wird, da sich für Fabrikate, welche von den herkömmlichen Mustern abweichen, nicht leicht Käufer finden, der Handwerker daher solche auch nicht ohne besondere Bestellung verfertigt.

Neben solcher mannigfaltigen Thätigkeit widmen sich aber die Mandingas auch gern dem Ackerbau, und man trifft in der Gambia und an der Casamance häufig Dörfer, welche von großen, mit Erdnüssen bebauten Feldern und Ölbaumgruppen umgeben sind. Ihre Dörfer sind stets befestigt und mit Palissaden umgeben, zuweilen sogar mit zwei Reihen, und die innerhalb des von diesen umschlossenen Raumes regellos zerstreuten Hütten sind wieder gruppenweise durch Palissaden in kleine Festungen verwandelt. Enge Straßen winden sich durch das Labyrinth von Befestigungen hindurch, und es ist nicht leicht, sich in einem Mandingadorf zurecht zu finden. Reinlichkeit darf man jedoch auch hier, wie in allen Negerdörfern, nicht erwarten, obwohl der Gebrauch der Seife den Mandingas nicht unbekannt ist.<sup>88)</sup>

Die Mandingas sind Neger reiner Rasse, unvermischt mit den Völkern, unter denen sie leben, und erinnern in ihrer Erscheinung lebhaft an die Negerstämme der äquatorialen Gegenden Afrikas. Sie sind schwarzbraun — chokoladenfarbig ist wohl der richtige Ausdruck — und mit der plattgedrückten Stumpfnase, den geschlitzten Augen und den abstehenden großen Ohren eine häßliche Erscheinung. Männer von 1,70 m bis 1,80 m sind unter ihnen keine Seltenheit, aber mit der großen Körpergestalt stimmen die dünnen Arme und die langen Säbelbeine mit den schwachen Waden und großen Plattfüßen schlecht überein. Das ovale Gesicht umrahmt kurzes, wolliges Haar und unbedeutender Bartwuchs. Einen widrigen Anblick gewährt ihr breiter Mund mit den spitz zugespitzten Zähnen, welche ihnen ein raubtierartiges Aussehen verleihen.

Obwohl im Kriege tapfer, sind die Mandingas doch kein Eroberervolk, und sogar die auf Raub ausgezogenen Besitzlosen vertauschen sofort das Schwert mit dem Ackergerät, sobald sich ihnen Gelegenheit bietet, ihren Lebensunterhalt durch Ackerbau zu erwerben. In ihre jetzigen Wohnsitze sind sie trotzdem als Eroberer eingezogen, sei es, daß sie von den Peulhs aus ihrem Stammlande verdrängt wurden, oder dasselbe verließen, als es die sich vermehrende Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermochte. Ihre Urheimat dürften die Thäler zwischen Bafing und Saleme gewesen sein, von wo sie wahrscheinlich, dem Lauf des Rio Grande, Rio Nunez und anderer Gewässer folgend, nach Futah-Dschalon kamen. Die vielen kleinen Völker, welche dort wohnten, wurden gegen Mellacorée und gegen den Rio Geba zurückgedrängt, die Bagnouns von der Casamance vertrieben und auch die Sereros zur Räumung ihrer bisherigen Wohnsitze gezwungen. Sie bewohnen heute ein riesiges Gebiet zwischen dem 11° und 14° n. Br. und dem 11° und 14° ö. L. Im Norden reichen ihre Wohnsitze bis in die Nähe von Bakel und Bafulabé, im Osten sind sie Nachbarn der Bambaras, und gegen Süden und Westen erstreckt sich ihr Gebiet bis zum Hinterland der Goldküste und bis zum Gambia. Der mächtige Staat, den sie im Mittelalter bildeten, ist aber vor dem Anprall der Peulhs, die sich wie ein Keil zwischen sie hineinschoben, zersplittert, und obwohl sie den Peulhs an Fähigkeiten überlegen waren, sind sie ihnen doch erlegen. „Sie sind eben die Karthager, jene die Römer West-Afrikas.“ Ein gemeinsames Oberhaupt besitzen sie jetzt nicht mehr. Die Zersplitterung in kleine Fürstentümer ist so weit vorgeschritten, daß in manchen Gegenden jedes Dorf ein selbständiges Gebiet bildet, und sogar innerhalb solcher kleiner Gebiete fehlt es an der nötigen Zentralisation der Regierungsgewalt: dieselbe ist zwischen zwei Machthabern, einem geistlichen (dem Almamy) und einem weltlichen (dem Alkaty) geteilt, welche sich zuweilen so feindlich gegenüberstehen, daß Streitigkeiten und innere Unruhen gar kein Ende nehmen.<sup>89)</sup>

<sup>88)</sup> Bérenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie, Seite 202.

<sup>89)</sup> Ernest Fallot, Histoire de la colonie française du Sénégal, Seite 168.

Trotz ihrer hohen Befähigung für den Handel haben auffallenderweise die Mandingas keine solche Stellung unter den Weißen in Bathurst sich errungen, wie die Woloffs und Angehörigen anderer senegambischer Völker in Saint-Louis und Gorée-Dakar, wo sie schon ziemlich zahlreich in den französischen Handelshäusern als Beamte und Diener beschäftigt sind. Die Kaufleute in Bathurst — 4 englische und 4 französische Firmen, welche letztere  $\frac{2}{3}$  des ganzen Handels in ihren Händen haben — bedienen sich zwar zu ihren Einkäufen der Vermittelung von Negern, doch diese sind meist farbige aus Saint-Louis, welche lesen und schreiben gelernt haben und einige Vertrautheit mit einer möglichst einfachen Buchführung besitzen. Diesen Vermittlern wird meist ein bedeutender Kredit gewährt (10000 bis 15000 Franks), und es kommt gar nicht selten vor, daß sie mit dem Gelde spurlos verschwinden und ihrem Hause das Nachsehen lassen. Sie flüchten sich in das Innere des Landes, nicht stets in betrügerischer Absicht, sondern am häufigsten aus Furcht vor der Rechnungslegung, wenn sie ungünstige Einkäufe abgeschlossen, ihre Aufträge schlecht ausgeführt haben oder vielleicht von Eingeborenen beraubt worden sind. Kommt solch ein ungetreuer Beamte später wieder nach Bathurst und wird dort von seinem Auftraggeber erkannt, so kann dieser ihn ins Gefängnis bringen lassen, in welchem er so lange bleibt, bis er seinen Gläubiger vollständig befriedigt hat oder bis dieser, der die Kosten der Ernährung des Eingeperrten zu tragen hat, des Zahlens müde wird und ihn freiläßt. Die Kaufleute suchen sich gegen solche Verluste soviel als möglich durch scharfe Kontrolle zu schützen, und während der guten Jahreszeit fahren europäische Beamte der einzelnen Firmen häufig in kleinen Kähnen stromaufwärts, um die Stationen im Innern zu besichtigen und Nachrichten über den Stand der Geschäfte nach Saint-Louis zu bringen, aber wenn ein Schwarzer seinen Herrn betrügen will, nützt all diese Kontrolle nichts. Es ist dies ein Übelstand, für den es kaum eine Abhilfe giebt, da das ungesunde Klima Europäern den monatelangen Aufenthalt auf den Stationen im Innern unmöglich macht und schwarze Beamte daher unentbehrlich sind. Europäer versuchen zwar zuweilen, die Einkäufe selbst zu besorgen, aber nur selten gelingt dies ohne üble Folgen für ihre Gesundheit, die meisten bringen den Keim einer tödlichen Krankheit nach Bathurst zurück.<sup>90)</sup>

Die in Bathurst ansässigen Europäer haben, wenigstens seitdem Albréda englisch geworden ist, einen Zufluchtsort, wohin sie sich während der Regenzeit zurückziehen können und wo sie gegen das verderbliche Klima besser geschützt sind als in Bathurst. Früher, noch vor einigen Jahren, war ein solcher Zufluchtsort das Kap St. Marie, der äußerste Punkt des linken Ufers in der Mündung des Gambia. Dort war eine kleine Stadt entstanden, in welcher jeder Europäer ein Haus besaß, das ihm als Winterwohnung diente. Diese Ansiedelung ist jetzt verlassen und verfallen. Eine große Kaserne, die man dort erbaut hatte, brannte nieder, während die Offiziere in derselben ein Fest feierten, und das dort errichtete Hospital ist eine Ruine. Nur einige wenige zerstreute Häuschen sind noch von Eingeborenen bewohnt.

Die Aussicht von dem Kap wird sehr gerühmt. Man übersieht von dort eine große Strecke des majestätischen Stromes, der weit aufwärts sogar Kriegsschiffen zugänglich ist, sieht die unvermeidliche Barre vor der Mündung, die jedoch hier bei weitem nicht so gefährlich ist wie beim Senegal, da man bloß den vom nördlichen Ufer sich ins Meer hinaus erstreckenden Sanddünen auszuweichen braucht, und gegen Norden, Süden und Osten schweift der Blick über Wald und bebautes, von vielen Marigots durchschnittenen Land dahin, durch welches von Bathurst eine gut gehaltene Straße zum Kap führt.

Im Süden Gambias beginnt wieder französisches Gebiet, das sich längs der Küste bis Sierra Leone hinzieht, allerdings nicht ununterbrochen, da sich englische und portugiesische, seit kurzem auch deutsche Besitzungen zwischen den französischen befinden. Man hat in Frankreich die englischen und portugiesischen Enklaven nie mit freundlichen Blicken betrachtet. Die natürlichen Grenzen des westafrikanischen Reiches Frankreichs sind ja der Senegal, Sierra Leone und der obere Niger. Man befürchtete, daß die Engländer von Sierra Leone oder vom Gambia zum Niger und in den Sudan vordringen würden, und die Befürchtung, dort von England

<sup>90)</sup> Alfred Marche, *Trois voyages dans l'Afrique centrale*, Seite 45.

überholt zu werden, hat die mit fieberhafter Hast betriebenen französischen Niger-Expeditionen veranlaßt. Wiederholt ist auch der Plan angeregt worden, Gambia durch Kauf oder Tausch zu erwerben, und daselbe wurde inbezug auf die portugiesischen Besitzungen erwogen. Der französischen Diplomatie eröffnet sich da ein weites Feld für ihre Thätigkeit, und es ist nur zu wünschen, daß dieselbe nicht ohne Erfolg bleibe. Für den Handel wäre es ein Gewinn, wenn die herabgekommenen portugiesischen Kolonien unter französische Herrschaft gelangten, und der Keim zu vielen künftigen Streitigkeiten und Rivalitäten würde beseitigt, wenn die bunt-scheckige Karte der Küste zwischen der Gambiamündung und Sierra Leone eine einheitliche Färbung erhielte.



Antilope vom Senegal.

Frankreich muß sich übrigens selbst den Vorwurf machen, daß es die englische Macht am Gambia großgezogen hat. Der Friedensschluß von 1815 hatte ihm, wie wir wissen, den Posten Albréda in der Gambia gelassen, wogegen die Engländer sich in Portendik niederließen. Die Klagen der Kaufleute von Saint-Louis über die Schädigung ihres Gummihandels durch die englische Konkurrenz führten später zu Unterhandlungen mit der englischen Regierung, welche mit der Abtretung Albrédas endeten, wogegen England auf sein Recht des Handels in Portendik verzichtete. Die Abtretung Albrédas im Jahre 1857 war aber ein



1.



2.



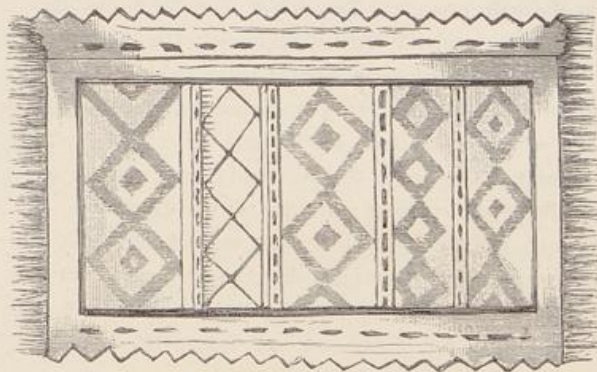
3.



4.



5.



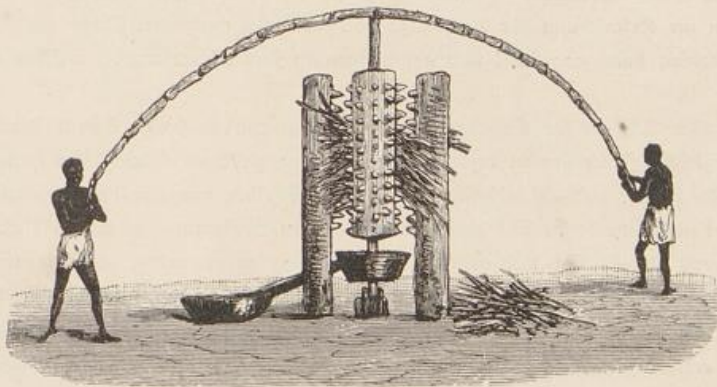
9.



7.



6.



10.



8.

Erzeugnisse der Eingeborenen in den portugiesischen Kolonien:

1. Gebettasche der Mandingas. 2. Kürbischale der Papels. 3. Pulverhorn der Mandingas. 4. Patronentasche der Mandingas. 5. Metalllöffel der Mandingas. 6. Uffagai der Mandingas. 7. Holzlöffel der Mandingas. 8. Dolch der Mandingas. 9. Gewebe der Mandingas. 10. Zuckerrohrpresse der Eingeborenen auf den Kapverden.

schwerer, verhängnisvoller Fehler der französischen Regierung. Man opferte den wichtigen Platz zu gunsten des Gummihandels, welcher bereits im Rückgang begriffen war und bald darauf durch die Erdnuß an die zweite Stelle zurückgedrängt wurde. Man braucht nur die beiden Orte miteinander zu vergleichen, um sofort zu erkennen, wie viel Frankreich aufgab, und wie wenig es erhielt. Von Portendik ziehen sich weite Sandwüsten ins Land hinein, und nur zu gewissen Zeiten, wenn die Karawanen aus der Wüste ankamen, belebte sich die öde Küste. Die Station war eine künstliche Schöpfung, aus keinem wirklichen Bedürfnis entsprungen, und durch ihr Verschwinden konnte keine Lücke im Handelsverkehr entstehen. Albréda dagegen war ein Sammelplatz großer Karawanen aus dem Innern, und es wäre nach den Fortschritten der französischen Waffen am Salum leicht gewesen, es durch eine Straße mit Kaolak zu verbinden und auf dieser den Karawanenhandel Gambias nach Gorée zu leiten. Überdies ist das auf dem rechten Gambia-Ufer gelegene Albréda ein viel gesunderer Aufenthaltsort als St. Marys Bathurst. Das berechnende England hatte eben, wie stets in solchen Fällen, das bessere Geschäft gemacht. Der Fehler, der durch die Abtretung Albrédas begangen wurde, erscheint umso schwerer, als Frankreich damals schon seit fast 20 Jahren unablässig bestrebt war, zwischen den portugiesischen Besitzungen südlich vom Gambia festen Fuß zu fassen und seinen Einfluß dort zu vermehren. Das rapide Sinken des Ansehens der Portugiesen und der Verfall ihrer Kolonien schien zu aggressivem Vorgehen geradezu einzuladen. Noch am Anfang dieses Jahrhunderts hieß die ganze Küste zwischen Gambia und Sierra Leone „Portugiesisch Guinea“, nicht etwa weil die ganze Küste den Portugiesen gehörte — sie besaßen an derselben nur vereinzelte Faktoreien an der Casamance, am Rio Cachéo, Rio Geba und Rio Grande —, sondern weil ihr Einfluß einst dort ein maßgebender war. Der von ihnen im Jahre 1645 gegründete Posten Zeguichor war ein bedeutender Exportplatz gewesen, ist jetzt aber völlig verfallen. Frankreich machte schon im Jahre 1828 schwächere Versuche, sich südlich vom Gambia festzusetzen, indem es den Eingeborenen die in der Mündung der Casamance am rechten Ufer gelegene Insel Djogué und ein Stück Land auf dem linken Ufer abkaufte, aber das Fort, das man dort erbauen wollte, blieb ein bloßes Projekt. Erst im Jahre 1836 gingen die Franzosen mit Entschiedenheit vor. Sie besetzten die in der Mündung der Casamance gelegene Insel Carabane, im folgenden Jahre die dieser benachbarte Insel Guimbering, und sandten eine Expedition zur Erforschung für die Anlage von Stationen geeigneter Plätze aus. Die Folge war, daß bei dem Dorfe Sedhion Land angekauft und auf diesem ein Fort erbaut wurde, welches den Namen des Dorfes erhielt.

Als die Franzosen sich an der Casamance festsetzten, konnten sie diesen Schritt bereits damit rechtfertigen, daß dort französische Interessen zu vertreten waren. Französische Handelsschiffe hatten in der letzten Zeit wiederholt die Küste besucht und ein lebhafter Verkehr mit derselben war nur durch die feindselige Haltung der Eingeborenen verhindert worden. Die Küste stand bei den Seefahrern in üblem Ruf. Schiffbrüchige hatten seitens der Floups Plünderung und grausame Behandlung zu erwarten, und die weiter im Innern wohnenden Balantes waren ebenfalls durch ihre Raubgier berüchtigt. Als nun die Schiffe der „Compagnie de Galam“, welche für einen zu den Kosten der Expedition geleisteten Beitrag für mehrere Jahre ein Handelsmonopol in den neu erworbenen Gebieten erlangt hatte, häufiger an der Küste zu erscheinen begannen, mehrten sich die Klagen über Raubansfälle und sonstige Feindseligkeiten, und es wurde bald nötig, Expeditionen zur Züchtigung der Räuber auszusenden. So wurde 1848 das Sedhion benachbarte Dorf Pakiabor und im folgenden Jahre das Dorf Bakim eingeäschert, wodurch das Ansehen der Franzosen so stieg, daß 1850 das ganze Gebiet Boudhié sich unter französischen Schutz stellte. Die Ruhe war aber damit noch lange nicht hergestellt. Man hatte gehofft, durch einen Konsul, der auf der Insel Carabane seinen Sitz nahm, die Uferbevölkerung beaufsichtigen und von Raubereien abhalten zu können, und derselbe erlangte in der That auch einigen Einfluß, aber schließlich mußten doch die Kanonen das entscheidende Wort sprechen. Die Niamats sollten für ihre Raubzüge gezüchtigt werden, und der Marineoffizier Penaud wurde ausgesandt, um das Dorf Cagnout zu zerstören. Er stieß auf hartnäckigen Widerstand. Der Sturm auf das Dorf wurde abgeschlagen, auch

ein zweiter Sturm mißlang, und erst als Geschütze das Dorf zu beschiefen begannen, wurde der Widerstand der tapferen Verteidiger gebrochen. Das blutige Exempel, welches hier statuiert worden, trug gute Früchte. Abgesandte der Eingeborenen kamen nach Carabane, um Schonung bittend, und versprachen, fortan keinen Anlaß zur Klage mehr zu geben. Unter feierlichen Zeremonien wurde ein Freundschaftsbündnis geschlossen, und die neuen Freunde blieben fortan den Franzosen treu. Sie waren zu der Überzeugung gelangt, daß die Zeiten, in denen das Räuberhandwerk an ihrer Küste blühte, vorüber waren, seitdem die Weißen mit ihren überlegenen Waffen in ihr Land gekommen, und sie begannen sich immer mehr friedlichen Beschäftigungen, dem Ackerbau und Handel zuzuwenden.

Der französische Einfluß breitete sich nun rasch, allerdings nicht ohne Kämpfe nach dem Innern aus. Nennenswerten Widerstand leisteten nur die räuberischen Balantes, und die Erstürmung ihres Hauptplatzes Couniara (1860) gelang nur unter verhältnismäßig großen Verlusten. Ein dreitägiger Feldzug (1861) durch das von Mandingas bewohnte Souma, das Nachbarland von Sedhiou, während dessen die Franzosen mit großer Bravour den Feind mit dem Bajonett angriffen und doch nur 4 Tote und 12 Verwundete verloren, unterwarf Frankreich ein reiches, fruchtbares Gebiet, und damit waren alle Ufervölker von der Mündung der Casamance bis Sedhiou zur Anerkennung der französischen Oberhoheit gebracht.

Die Portugiesen besitzen heute an der Casamance nur noch den Posten Zeguichor auf dem linken Ufer. Der einzige Weiße, der dort lebt, ist ein Franzose, der Vertreter eines portugiesischen Hauses; auch der Gouverneur ist ein Eingeborener. Die „Stadt“ besteht aus meist ärmlichen, mit Stroh gedeckten Häusern, nur das Haus des Gouverneurs und die Kirche befinden sich in gutem Stand. Palissaden umgeben die Stadt, von Bastionen flankiert, deren eine mit 4 Kanonen versehen ist, die einst wohl manchen Feind ins Jenseits befördern haben mögen, heute aber den wohlverdienten Ruhestand genießen und kaum noch bei der Verteidigung des Platzes Dienste leisten könnten.

Zeguichor verliert trotz seiner günstigen Lage immer mehr an Bedeutung, seitdem die Franzosen sich in Sedhiou festgesetzt haben, welches heute der wichtigste Handelsplatz an der Casamance ist. Ein großes, mit Mauern umgebenes Fort beschützt diese Posten; zwei Blockhäuser, welche früher vor dem Fort lagen, sind verfallen. Die in Sedhiou vertretenen Firmen sind fast ausnahmslos französische, darunter die bedeutendsten Handelshäuser vom Senegal.

In jüngster Zeit ist auch in den portugiesischen Kolonien manches besser geworden. Man hat eben endlich auch eingesehen, daß dem bisherigen Schlendrian ein Ende gemacht werden müsse, und das portugiesische Kolonial-Ministerium hat es nicht an Anstrengungen fehlen lassen, Mißbräuche in den Kolonien zu beseitigen und ihre Entwicklung zu fördern.<sup>91)</sup> Viel bleibt aber noch zu thun übrig, trotzdem den Niederlassungen am Rio Grande u. s. w. besondere Sorgfalt zugewendet wurde. Der Jahrhunderte alte Augiasstall läßt sich nicht über Nacht reinigen.

Die Bestimmungen, nach denen jetzt alle portugiesischen Kolonien verwaltet werden, sind in Kürze folgende: Die oberste Leitung der Kolonie ruht in den Händen eines General-Gouverneurs (der in der Regel Offizier ist) und unter ihm stehen den einzelnen Distrikten militärische Kommandanten oder Zivilbeamte vor, welche letztere den Titel Administrador führen, und denen die Ortsvorsteher, die Regidoren, durchgehends Eingeborene, untergeordnet sind. Eine hohe Stellung nimmt in der Kolonie der Chef des Zollwesens ein, der jedoch mit all seinen Beamten zwar gefürchtet, aber nicht sehr beliebt ist. Außer portugiesischen Richtern giebt es noch aus der Mitte der Eingeborenen gewählte Friedensrichter, und dem Administrador steht ein Rat von Delegierten der einzelnen Gemeinden zur Seite. Der Gouverneur, der Chef des Zollwesens, alle Richter und

<sup>91)</sup> Um die portugiesischen Kolonien haben sich namentlich die Minister Sa de Bandeira, d'Andrade Corvo und Disconde de San Januario Verdienste erworben.

höheren Beamten werden nur auf 5 Jahre angestellt. Der Gehalt, den sie beziehen, ist ein ziemlich hoher,<sup>92)</sup> während die Subalternbeamten so schlecht besoldet werden, daß ihr Gehalt zu ihrem Unterhalt nicht ausreicht und sie gezwungen sind, durch Handel sich noch eine Nebeneinnahme zu verschaffen. Dölter, dessen Urtheil über die portugiesischen Niederlassungen, welche er besuchte, sehr günstig lautet, lobt die sanitären Einrichtungen der Kolonie. „Der Sanitätsdienst ist in mancher Hinsicht sehr gut geregelt, und es ist beispielsweise eine treffliche Bestimmung, daß in dem Wohnsitze des Arztes nur das Fleisch von Tieren verkauft werden darf,



Erdnüsse.

deren Milch vorher von demselben untersucht worden ist; auch die Einrichtung der Spitäler ist eine der Wissenschaft entsprechende.“ Schulen bestehen in allen größeren Städten, doch auch in den Dörfern sind schon hier und da Schulen errichtet worden, in denen die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet werden. Am Rio Grande oder auf den Bissagos u. s. w. ansässige Portugiesen brauchen ihre Kinder, wenn sie denselben

<sup>92)</sup> „Der geringste Gehalt eines aus Portugal gesandten (höheren) Beamten beträgt ein Conto (1000 Milreis oder 4200 Mark), steigt aber bis zu 10 Conto d. h. 42000 Mark und darüber.“ Prof. C. Dölter, l. c., Seite 149.

eine über den Unterricht der Volksschule hinausreichende Bildung zu teil werden lassen wollen, nicht nach dem Mutterlande zu schicken, da sich auf den Kapverden (auf der Insel St. Nicolad) ein Untergymnasium befindet.

Die Casamance, oder wie die Portugiesen sie nennen: der Rio Casamança, hat zwar bei seiner Mündung eine imposante Breite, ist aber trotzdem für größere Fahrzeuge nur auf einer kleinen Strecke schiffbar. Seine Länge beträgt 50 bis 60 Lienes; die Strecke zwischen Carabane und Sedhiou können in der trockenen Jahreszeit nur Schiffe von sehr geringem Tiefgang zurücklegen, da viele Sandbänke im Strom verborgen



Amfeln von der Westküste.

liegen, welche dann die Schifffahrt hindern. Die schlimmste Stelle ist jene von Piedraz, wo Sandbänke und Klippen dem Schiff gefährlich werden. Die bedeutendsten Zuflüsse der Casamance sind auf dem rechten Ufer die Marigots von Tadirer, Sougrigou, Sitaba, Sagu; — welcher auf seinem etwa 30 Lienes langen Lauf zahlreiche Nebenflüsse aufnimmt, deren größter der Songourougou ist —, Diamet, Vanguial und Diakouké; auf dem linken Ufer die Marigots Bissarié, Mangukrougou — auf welchem aufwärts man zu dem portugiesischen Posten Sugu im Lande der Balantes gelangt — und Dilamette bei Carabane.

Die Ufer der Casamance sind meist niedrig, und bis Diagnu von Mangrovegebüsch eingefaßt; oberhalb Diagnu wird die Vegetation üppiger, man begegnet Riesenbäumen, deren Stämme vortreffliches Schiffbauholz liefern, der Wegne und Zeder, welche zu Brettern verarbeitet werden, dem mächtigen Baobab u. s. w., und die Dörfer sind meist von Orangen- und Zitronenbäumen umgeben. In den großen Wäldern wimmelt es von Wild, von Rehen, Hasen, Rebhühnern, Perlhühnern, und auf den Zweigen der Bäume wiegen sich prächtig gefiederte Vögel, der Kolibri, der Paradisammer, der Kardinal, der *Foliotoculus*, während von wilden Tieren nur Leoparden, Wölfe und Tigerkafen vorhanden sind, welche den Menschen nie anfallen. Sie werden übrigens gleich den Elefanten immer seltener. Schlangen sind zwar in großer Menge vorhanden, doch giebt es nur wenige unter ihnen, deren Biß gefährlich ist.

Auf dem rechten und linken Ufer, von den Quellen der Casamance bis zum Bissarié wohnen Mandingas, vom Bissarié bis Piedraz auf dem linken Ufer die Balantes, deren Dörfer sich weithin nach Süden bis zu der den Bijagos gegenüberliegenden Küste und auf Bissão ausdehnen. Nahe der Mündung sind an beiden Ufern die Flups ansässig, an welche sich jenseits des Rio Cachéo die Papels und Balantes anreihen, deren Wohnsitze sich bis zum Rio Geba erstrecken. In der Völkfamilie, welcher diese sowohl in bezug auf Hautfarbe als auf Körper- und Schädelbau einander sehr ähnlichen Völker angehören, nehmen die Flups die niedrigste Stellung ein. Sie sind ungemein kriegerisch und fanatische Verehrer ihrer Fetische, denen sie die an ihre Küste verschlagenen Schiffbrüchigen zu opfern pflegen, aber Menschenfresser, wie behauptet wurde, sind sie doch nicht mehr. Sie stehen unter der Herrschaft von Häuptlingen, deren Macht jedoch durch die Dorfältesten sehr eingeschränkt ist.

Gegen Süden weiter wandernd, betreten wir nun wieder ein Gebiet, welches seine Unabhängigkeit bewahrt hat und noch unter der Herrschaft einiger eingeborenen Könige steht, das Land der Papels. Die Portugiesen besitzen in demselben nur die Festung Bissão und das bei derselben gelegene Dorf, und es ist noch gar nicht lange her, seit sie diesen kleinen Besitz gegen die heftigen Angriffe der Papels nur mühsam behauptet haben. Jahrhundertelange Bemühungen der Portugiesen, sich weiter landeinwärts auszubreiten, sind an dem hartnäckigen Widerstand des kleinen Volkes gescheitert, und heute noch ist den Portugiesen nicht gestattet, ohne ausdrückliche vorherige Erlaubnis des Königs der Papels das Gebiet desselben zu betreten. Ihre Niederlassung im Papellande ist daher nur eine Handelsfaktorei, auf welcher von den Eingeborenen Erdnüsse, Bauholz, Kautschuk und Wachs eingetauscht werden; Plantagen konnte man nicht anlegen, da es an dem dazu nötigen Land fehlte. Die Niederlassung sieht nicht sehr einladend aus. „Vor uns,“ schreibt Dölter, „einige größere Steinhäuser, Komptoirs von französischen und portugiesischen Handelshäusern, dazwischen elende Hütten; am schmutzigen, sogar in den Morgenstunden drückend heißen Strand wimmelt es von herumlungernenden, halbnackten Negern, die faul und gedankenlos den neuen Ankömmling betrachten, oder einige Früchte des Landes an den Mann zu bringen suchen. Im Flusse selbst liegen einige Schooner und Kutter, mit Erdnüssen und Wachs beladen, auch ein größeres Schiff, in welches soeben die von Geba in Piroguen eingebrachten Produkte verladen werden; einige verkümmerte Poilads spenden kärglichen Schatten — im Hintergrunde niedere dichte Wälder, eine flache Küste mit vorliegender sumpfiger Bank, das ist der Anblick, der sich darbot, als ich, von zwei robusten Negern aus dem Bote gehoben, mich der Landungsbrücke näherte.“

Die Neger, welche in dem bei der Festung gelegenen Dorfe wohnen, sind — wenigstens dem Namen nach — Christen. Man bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Grumeten“. Die unabhängigen Papels sind Heiden, glauben aber an höhere Wesen und auch an die Unsterblichkeit der Seele. Sie gehören zu den häßlichen Nigritiern. Breite, vorstehende Backenknochen, eine kleine stumpfe Nase, wulstige Lippen vereinigen sich mit einem stupiden Gesichtsausdruck. Große Männer sind unter ihnen selten, sie sind meist von gedrungenen Statur, die Arme lang und dünn, die Beine häufig säbelförmig, die Waden sehr schwach entwickelt. Den Kopf bedeckt kurzes, wolliges Haar, der Bartwuchs bleibt unbedeutend. Die Frauen stehen den Männern an

Häßlichkeit nicht nach, und namentlich die langen Brüste der verheirateten Frauen tragen nicht dazu bei, sie in den Augen des Europäers schöner erscheinen zu lassen (siehe Seite 112).

Die Papels stehen noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, vielleicht — die Flups und Balantes ausgenommen — auf der niedrigsten unter allen Völkern Senegambiens. Die Nachbarschaft der Portugiesen ist ohne Einfluß auf sie geblieben, denn sie haben kein Verlangen nach den meisten europäischen Erzeugnissen, welche anderen Negervölkern so begehrenswert erscheinen, tragen ihre Felle und Schürzen lieber als das europäische Baumwollzeug, und auch der Talmigoldschmuck, den die Händler führen, findet bei ihnen nicht so viel Beifall wie die messingenen oder goldenen Schmucksachen, welche von den Mandingas verfertigt und zu ihnen gebracht werden. In allem und jedem zeigt sich bei ihnen die Neigung, an dem Althergebrachten festzuhalten. Nur Pulver und Gewehre haben für sie einen Reiz, und diese sind daher auch der hauptsächlichste Tauschartikel, für welchen sie ihre Landeserzeugnisse hingeben. Ihre alten Waffen — Affagai, Bogen und Pfeile — kommen immer mehr außer Gebrauch, aber die Gewehre, durch die sie ersetzt werden, sind meist Steinschloßgewehre, die sich selbstamerweise einer großen Beliebtheit erfreuen. Trotz ihrer mangelhaften Bewaffnung sind die Papels nicht zu unterschätzende Gegner, da sie mit Todesverachtung orkanartig auf den Feind einzustürmen pflegen. Die Portugiesen, welche oft ihnen gegenüber einen schweren Stand hatten, haben dies erfahren.

Ein Industriezweig wird aber von den Papels doch kultiviert: die Töpferei. Ihr Land liefert ihnen eine vortreffliche Thonerde, aus welcher ihre Frauen plumpe Krüge und andere Gefäße verfertigen, welche mit rohen Verzierungen versehen werden (siehe Seite 105). Die Männer beschäftigen sich mit Ackerbau, am liebsten jedoch mit Viehzucht, welche ihnen gestattet, der Faulheit — dem Grundzug ihres Charakters — ungehindert sich hinzugeben, und ihre kleinen mageren Rinder bilden ihren ganzen Reichtum. Einige treiben auch Handel und zeigen nicht geringe Befähigung für denselben. Die Portugiesen kaufen von ihnen Erdnüsse, Palmöl, Gummi, Kautschuk, auch Holz, Felle und Zähne von Flußpferden. Außerdem bringen sie Kolanüsse, Bananen, Acajouäpfel und andere Früchte auf den Markt. Fast alles was sie verkaufen ist aber ein Produkt der Thätigkeit ihrer Frauen, welche ihnen die Sklaven ersetzen, die hier selten sind. Die Vielweiberei ist gestattet, und da die zum Ackerbau und allen schweren Arbeiten verwendete Frau dazu beiträgt, das Einkommen des Mannes zu erhöhen, ist die Zahl der Frauen, welche ein Mann nimmt, stets eine ziemlich beträchtliche.

Der „König“, welcher dieses Volk beherrscht, ist kein unumschränkter Herrscher, sondern hat einen Rat von Ältesten zur Seite, deren Stimme er in allen wichtigen Angelegenheiten hören muß, eine Kriegserklärung aber kann nur im Räte aller waffenfähigen Männer beschlossen werden. Der König bewohnt ein großes, offenbar von einem Europäer erbautes Haus, das von 3 Palissadenreihen umgeben ist, welche etwa 5 bis 6 Fuß hoch sind und 3 konzentrische Höfe einschließen. In diesen Höfen befinden sich kleine Hütten, in welchen die Frauen des Königs und seine Sklaven wohnen. Die Hütten der Lieblingsfrauen befinden sich im innersten Hofe, in nächster Nähe der Wohnung des Königs. Der König Meré, welchen Dölter besuchte, war der richtige Typus eines von der Kultur noch unberührten Negers. Seine Kleidung bestand aus einer Schürze, einem über die Schultern geschlagenen Tuch und einer alten roten Mütze. Das Gemach in seinem „Palast“, in welches er den Reisenden führte, befand sich im obern Stockwerk und war nur auf einer Leiter zu erreichen. An der Wand hing eine Matte, „in der Ecke lehnte ein großer Tambour-Major-Stab, ein Geschenk des portugiesischen Gouverneurs von Bissao, und daneben lag ein alter schwarzer, schon ziemlich mitgenommener Zylinderhut, während in der andern Ecke ein Gewehr, ein Bogen und ein Köcher mit Pfeilen stand.“ Außerdem enthielt das Gemach nur einen Schemel und eine Bank. Das Innere der Königswohnung unterscheidet sich daher fast gar nicht von den Lehmhütten, in denen die Untertanen wohnen, denn auch in diesen sind die einzigen Einrichtungsgegenstände Schemel, zu denen sich bei Vornehmeren noch einige Bastmatten gesellen, welche als Lagerstätte dienen. Von Hausgeräten sind nur noch die meist mit rohen Darstellungen von

Schlangen und wilden Tieren verzierten Kürbisschalen zu erwähnen, in denen die Papels Speisen und Getränke aufzubewahren pflegen.

Die Balantes, die Nachbarn der Papels und Flups, sind ebenso räuberisch und kriegerisch wie diese, kennen ebenfalls keine andere Bekleidung als eine kleine Schürze, und auch bei ihnen sind einige rohe Töpferwaren das Einzige, was sie selbst erzeugen. Mit alten Feuerschloßgewehren oder mit Lanzen bewaffnet, leben sie fast nur von Krieg und Raub, überfallen die Dörfer der Mandingas, bekämpfen sich aber auch gegenseitig, und es kommt gar nicht selten vor, daß die Bevölkerungen zweier Nachbardörfer solange in erbitterter Fehde liegen bis eines derselben zerstört ist.



Papelmädchen.

Der König hat das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen. Alfred Marche erzählt auch, daß ihm das jus primae noctis zustehe, welches auszuüben er nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet sei, da ohne diesen Akt ein junges Mädchen sich nicht verheiraten könne. Die Väter häßlicher Töchter sollen deshalb in arger Verlegenheit sein und den König durch Geschenke zu bewegen suchen, sein Recht auszuüben damit sie ihre Töchter an den Mann bringen.<sup>99)</sup> Wie bei den Flups und Papels heiraten auch bei den Balantes die Mädchen sehr früh, im Alter zwischen 14 und 18 Jahren. Der Mann kauft die Frau und kann sie, wenn er ihrer überdrüssig ist, einem andern verkaufen oder sie ihren Eltern zurückschicken.

<sup>99)</sup> Alfred Marche, *Trois voyages etc.* Seite 70. — „Was der französische Reisende von den eigentümlichen Rechten des Königs über alle Jungfrauen seines Territoriums mitgeteilt hat, gehört meiner Ansicht nach in das Reich der Fabel.“ Prof. Dölter, I. c., Seite 194.

Ostlich von den Balantes, an beiden Ufern des Rio Geba und zwischen diesem und dem Rio Grande wohnen wieder Mandingas. In ihrem Gebiet liegt die kleine portugiesische Kolonie Geba, ein weit vorgeschobener Posten, über welchen hinaus bisher noch kein Reisender gedrungen ist, so daß wir über den obern Lauf des Rio Geba und seine Quellen noch gar nicht orientiert sind. Geba war einst<sup>91)</sup> ein viel besuchter Handelsplatz, nach welchem namentlich Gold und Elefantenzähne gebracht wurden; jetzt haben die nahen französischen Plätze den größten Teil dieses Handels an sich gezogen, in den gegenwärtig am meisten gehandelten Artikeln, in Erdnüssen, Gummi und Wachs sind die portugiesischen Faktoreien am Rio Grande günstiger situierte Konkurrenten, und die hohen Zölle, welche Portugal in seinen Häfen erhebt, drücken hier den Handel besonders schwer, so daß Geba heute nur noch ein Schatten von dem ist, was es einst war. Der Handel könnte sich



Begräbnisplatz der Papels.

vielleicht wieder beleben, wenn die Zölle vermindert, aber auch den unaufhörlichen Kriegen der Eingeborenen, durch welche der Karawanenverkehr zuweilen völlig ins Stocken gerät, ein Ende gemacht würde. Das ungesunde Klima trägt auch viel dazu bei, ein Ausblühen des Handels zu verhindern. Europäern ist ein längerer Aufenthalt an den Ufern des Flusses nicht zuträglich, und die Faktoreien sind hier sehr dünn gesät. Landein-

<sup>91)</sup> Les voyages du Sieur Le Maire aux isles Canaries, Cap-Verd, Senegal et Gambie. Paris, Jacques Collombat, 1695: La plupart des Portugais ont des Barques dans le Port, dont ils se servent pour negotier à Serlionne: Les Cocleres, sorte de fruit, qui represente en figure et en goût des marons d'Inde; il y en a de blancs et de rouges, dont ils font grand commerce parmy eux, surtout dans les Terres des Biaffares et Mandingues. Ils envoient encore leurs Barques à la traite des Nègres aux Bizagots, à la Rivière de Nounne et encore à la traite du Morfil et de l'Indigo en feuille, dont ils se servent pour teindre leurs paignes. (Seite 203.)

(Europas Kolonien. I.

wärts gegen Süden erstreckt sich dichter Urwald, in welchem Dörfer der Mandingas, Biafaden und Mandjags liegen, bis zum Rio Grande. Raubtiere, Leoparden, Hyänen und eine Schakalart sind dort in Menge vorhanden, und oberhalb Geba sollen auch Löwen vorkommen. Die früher sehr zahlreichen Elefanten sind jetzt schon ziemlich selten geworden und schwer zu erlegen. Dagegen wimmelt es an den Ufern des Flusses von Flamingos, Pelikanen, Reihern und anderen Wasservögeln, und im obern Lauf des Flusses sind Flusspferde und Krokodile massenhaft vorhanden. Eine üppige Vegetation bildet überall den Hintergrund. Dichte Mangrovengebüsch ziehen sich längs der Ufer hin, und über sie hervor ragen die mächtigen Stämme alter Baobabs und schlanke Palmen. Je näher man Geba kömmt, desto hügeliger werden die Ufer. In seinem untern Lauf durchströmt der Rio Geba ein flaches Land, welches in der Nähe der Mündung in Sumpfboden übergeht. Der Fluß hat bis kurz vor Geba eine stattliche Breite und ist an der Mündung fast eine Meile breit, aber seine Tiefe entspricht nicht der Breite, und Schiffe, welche stromaufwärts fahren wollen, warten daher die Flut ab, welche fast bis Geba fühlbar ist; während der Ebbe ist der Fluß sehr seicht.

Vor der Mündung des Rio Geba und Rio Grande liegt eine Inselgruppe, die sich fast bis zum Rio Nunez ausdehnt, die Bijagos oder Bijagos.\* Die nördlichste ist die östlich von Bissão gelegene Insel Jatte; südwärts reihen sich an diese die Inseln Carache, Corbelha, Ponta, Formosa, Galinhas, Kangabaf, Orango und eine Menge kleinerer. Die größte ist Orango, die südlichste, schon nahe dem Nunez, die Tristao-Insel. Die Vegetation ist auch hier eine sehr üppige. „Rizophoren in ihrer vollkommenen Entwicklung geben den Hauptbestand der Ufervegetation ab, Palmen (Fächerpalmen, Ölpalmen, Phönix) kommen nicht selten vor, Buschwald mit einzelnen Baobabs, Wollbäumen und anderen Titanen der Pflanzenwelt prägen auch hier der Landschaft ihren eigentümlichen Stempel auf, während zahlreiche Kulturen, Orangenbäume, Bananen, auch Kokospalmen und Maisfelder es zu einem ungemein anziehenden und freundlichen Bilde gestalten.“

Die eingeborene Bevölkerung dieser Inseln bilden die Bijagos, ein kriegerisches Volk, welches den Portugiesen schon manche böse Stunde bereitet hat. Obwohl sie sich als die Herren der Bijagos- oder Bissagos-Inseln betrachten, ist ihr Einfluß auf der Mehrzahl derselben doch gleich Null. Am richtigsten wird ihr Verhältnis zu den Eingeborenen wohl bezeichnet, wenn man sagt, daß sie geduldet sind. Die Eingeborenen haben ihnen die Inseln lange Zeit in blutigen Kämpfen streitig gemacht, und jetzt haben sie mit ihnen zwar Freundschaftsbündnisse geschlossen, sind aber weit davon entfernt, die Fremden als ihre Oberherren anzuerkennen. Jede Insel wird von einem König regiert, dessen Gewalt völlig unbeschränkt ist. Die Bevölkerung der Inselgruppe dürfte 10000 Seelen nicht übersteigen, denn mehr als 1000 Bijagos wohnen auf keiner der Inseln. Unter einander sind sie allem Anschein nach durch Schutzbündnisse verbunden, mit den Bewohnern des Festlandes aber unterhalten sie keinen Verkehr, sind fast ohne Unterbrechung in Kriege mit ihnen verwickelt, und die Uferdörfer der Nalus, Biafaden, Mandjags, Papels, Balantes und Flups werden oft von ihnen geplündert, ohne daß es auch nur einmal gelingt, die Räuber zu züchtigen, welche auf ihren Schiffen mit der Beute ebenso schnell verschwinden, wie sie gekommen sind.

In früherer Zeit waren die Bijagos der Schrecken der Seefahrer in diesen Gewässern. In kleinen Rähnen überfielen sie die Fahrzeuge, um Gefangene zu machen, welche nur gegen Lösegeld wieder freigelassen wurden, und man berichtet grauenhafte Einzelheiten von ihren Raubzügen, von welchen auch die Stadt Bolama nicht verschont blieb, von wo sie einst den Gouverneur als Gefangenen miterschleppten. Als noch die Engländer Bolama innehatten, kam es zwischen diesen und den Bijagos häufig zu blutigen Zusammenstößen. Mit den Portugiesen vertragen sich die Bijagos besser. Da es oft vorkam, daß Bijagos, wenn sie mit portugiesischen Händlern in Streit gerieten, sofort zu den Waffen griffen und mit diesen den Streit entscheiden wollten, gestattet jetzt der Gouverneur keinem die Landung in Bolama, ohne daß er seine Waffen abliefern,

\*) Siehe die Bijagos-Inseln auf der von Prof. Dölter entworfenen Karte des Gebietes zwischen dem Casamança und dem Rio Grande, Seite 117.

welche ihm erst beim Verlassen der Stadt zurückgegeben werden. Streitigkeiten beim Handel sind aber kaum zu vermeiden, denn die Bijagos sind ungemein jähzornig und der Verkehr mit ihnen ein sehr schwieriger.

Die Bijagos sind keine großen Leute (nicht über 1,65 Meter, häufig aber unter 1,55 Meter lang), aber von ihren Nachbarn unterscheiden sie sich vorteilhaft durch ihren kräftigen, muskulösen Körperbau und den kühnen, energischen Gesichtsausdruck. Das Haupt ist mit dichtem Wollhaar bedeckt, die Backenknochen treten nur wenig hervor, die breitflügelige Nase ist gerade oder nur wenig gebogen. Das Gesicht entstellen aber die breiten, wulstigen Lippen. Mit den übrigen Guinea-Negern haben sie die überaus langen Arme gemein (1,75 Meter Spannweite), aber die Arme sowohl als die Waden sind voller als bei anderen Negern. Ihre Hautfarbe ist schwarzbraun, eine der dunkelsten unter den vielen Schattierungen, welche der afrikanische Kontinent aufweist. Die Haut wird mit Palmöl eingerieben und mit Ocker bemalt. Das einzige Kleidungsstück bildet eine Art kurzes Schurzfell, aus in Kranzen gedrehten Kokosfäden verfertigt.

Durch den Handel mit den Europäern sind die Bijagos in den Besitz von Feuerwehren gekommen, aber ihre Hauptwaffe sind Ajjagai und Lanze geblieben. Die Lanzenspitzen gehören zu den wenigen Gegenständen, welche sie selbst verfertigen, denn so groß ihre Beanlagung für den Handel ist, so haben sie es doch kaum zu den bescheidensten Anfängen irgend einer Handfertigkeit gebracht. Neben dem Handel treiben sie Ackerbau und Fischfang, und der letztere, sowie ihre Piratenzüge, haben früh dazu geführt, daß sie aus den Riesenstämmen des Benthenbaumes jene 25 Fuß langen und 5 Fuß breiten, mit roter Farbe angestrichenen Piroguen verfertigen lernten, in denen sie früher die an ihre Küste gelangenden Schiffe überfielen. In solchen Piroguen kommen sie jetzt noch nach Bolama und in die anderen portugiesischen Niederlassungen und bringen zum Umtausch gegen Baumwollensstoffe, Pulver, Tabak, Glasperlen u. s. w., ihre eigenen Erzeugnisse: Bataten, Mil, Orangen, Erdnüsse und Wachs.

Wenige Kilometer nördlich von der Mündung des Rio Grande liegt die etwa 6 □ Meilen große Insel Bolama, auf ihr die Stadt gleichen Namens, welche seit 1882 die Hauptstadt aller portugiesischen Besitzungen zwischen dem 11. und 14. Breitengrad und Sitz des Gouverneurs ist. Die Stadt zählt etwa 1000 Einwohner, darunter kaum 50 Weiße. Obwohl die Insel einer der ersten Punkte war, welche die Portugiesen an der Westküste Afrikas besetzten, so war doch das Besitzrecht der Portugiesen bis in die neueste Zeit nicht unbestritten. Als nämlich Portugal unter Philipp II. für einige Zeit unter spanische Herrschaft kam, wurden die Niederlassungen auf der Insel verlassen und Engländer besetzten dieselbe. Erst vor wenigen Jahren einigten sich England und Portugal, ihren Streit um die Insel durch einen Schiedsrichterspruch des Präsidenten der Vereinigten Staaten entscheiden zu lassen, und dieser erklärte die Ansprüche Portugals für berechtigt, worauf die Engländer die Insel räumten. Portugiesische Kolonisten haben sich bisher auf Bolama noch nicht niedergelassen; die wenigen dort lebenden Portugiesen sind Beamte oder Deportierte. Die Mehrzahl der weißen Bevölkerung bilden französische Kaufleute, und die meisten Kolonisten sind von der Insel Fogo herübergekommen. Portugiesisch wird daher auf der Insel wenig gesprochen, die Verkehrssprachen sind französisch und kreolisch.

Die Insel erfreut sich einer ungemein üppigen Vegetation. „Riesige Baobabs mit ihren weitverzweigten Ästen gewähren dem Wanderer schattige Kühle, zwischen ihnen ragen schlanke Palmen in den blauen Himmel hinein, und das Ganze wird harmonisch verbunden durch eine Unmasse von Schlingpflanzen und Schlingbäumen, welche ein undurchdringliches Dickicht bilden. Zahlreiche kleine Bäche und Teiche tragen nicht wenig bei, den Reiz dieser lieblichen Landschaft zu erhöhen.“ Die Eingeborenen, die schwarzbraunen Mandjags, welche in kleinen Dörfern beisammen wohnen, sind ein friedliches, den Weißen freundlich gesinntes Volk und einer der kulturfähigsten Stämme Senegambiens. Der Ackerbau hat bei ihnen bereits Eingang gefunden und sie haben manche Sitten und Gebräuche von den Weißen angenommen. Allmählich gewöhnen sie sich auch an Kleidung, da der Gouverneur nicht duldet, daß sie ohne eine solche in die Stadt kommen. Ein Teil der Mandjags, darunter die in der Stadt wohnenden, bekennt sich dem Namen nach zum Christentum, die

übrigen sind Heiden. Sie sind meist große Leute (durchschnittlich 1,70 bis 1,80 Meter), mit auffallend langen Armen und Beinen, platten Füßen, wolligem Haar, wulstigen Lippen und breiter Nase, dabei von großer Magerkeit.

In der Stadt Bolama bewohnen sie mit einigen Mandingas eine Art Vorstadt, welche durchgehends aus Strohütten besteht. In der eigentlichen Stadt, deren kleine Steinhäuser mit Ausnahme des einstöckigen Hauses einer Marseiller Handelsfirma nur ein Erdgeschosß besitzen, hat die Regierung in der letzten Zeit große Bauten aufführen lassen: ein Spital, eine Kapelle und Kasernen für die Soldaten, welche bisher im freien kampieren mußten. Der in keiner portugiesischen Koloniestadt fehlende große Marktplatz ist auch hier sofort angelegt worden.

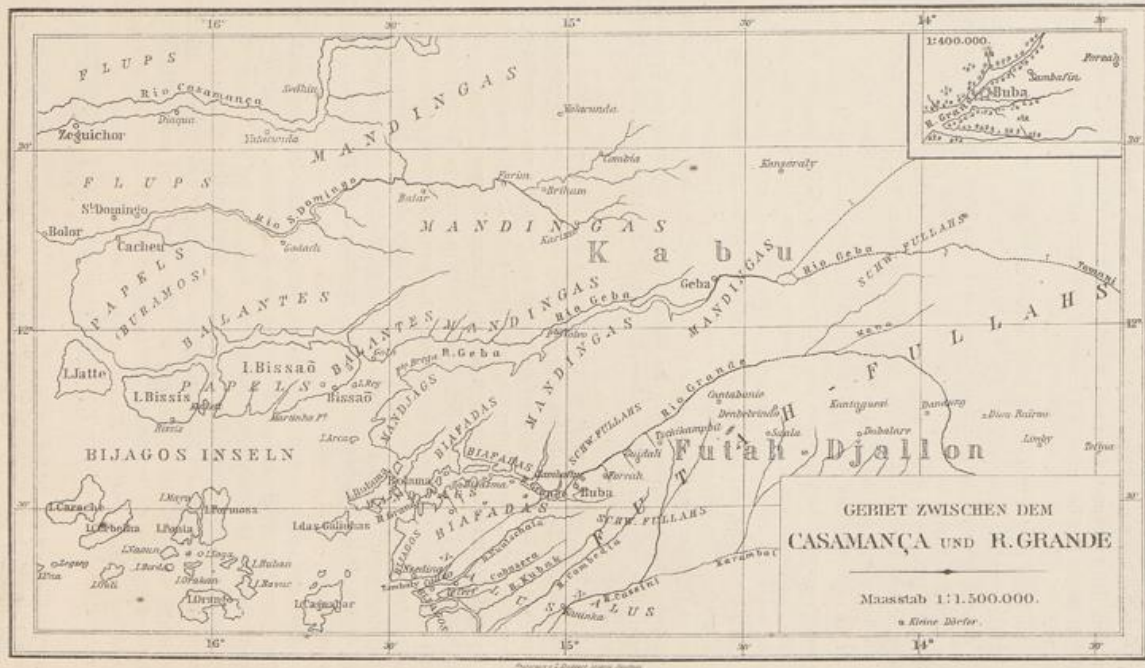
Ein schmaler Kanal, der zur Zeit der Ebbe trocken liegt, trennt die Insel vom Festlande. Auf dem gegenüberliegenden waldigen Ufer bis zur Mündung des Rio Grande befinden sich von hübschen Anpflanzungen umgebene Faktoreien, darunter viele französische, die jedoch unter portugiesischer Oberherrschaft stehen. Die Dörfer an beiden Ufern des Rio Grande sind von Mandjags bewohnt. Auf dem linken Ufer liegt die



Ausicht von Bolama.

portugiesische Kolonie Bissama, deren Bewohner von den umwohnenden Mandjags bei der Bebauung des Bodens thätig unterstützt werden. Weiter stromaufwärts gewinnt die Uferlandschaft durch die üppige Vegetation ein entzückendes Aussehen. „Zauberhaft schön,“ schreibt Dölter, „lag vor uns der dichte grüne Urwald, nur selten von Menschenfuß betreten, von Menschenhand gelichtet. Die üppige Fülle dieser Waldstrecke sucht selbst in Afrika ihres gleichen. Auf der einen Seite erheben sich dichte Palmenhaine, phantastisch treten die Konturen der das Ufer besäumenden Bäume hervor, zu unterst der Mangrovebaum mit seiner weißlichen Rinde und seinem Gewirr durchflochtener Luftwurzeln, und über ihm ein unauf lösbares Chaos von Gräsern und Rohr, von Euphorbien, Aloen, Gardenien, das Ganze durchwoben von den verschiedensten Schlingpflanzen, während auf der Uferhöhe die Monotonie der eleganten schlanken Palmen durchbrochen wird von den imposanten Formen einzelner Riesenbäume, des mächtigen Baobab und des stolzen Wollbaumes. Aber nicht ein unbelebtes totes Bild ist es, welches sich unserem verklärten Blick darbietet, denn als der Abend gekommen und hinter dem Laube der Baumriesen die Sonne entschwindend die herrliche Landschaft in Purpurtinten tauchte, wird es um uns immer lauter und lauter, der Wald belebt sich, kreischende Vögel ziehen über unseren Häuptern dahin,





Affen und Vögel treiben ihre munteren Spiele in den dichtbelaubten Ästen, Kuckuk, Turteltauben und Nashornvögel führen einen fast betäubenden Lärm aus, widerlich ertönt das Geschrei der Nasgeier, und späterhin fehlt auch nicht in langen Zwischenräumen das dumpfe Brüllen der auf Beute ausgehenden wilden Tiere.“ (Siehe Seite 124).

An beiden Ufern zwischen Bissama und Buba wohnen die Biasaden, die unter mehreren Häuptlingen stehen, deren Macht durch die Stammesältesten sehr eingeschränkt ist. Sie sind von schwarzbrauner Farbe, kleine kräftige Gestalten mit wolligem Haar, breiter Nase und breitem Mund, langen Armen und unschönen platten Füßen. Ihre Gesichtszüge sind meist nicht häßlich, die Stirn zuweilen schön geformt. Die Frauen sind im Verhältnis zu den Männern groß, aber auffallend mager und selten hübsch. Männer und Frauen lieben bunten Schmuck, flechten ihr Haar in zierliche Zöpfe und tätowieren den Körper. Auch die Sitte, die Zähne spitz zu feilen, welcher wir schon bei den Mandingas begegneten, ist bei ihnen vorhanden. Musik und Tanz lieben sie sehr, und Spieldosen sind daher bei ihnen ein hochgeschätzter Artikel.<sup>95)</sup>

Die äußerste portugiesische Kolonie am Rio Grande ist Buba. Dölter traf unter der 150 bis 200 Seelen zählenden Bevölkerung nur 3 Weiße, 2 Franzosen und einen Kreolen von der Insel Fogo. Die Garnison zählte wegen der Kriegsunruhen einschließlich der Offiziere 100 Mann von dem in Bolama stationierten Tirailleur-Regiment, mit Ausnahme eines Unteroffiziers sämtlich farbige aus der Angolaprovinz und von den Kapverden. Die übrigen Einwohner waren Mandjags und Mandingas. Die Niederlassung ist auf drei Seiten von Palissaden umgeben, auf der vierten durch den Fluß hinreichend gegen Überfälle geschützt. Sie besteht aus drei Steingebäuden, deren eines bei Dölters Besuch als Wohnung des Kommandanten und als Pulvermagazin diente, und etwa 50 Hütten, deren Wände Bastdecken bilden, während das Dach mit durch Stricke befestigten Bambusstäben hergestellt ist.

Als Dölter in Buba ankam, fand er außer der Garnison auch die ganze Bevölkerung unter Waffen, denn tags zuvor hatten die Futah-Fullahs den Platz angegriffen und waren erst nach 24stündigem, ununterbrochenem Sturm durch das Kartätschenfeuer einer Haubitze und die Hohlfugeln zweier vierpfündiger Armstrongkanonen zurückgetrieben worden. Am folgenden Tage wiederholten sie den Angriff, aber mit nicht besserem Erfolg. Die Kugeln der unablässig durch die Schießscharten feuernden schwarzen Besatzung fügten zwar den Angreifern keine großen Verluste bei, da die Soldaten ebenso schlechte Schützen waren wie die Futah-Fullahs, aber die von den Europäern bedienten Geschütze trieben regelmäßig den ohne alle Deckung anstürmenden Feind zurück, bevor er die Palissaden erreichte. Als der Anführer der Futah-Fullahs einzusehen begann, daß er mit Gewalt nichts auszurichten vermochte, verlegte er sich aufs Unterhandeln, fand aber den Kommandanten auch nicht geneigt, durch ein Lösegeld die Aufhebung der Belagerung zu erkaufen. Die Futah-Fullahs zogen endlich ab, ohne einen neuen Angriff versucht zu haben.

Die Fullahs oder Peulhs, denen wir hier wieder begegnen, teilen sich in schwarze und in rote Fullahs welche die Portugiesen Futah-Fullahs nennen. Die ersteren sind echte Nigritier, ihre Haut kaffee- oder chokoladenbraun, wenn Kreuzung stattgefunden hat zuweilen rötlich braun. Sie sind ein Mischvolk, durch Kreuzung von Mandingas und Fullahs hervorgegangen, und ihre häßlichen Gesichtszüge, die fleischigen Lippen, die breite Nase, die langen dünnen Arme und die Säbelbeine mit den platten Füßen unterscheiden sie unvorteilhaft von den schlanken, gut gebauten, intelligent aussehenden roten Fullahs, den echten, unvermischten Peulhs, welche schon ihre äußere Erscheinung als herrschendes Volk kennzeichnet. Die schwarzen Fullahs sind ihre tributpflichtigen Unterthanen, häufig auch ihre Sklaven, genießen jedoch auch in letzterem Falle große Freiheit, können sich verheiraten, erhalten von ihrem Herrn Felder angewiesen, welche sie für ihre Rechnung bebauen

<sup>95)</sup> Die Biasaden sind Heiden, und Dölter behauptet, daß sie weder an ein höheres Wesen noch an die Unsterblichkeit der Seele glauben, dagegen glauben die Biasaden an verschiedene Zauberer und Hexen, wie denn bei ihnen der Aberglaube die Stelle der Religion einnimmt. Dölter, l. c. Seite 86.

dürfen, und sind überhaupt nur verpflichtet, an bestimmten Tagen auf den Feldern ihres Herrn zu arbeiten. Mollien sowohl als Hecquard ließen sich dadurch zu der irrigen Ansicht verleiten, daß die Futah-Fullahs ihren Sklaven besondere Wohnsitze anweisen und daß dieselben in bestimmten Dörfern beisammen wohnen.<sup>96)</sup>

Das Gebirgsland Futah-Dschalon, welches die Futah-Fullahs bewohnen, ist trotz aller Reisen, deren Ziel es war, zum weitaus größern Teile noch eine terra incognita. Nicht einmal die Flußläufe desselben sind bisher genau festgestellt. Die Reisenden, welche sich nach Futah-Dschalon begaben, kamen entweder von Gambia oder von Sierra-Leone und durchschnitten das Land in der Richtung von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden, ohne dem Lauf der Flüsse zu folgen, so daß heute noch große Strecken des Rio Nunez, Rio Grande und Rio Geba unbekannt sind, trotzdem wir bereits ausführliche Nachrichten über das Innere Futah-Dschalons besitzen. Und doch verdiente die Hydrographie Futah-Dschalons ganz besondere Beachtung, da in diesem Land die Quellen von mehr als zwei Duzend Strömen und Flüssen zu suchen sind, unter denen sich bedeutende Ströme, wie der Niger, der Senegal, die Saleme, der Gambia, Rio Grande u. s. w. befinden. Das Gebirge, in welchem diese Ströme entspringen, sollte nach Lambert<sup>97)</sup> die Grenze des ewigen Schnees erreichen, welcher Angabe jedoch Dölter mit Recht widerspricht. Wenn Lambert von den Eingeborenen gehört haben will, daß es in Futah-Dschalon Berge gebe, welche zur Regenzeit stets mit einem weißen Schleier bedeckt sind, so kann darunter auch Nebel zu verstehen sein. In diesen Breiten könnte die Grenze des ewigen Schnees nicht unter 4000 Meter liegen, ein so hohes Gebirge jedoch müßte auf viele Meilen weit sichtbar und die Existenz desselben könnte den Reisenden nicht verborgen geblieben sein. Die höchsten Berge Futah-Dschalons werden daher nicht, wie Lambert annimmt, 5000 bis 4000 Meter hoch sein, sondern wahrscheinlich höchstens 2000 Meter erreichen, was die Messungen neuerer Reisenden, Bayols, Olliviers u. s. w. zu bestätigen scheinen. Lamberts Angaben erscheinen umso unwahrscheinlicher, wenn man seine einzelnen Höhengschätzungen miteinander vergleicht, denn man gelangt durch sie wiederholt zu der unvermeidlichen Annahme, daß Futah-Dschalon ein plötzlich zu bedeutender Höhe emporsteigendes Hochplateau sei, während es doch nach den übereinstimmenden Berichten aller anderen Reisenden ein langsam ansteigendes Hochplateau ist.

Futah-Dschalon ist kein monarchisch regierter Staat, sondern eine Art aristokratischer Republik. An der Spitze des Staates stehen zwei Almamys, welche aus den Familien Alfa und Sory gewählt werden, aber die Regierung ruht eigentlich in dem Rat der Alten, welcher den Almamys zur Seite steht und alle wichtigeren Angelegenheiten berätet. Der Almamy ist bloß der oberste Vertreter der Nation. Das Land ist in 13 Provinzen oder Divals<sup>98)</sup> geteilt, deren jede von zwei Provinzvorstehern — Souria und Alfaria — regiert wird. Die Provinzvorsteher ernennen die Dorfvorsteher, welche im Verein mit dem Marabut in ihrer Gemeinde das Richteramt ausüben, wobei der Koran als Gesetzbuch dient. Todesurteile können nur von dem Provinzvorsteher, welchem ebenfalls ein Rat der Alten beigegeben ist, verhängt werden, und über alle wichtigen Fälle muß nach Timbo, der Hauptstadt, berichtet werden.

Die Futah-Fullahs sind ausnahmslos Mohammedaner, und ihre fanatischen Marabuts betreiben eine lebhaft propagandistische Tätigkeit für die Lehren des Propheten. Die religiösen Vorschriften werden streng befolgt, alle berauschenden Getränke, auch der Palmwein sind streng verpönt, und nie hört man bei den Futah-Fullahs Musik und Gesang, nie sieht man sie, gleich ihren Nachbarvölkern, Tänze aufführen.

Da die meisten ihrer Nachbarvölker — die Soufous, Nalous, Landoumans, Mandingas, Timmé, Korankos, Dialonke, Malinke u. s. w. — Heiden sind, befinden sich die Futah-Fullahs in fast ununterbrochenem Krieg mit denselben und dringen, den Bevölkerungen die mohammedanische Lehre aufzwingend, immer weiter

<sup>96)</sup> G. Mollien, Reise an die Quellen des Senegal und Gambia.

<sup>97)</sup> Lambert, Voyage au Fouta-Djalon. Le Tour du Monde, 1861, 1. sem., Seite 375.

<sup>98)</sup> Die Namen der 13 Provinzen sind: Timbo, Bouria, Fougoumba, Kébali, Colladé, Colen, Koïn, Timbi-Counni, Timbi-Medina, Kabé, Bailo, Fodi-Hadji, Massi. — Dr. Bayol, La France au Fouta-Djalon. Revue des Deux-Mondes, 1882, Seite 927.

gegen die Meeresküste vor. Die Grenzen des riesigen, von ihnen bewohnten Gebietes lassen sich nicht genau bestimmen, da sie infolge der Eroberungszüge fast alljährlich sich ändern.

Für Frankreich ist Futah-Dschalon von großer Wichtigkeit, da durch dasselbe der nächste Weg von der Küste zum Niger führt, und seit längerer Zeit bemühte man sich, mit den Almams von Futah-Dschalon ein freundschaftliches Verhältnis anzubahnen. Den Reisen Hecquards und Lamberts folgte eine Expedition, welche 1880 Ollivier von Bulam aus unternahm.<sup>99)</sup> Im folgenden Jahre sandte derselbe zwei seiner energischsten Agenten, die Herren Gaboriaud und Ansaldy nach Futah-Dschalon. In Fougoumba trafen diese mit Dr. Bayol zusammen, dem das Verdienst gebührt, Frankreichs Einfluß in Futah-Dschalon fest begründet zu haben. Er war am 1. Juli in Donhol-fella, der Residenz des Almamy Ibrahim Sory, des Sohnes des Almamy Abdoul Gadiri eingetroffen und hatte schon am 5. Juli die Zustimmung desselben zu seinen Plänen erlangt. Am



Hinter den Palissaden in Geba.

14. Juli wurde in Timbo, wo der Almamy Bou Bakar residierte, ein Vertrag unterzeichnet, durch welchen ganz Futah-Dschalon das französische Protektorat anerkannte. Die großen Erfolge, welche die Franzosen seit den Tagen des Generals Faidherbe errungen, hatten wesentlich mitgewirkt, den Futah-Fullahs den Abschluß eines Bündnisses mit dem mächtigen Frankreich wünschenswert erscheinen zu lassen. Als Dr. Bayol nach Frankreich zurückkehrte, begleiteten ihn vier vornehme Futah-Fullahs als Abgesandte des Almamy, die ersten ihres Stammes, welche europäischen Boden betraten.

Die Errungenschaften Dr. Bayols sind zum mindesten ebenso groß, wenn nicht größer als jene der Expedition Gallienis. Während bis heute noch kein französisches Haus in Kita, dem äußersten Posten der Senegal-Niger-Linie, sich niedergelassen hat und nach Osten hin Medina noch immer der bedeutendste Handelsplatz

<sup>99)</sup> A. Ollivier, De l'Atlantique au Niger par le Fouta-Djalou. Paris, 1882.

ist, hat der von Dr. Bayol abgeschlossene Vertrag dem französischen Handel ein riesiges Gebiet eröffnet, dessen Ausnutzung durch den französischen Kaufmann viel rascher zu erfolgen scheint als jene der jenseits der Faleme gelegenen Länder.

Als Frankreich in Futah-Dschalon festen Fuß faßte, hatte es seinen Einfluß bereits über die Mündungsgebiete des Rio Nunez, des Rio Pongo und über Mellacorée ausgedehnt. Diese Küsten waren einst verrufene Schlupfwinkel der Sklavenhändler; nachdem der Sklavenhandel aufgehört, hatte sich auch hier wie in Senegambien die Bevölkerung der Bodenkultur zugewendet, und allmählich entwickelte sich ein lebhafter Handel mit Erdnüssen, der immer mehr Handelsfahrzeuge an die Küste lockte. Der unermüdete Pionier der europäischen Kultur, der Kaufmann, errichtete Faktoreien an den Ufern der Flüsse, und lange Jahre hindurch bestand ein gutes Einvernehmen zwischen den Eingeborenen und den Weißen, deren mancher hier ein reicher Mann wurde. Keiner der Staaten, welche in diesen Gewässern Kolonien besaßen, dachte daran, Hoheitsrechte über



Berittener Futah=fullah.

die Eingeborenen am Rio Pongo u. s. w. zu beanspruchen; sie selbst waren schuld daran, daß endlich eine europäische Macht in ihre Angelegenheiten sich einmischte. Als im Jahre 1866 die Landonmans am Rio Nunez sich zu Feindseligkeiten gegen die fremden Kaufleute hinreißen ließen, landete der Gouverneur Senegambiens, Colonel Pinet-Laprade an ihrer Küste, hißte an derselben die französische Flagge und erklärte das Land für französisches Schutzgebiet. In Bofé wurde ein Fort errichtet, dessen Garnison hinreichte, die Ruhe im Lande zu erhalten. In gleicher Weise wurde am Rio Pongo und in Mellacorée durch Errichtung der Forts Bofa und Benty das proklamierte Protektorat befestigt. Eine etwa 400 Kilometer lange Küstenstrecke deren Hinterland das reiche Futah-Dschalon war, hatte Frankreich auf diese Weise fast ohne Schwertstreich erworben.

Futah-Dschalon ist ungemein reich an Naturprodukten der verschiedensten Art. Bei Donhol-fella wird Kupfer gefunden, Eisen ist fast überall vorhanden und wird auch von den Eingeborenen ausgebeutet, während

sie dem gleichfalls in Menge vorhandenen Gold nur wenig Beachtung schenken. Dagegen sind Kohlen bisher noch nicht entdeckt worden. Die Felder und Plantagen der Eingeborenen liefern Reis, Erdnüsse, Sesam, Mais, Mil, Orangen, Zitronen, Kolanüsse, Datteln u. s. w. Auch Tabak gedeiht hier vortrefflich. Manche europäische Getreidearten, ferner der Maulbeerbaum, vielleicht auch die Weinrebe, könnten mit großer Aussicht auf Erfolg hier eingeführt und ihr Anbau versucht werden. Bauholz ist in den Wäldern Futah-Dschalons in Menge vorhanden, Akazien, Tamarinden, Pandanus liefern vorzügliche Holzarten.

Die Tierwelt ist durch Antilopen und Gazellen, mehrere Affenarten und Leoparden vertreten. Insekten und bunte Schmetterlinge sind in Masse vorhanden, und Bienen liefern vortrefflichen Honig.

Im Gebirge ist das Klima sehr mild, etwa jenem von Bourbonnais und Auvergne gleich, und namentlich Timbi und Labé eignen sich zur Ansiedelung für Europäer. Das Land scheint sehr dicht bevölkert zu sein, denn überall sieht man Dörfer und Ansiedelungen, aber es ist dies nur eine Täuschung, welche dadurch hervorgerufen wird, daß die Futah-Fullahs zweierlei Wohnhäuser besitzen, eines für die trockene und eines für die 7 Monate dauernde Regenzeit. Außer ihren Städten und Dörfern, welche sie Missidas heißen, haben sie noch sogenannte Fulahs, in welche sie sich während der Regenzeit zurückziehen. Bei den Fulahs befinden sich auch die Ställe und die Vorrathshäuser, in welchen die Ernte untergebracht wird. Mehrere solcher Fulahs vereint bilden eine sogenannte Marga. Die Hälfte der Wohngebäude in Futah-Dschalon steht also stets entweder in der trockenen oder in der Regenzeit leer und unbewohnt, aber der Fremde, dem dieses Verhältnis nicht bekannt ist, fühlt sich leicht veranlaßt, wegen der vielen Dörfer und Höfe, welche er sieht, die Bevölkerung zu überschätzen. Zu den Missidas und Fulahs gesellen sich noch als dritte im Bunde die Roundés, Ansiedelungen, welche nur von Sklaven bewohnt werden. Die Dörfer zeichnen sich fast ausnahmslos durch eine geradezu entzückende Lage aus, die Häuser sind besser gebaut als in Senegambien, und in ihnen und den Dorfstraßen herrscht überraschende Sauberkeit. Auf Schritt und Tritt merkt man, daß man sich unter einem Volke befindet, welches hoch über den faulen Nigritiern steht und eine beachtenswerte Kulturstufe erstiegen hat.

Schulen sind in Futah-Dschalon in Menge vorhanden. Die berühmtesten befinden sich in Donhol fella, Fougoumba, Labé und bei den Houbous, gelehrten Marabuts. Es giebt Knaben- und Mädchenschulen. Die Mädchen werden im Lesen und Schreiben unterrichtet und lernen einige der ersten Suren aus dem Koran auswendig. Der Unterricht der Knaben besteht außer Lesen und Schreiben im Studium des Korans. Viele gehen zu ihrer weiteren Ausbildung nach Bondu oder zu den Mauren nach Tagant. Die Futah-Fullahs sind sehr redigewandt und wissen sich gut auszudrücken. Wenn zwei zusammenkommen, berichtet Dr. Bayol,<sup>100)</sup> entspinnt sich stets zunächst folgendes Gespräch: Kori djam oualli. — Djamtou. (Guten Tag!) — Tana ala? (Wie gehts?) — Modji. (gut.) — Alhamdoullilä! (Gott sei dank!) — Erst nach diesen feststehenden Begrüßungsformeln beginnen sie über die Angelegenheiten zu sprechen, welche sie zusammengeführt haben.

Der Schulbesuch ist obligatorisch, und es wird streng darauf gesehen, daß alle Kinder sich in der Schule einfinden. Vèrenger-Féraud erzählt,<sup>101)</sup> daß die Kinder zu einer bestimmten Stunde sich einzufinden pflegen, jedes mit einer Holzackel versehen. Der Lehrer läßt sie im Kreise sich niedersetzen und die Ackeln anzünden. Wenn die Ackel niedergebrannt ist, muß der Junge, dem sie gehört, imstande sein, die Koranverse, welche er zu lernen hatte, herzusagen, widrigenfalls er eine Züchtigung zu erwarten hat.

Bei einem so kriegerischen Volke wie die Fullahs, bei dem jedes Dorf eine von starken Palissaden umgebene Festung, jedes Haus im Dorfe eine Burg ist, muß eine derartige Neigung zum Studium unbedingt überraschen. Sie sind aber auch anderen Arbeiten des Friedens, dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Handel

<sup>100)</sup> Dr. M. Bayol, La France au Fouta-Djalon. Revue des Deux-Mondes, 1882, Seite 911.

<sup>101)</sup> Les peuplades de la Sénégambie, Seite 324.

nicht abgeneigt. Von Januar bis April sieht man vom Gebirge die Handelskarawanen herabkommen, 10, 20, 50 bis 100 Mann stark, gewöhnlich von Frauen und Kindern begleitet. „Diese Karawanen sind völlig verschieden von jenen am Senegal. Da das Land sehr gebirgig ist und weder Kamele noch Maultiere, noch Pferde vorhanden sind, bestehen die Karawanen ausschließlich aus Fußgängern. Dabei muß bemerkt werden, daß der Fullah ein vorzüglicher Fußgänger ist. Sie marschieren in langer Reihe einer hinter dem andern; die einen tragen auf dem Kopfe in einem großen Korbe oder vielmehr Ballen die zum Verkauf bestimmten Produkte, andere nur ein Gewehr, zuweilen Bogen und Pfeile. Die Frauen und Kinder, welche das Gepäck und das Kochgerät der kleinen Truppe tragen, bilden den Schluß des Zuges.“<sup>102)</sup> Auch den Sklaven ist es gestattet, Handel zu treiben und Karawanen zu bilden, und es kommt vor, daß ein Sklave ein Jahr und länger unterwegs ist, ohne daß sein Herr Nachricht von ihm erhält. Ein Beweis für die gute Behandlung der Sklaven bei den Fullahs ist es, daß keiner die Reise benützt, um sich seinem Herrn zu entziehen. Sie kehren alle wieder, liefern einen kleinen Teil ihres Gewinnes dem Herrn ab und der Rest ist ihr Eigentum.

Sobald eine Karawane sich einem Orte nähert, an dem sich europäische Faktoreien befinden, eilen ihr die sogenannten *maitres de langues*, welche hier wie am Senegal jedes Handelshaus unterhält, entgegen und suchen sie zu bewegen, die Waren ihrem Hause zu verkaufen. Sie führen sie nach der Faktorei, und dort beginnt dann das unvermeidliche endlose Feilschen, bei dem ein Teil den andern an Schlaueit und Zähigkeit zu überbieten sucht. Die Fullahs bringen Reis, Kaffee, die Früchte des Karitébaumes, Wachs, Kautschuk, Felle, Elfenbein, Gold u. s. w. und empfangen dafür fünf-franks-Stücke, welche sehr gesucht sind, Säbelflingen, Gewehre, Pulver u. s. w. Es ist üblich, daß der Kaufmann nach Abschluß des Geschäftes den Fullahs noch ein Quantum Salz schenkt; verkauft wird dasselbe nie. Zuweilen kommen zu den Faktoreien Sklaven-Karawanen unter Führung eines freien Fullahs. Schenkt der Kaufmann der Karawane etwas, ohne eine bestimmte Person zu nennen, welcher das Geschenk zufallen soll, so behält es der Führer; schenkt aber der Kaufmann etwas irgend einem bestimmten Sklaven, so kann dieser es behalten.

Die Karawanen der Fullahs bilden sich in Labé, Timbo, Koié und Timbi und ziehen von dort die einen zum Rio Nunez, die anderen zum Rio Pongo oder nach Mellacorée. Seitdem die Franzosen die Küste besetzt haben, hat der Handelsverkehr von Futah-Dschalon nach Gambia und Sierra Leone sehr abgenommen. Nach einer Mißernte, wenn die Vorräte erschöpft sind, kommen Fullahs oft scharenweise aus dem Innern zu den Faktoreien am Rio Nunez, um bei den Kaufleuten und den reichen Plantagenbesitzern Beschäftigung zu suchen. Zuweilen befinden sich unter den Arbeit Suchenden auch Leute von fürstlichem Geschlecht.

Mitten hinein in das Gebiet dieses wichtigsten aller Völker im Süden Senegambiens führt die Wasserstraße des Rio Nunez, welche Frankreich sich gesichert hat. Das Völkergemisch an diesem Strom und überhaupt längs der Grenzen Futah-Dschalons ist kein geringeres als am Senegal. Da treffen wir vom Rio Nunez bis hinab nach Mellacorée außer den Fullahs noch Mandingas, Tiapys, Landoumans, Diobas, Bagas, Mollifores, Sousous, Nalous u. s. w., zum Teil den Fullahs unterworfen und mit ihnen vermischte Völker, zum Teil aber auch solche, die ihre Unabhängigkeit sich bewahrt haben und den Fullahs immer noch hartnäckigen Widerstand entgegensetzen.

In Koli, in der Umgegend von Kadé, und bis gegen den Rio Nunez hin wohnen die Tiapys, ein sehr friedliebendes Volk, das eine Sprache spricht, welche keine Anklänge an die Sprachen der Nachbarvölker aufweist. Die Tiapys sollen Reste der Ureinwohner sein,<sup>103)</sup> welche Futah-Dschalon noch vor den durch die Fullahs vertriebenen Djalonke bewohnten. In das Gebiet der im Gebirge wohnenden Tiapys, welche völlig

<sup>102)</sup> Béranger-Féraud, I. c., Seite 526.

<sup>103)</sup> Prof. Fried. Müller, Allgemeine Ethnographie. Wien, Karl Hölder, 1879, I. Band, 2. Abteilung, läßt die Mandingas durch Krenzung der Fullahs mit den Ureinwohnern entstehen.

nacht gehen und die Feuerwaffen noch nicht kennen, soll kein Fremder ungestraft eindringen können. Sie treiben Viehzucht und Ackerbau, haben aber viel von den Raubzügen der Fullahs zu leiden. In steter Furcht vor diesen lebend, wagen sie ihnen niemals Widerstand zu leisten und flüchten stets sobald ein Fullah-Heer sich ihrer Gegend nähert, mit ihren Herden in unzugängliche Schluchten des Gebirges, ihre Dörfer und Acker der Plünderung und Verwüstung preisgebend. Etwas zivilisierter sind die in Koli lebenden Tiapys. Sie werden von einem in Kankody residierenden König regiert, sind aber den Peulhs von Futah-Dschalon unterthan, und in jedem Dorfe steht dem Dorfhäuptling ein Peulh als Vertreter des Almamy zur Seite, dessen Willkür die Bevölkerung schutzlos preisgegeben ist. Die mohammedanische Religion haben die Tiapys trotzdem nicht angenommen und auch ihre alten Sitten und Gebräuche bewahrt.<sup>101)</sup>



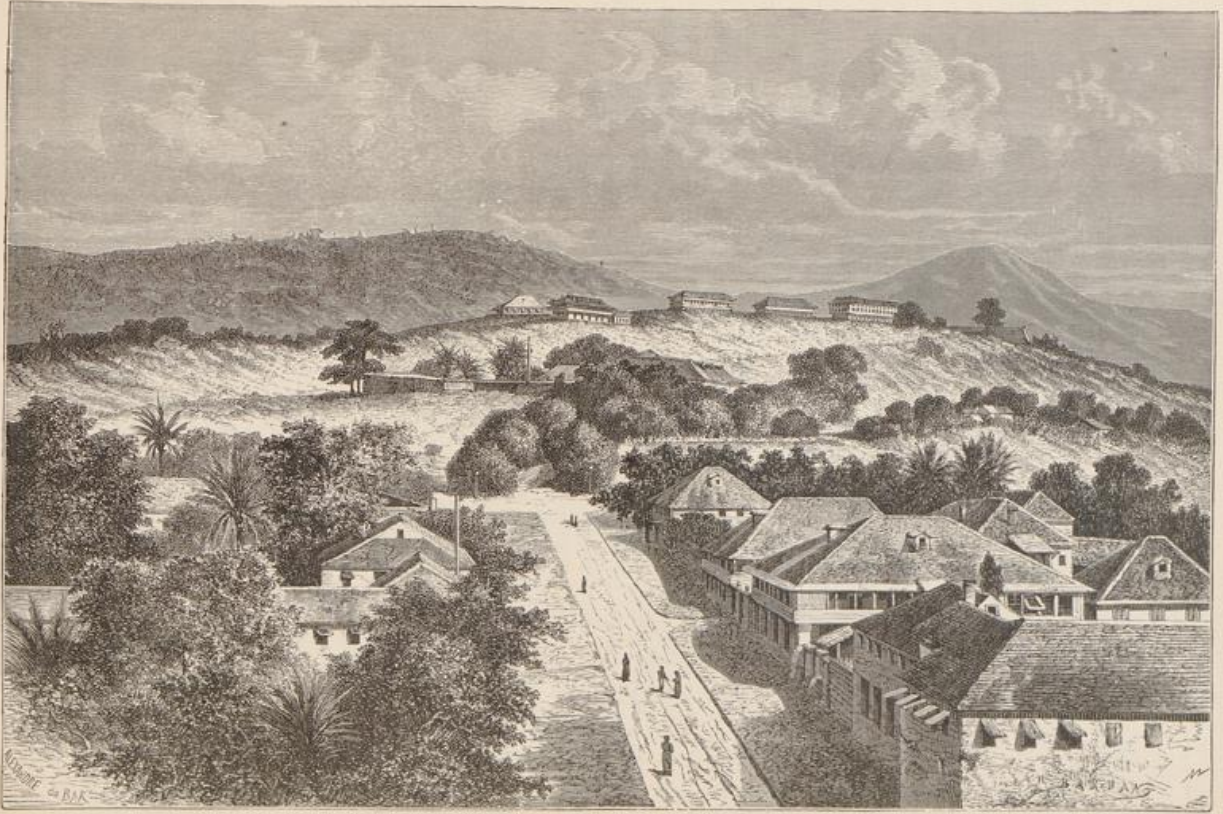
Am Rio Grande.

Einen schroffen Gegensatz zu den friedliebenden, furchtsamen Tiapys bilden die an beiden Ufern des Rio Nunez bis Dibelia ansässigen Landoumans, deren König in Vakaria residiert. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag, erbitterte Feinde der Fullahs, gegen welche sie oft selbst offensiv vorgehen, aber mit ihrer Tapferkeit paaren sich alle charakteristischen Eigenschaften der Mehrzahl der Nigritier, namentlich Faulheit und Neigung zum Trunk. Sie sind Ackerbauer und pflanzen Erdnüsse, Reis und Mil; von Industrie ist bei ihnen nicht die geringste Spur zu finden. Ihr König wäre kaum imstande, seine vielen Weiber und Kinder zu ernähren, wenn ihm nicht durch Abgaben, welche die Kaufleute entrichten müssen, ein Einkommen von etwa 1200 Franken (in Waren) gesichert wäre. Seine ganze Königsherrschaft besteht überdies nur von Frankreichs

<sup>101)</sup> Hyacinth Hecquard, Reise an die Küste und in das Innere von West-Afrika. Seite 164.



Straße und Kapernen in Freeport.



Strasse und Kasernen in Freetown.

Gnaden, da sein Volk ohne den festen Rückhalt, den es an dem in seinem Lande errichteten Posten Boké fand, schon längst eine Beute der Fullahs geworden wäre. Ein — nach der Sprache zu schließen — den Landoumans nahe verwandtes Volk sind die Bagas am Südufer des Rio Nunez, die noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehen. Männer und Frauen gehen völlig nackt, und den letzteren obliegen alle Arbeiten. Sie kommen oft in die Faktoreien, um dort Arbeit zu suchen.

Zwischen den Bagas und den Landoumans, in einem waldigen, sumpfigen Gebiet am untern Lauf des Rio Nunez wohnen die Mokifores oder Mokinfores, aus Futah-Dschalon entflozene Sklaven, welche in dem schwer zugänglichen Land ein Asyl gesucht und gefunden haben. Aus Furcht, räuberische Horden heranzulocken und nochmals in die Sklaverei geschleppt zu werden, haben sie keine Dörfer gegründet, sondern wohnen inmitten der sumpfigen Niederungen in zerstreuten Hütten, bauen Reis zu ihrem Lebensunterhalt und Erdnüsse zum Verkauf, um gegen dieselben allerlei unentbehrliche Gegenstände ihres Bedarfes zu erlangen. Wenn ein Mokifore in die Hände von Fullahs gerät, wird er erbarmungslos umgebracht, aber auch kein Fullah, der sich in die Sümpfe der Flüchtlinge verirrt, hat je seine Heimat wiedergesehen.

Die Malous haben einst zweifellos das ganze Gebiet zwischen der Mündung des Rio Nunez und des Rio Grande innegehabt, sind aber heute größtenteils auf das Südufer des Rio Nunez zwischen dem Gebiet der Bagas und Landoumans beschränkt. Auf dem linken Ufer liegt die Residenz ihres Königs Sougoubouly, auf dem rechten Ufer Kaniopé, dessen Häuptling fast unabhängig ist.

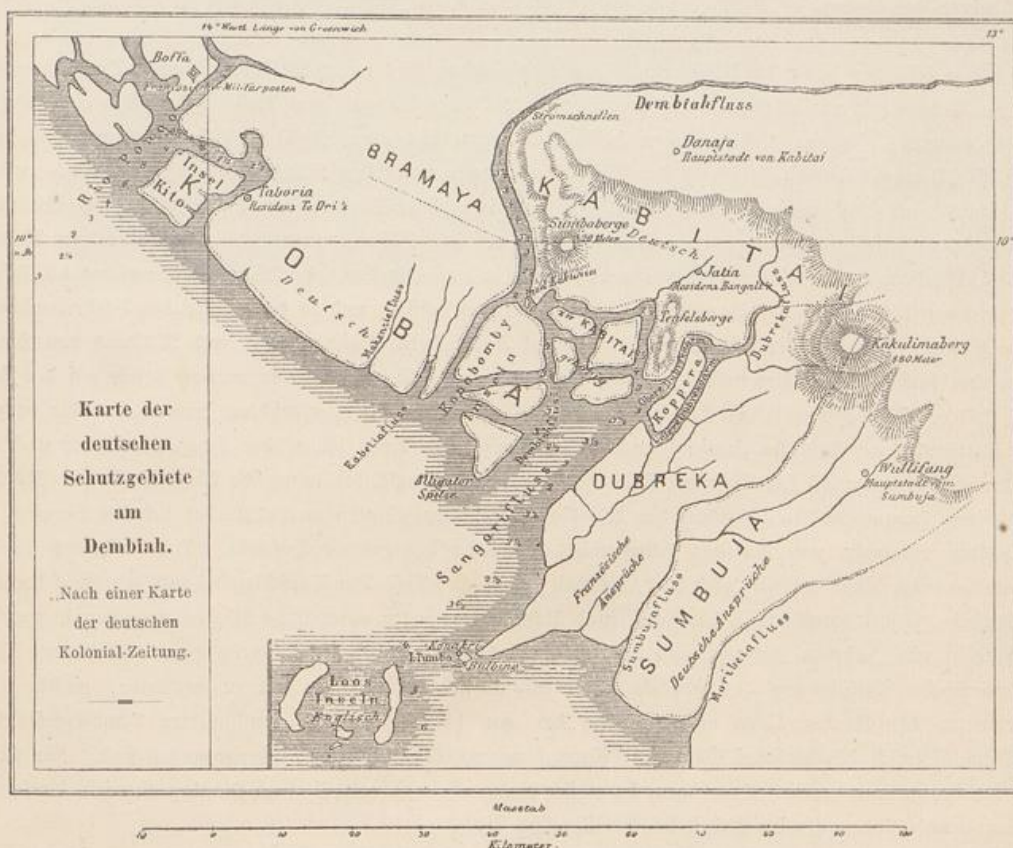
Nächst den Fullahs sind in dieser Gegend das wichtigste Volk die Sousous, denn ihre Sprache wird von allen Völkern am Rio Nunez gesprochen, die auch viel von ihren Sitten angenommen haben. Sie wohnten wahrscheinlich einst am linken Ufer des Rio Nunez, wurden aber von den Landoumans und anderen Völkern nach Süden gedrängt. Einen geeinigten Staat bilden sie heute nicht mehr, und die Könige der einzelnen Dörfer vereint nur der gemeinsame Haß gegen die Fullahs und den Mohamedanismus. Die Sousous im Innern des Landes, zwischen dem Rio Nunez und Mellacorée sind ein wildes, kriegerisches Volk; die in der Nähe der Faktoreien Ansässigen verkehren aber freundschaftlich mit den Europäern, und in den englischen Niederlassungen tragen sie sogar mit Vorliebe europäische Kleidung — allerdings in einer durch den bekannten Negergeschmack beeinflussten Zusammenstellung.

Von dem Kerrygebirge, welches der ganzen, von diesen Völkern bewohnten Küste ihr Gepräge aufdrückt, hat letztere auch den Namen Kerryküste erhalten. Man versteht unter diesem Namen den etwa 200 englische Meilen langen Küstenstrich im Norden von Sierra Leone, in welchem die Flüsse Nunez, Pongo, Forecaria, Dubrefa, Mallecorey und Scarcias in das Meer münden. Alle vorbenannten Flüsse können tief in das Land hinein, bis auf eine Entfernung von 60 bis 70 englischen Meilen auch von großen Seeschiffen befahren werden, und bilden vorzügliche Transportwege für aus dem Innern kommende oder dahin zu versendende Waren. Ein lebhafter Handelsverkehr hat sich hier entwickelt, umso mehr, da das Klima wegen des nahen Gebirges ein so gesundes ist, daß Ärzte völlig entbehrt werden können. Die trockene Jahreszeit, welche von Anfang August bis Anfang Mai währt, ist die gesündeste, aber auch die Regenzeit ist nicht ungesund, und Sieber, von denen der Europäer an der Westküste sonst höchst selten verschont bleibt, kommen hier gar nicht vor. Dies findet seine Erklärung darin, das hier nicht wie in anderen Teilen der Westküste sumpfiger, mit Mangroven bedeckter Boden einen ewigen Sieberherd bildet. Das Kerrygebirge steigt zu 2000 bis 3000 Fuß empor, fast überall bis zu den höchsten Spitzen mit Wald bedeckt, in welchem Kopalbäume vorherrschen, und zwischen den waldigen Höhen liegen fruchtbare Thäler, in denen die Kaffeestauden und das Zuckerrohr in Massen wild wachsen und alle Pflanzungen der Eingeborenen trotz der Trägheit ihrer Vebauer reichen Gewinn abwerfen.

Die Waldungen am Dubrefa, Forecaria und Malecorey liefern hauptsächlich Gummikopal, der einen wichtigen Handelsartikel bildet. Außerdem kommen in den Handel Sefamsamen und Erdnüsse, von welchen letzteren Ladungen von 30000 bis 40000 Bushel nach Marseille (vielleicht auch nach Hamburg?) versandt werden.

Jugwer, welcher nach England und Amerika exportiert wird, gedeiht hier so gut wie in Westindien, und auch der hier noch meist wild wachsende Kaffee ist eine gute Sorte. Der Strauch liefert an der Kerryküste 14 bis 15 Pfund Bohnen, aber trotz des großen Gewinnes, der durch den Anbau von Kaffeestauden zu erzielen ist, haben die Neger bisher nur wenige kleine Plantagen angelegt.<sup>105)</sup>

Große Schätze, welche gleichfalls noch der Hebung harren, bergen die Wälder, welche Holzarten enthalten, die sich den gesuchtesten südamerikanischen an die Seite stellen können. Dem Holztransport stehen nirgends Schwierigkeiten im Wege, da der Wald fast überall sich zur Meeresküste erstreckt und die vielen wasserreichen Flüsse auch den Transport aus dem Innern erleichtern.



Karte der deutschen Schutzgebiete am Dembiah.  
Nach einer Karte der deutschen Kolonialzeitung.

Auch für die Viehzucht ist das Land so wohl geeignet wie kein anderes auf der ganzen Strecke vom Gambia bis hinab nach Mossamedes. Die Kerryküste ist einer der wenigen Punkte West-Afrikas, wo man an der Küste frisches Rindfleisch erhält, während man sonst meist auf Ziegenfleisch angewiesen ist. Kuh- und Ochsenhäute stehen unter den Exportartikeln obenan. Käufer ist ausschließlich Amerika, wohin einzelne Firmen jährlich 100000 bis 150000 Häute senden.

<sup>105)</sup> Wie sehr der Boden dem Kaffeebau günstig ist, erhellt aus dem Bericht über von Faidherbe 1865 angeordnete Studien. „Ich habe die Überzeugung gewonnen,“ heißt es in dem Bericht, „daß eine Pflanzung in leichtem, tiefem und beschattetem Boden hier unbedingt gedeihen muß, wenn der Pflanzler auch nur die Anfangsgründe seines Berufes kennt.“ Revue maritime et coloniale. 1870, Seite 228.

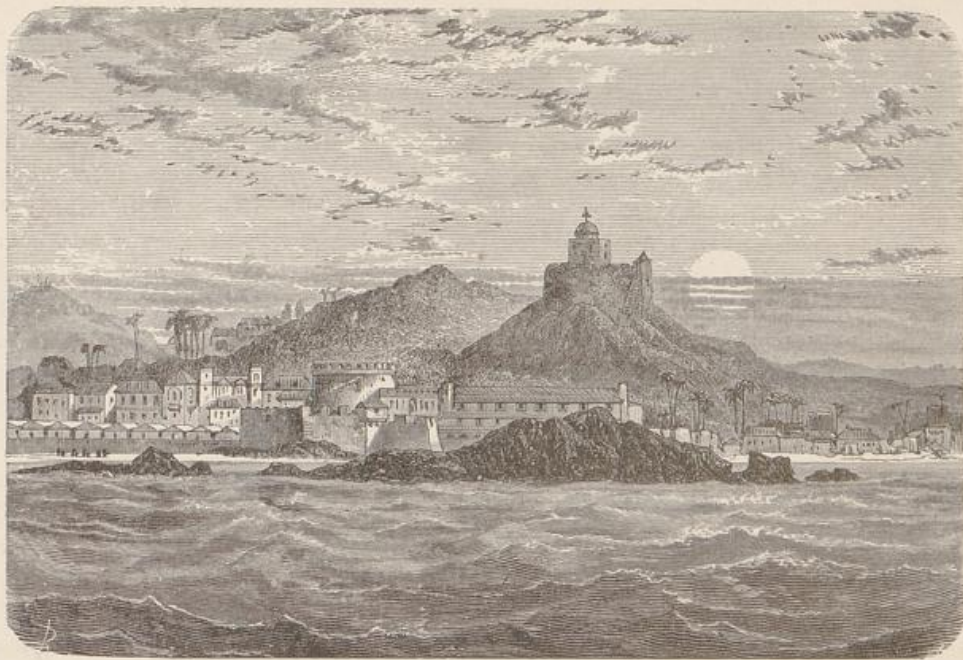
Zu all diesen mannigfaltigen Erzeugnissen, welche das nächste Hinterland auf den Markt liefert, kommen aber an der Kerryküste noch Kautschuk, Elfenbein und Gold in den Handel, welche die Fullahkarawanen aus dem Innern bringen. Der Landschaftsmaler F. Klingelhöfer, der die Küste bereiste,<sup>106)</sup> sah am Dubreka, Nunez und Pongo Fullahkarawanen erscheinen, welche an 900 Köpfe zählten! Gegen die Waren, welche sie bringen, erhalten sie Gewehre mit Feuerschloß (welche speziell für West-Afrika in Belgien und zu Sheffield in England fabriziert werden), Pulver, Schwertklingen, eiserne Töpfe und andere Eisenwaren, Messingchalen, welche sie zur Salzbereitung brauchen, irdene Geschirre, weiße Baumwollstoffe, Tabak, Rum und Genèvre, Seifen und Pomaden, schlechte Haarölsorten u. s. w. Die Schwertklingen, welche die Fullahs kaufen, sind Solinger Erzeugnis, der Rum, den die Eingeborenen so sehr lieben, kommt aus Hamburg (der Genèvre aus Holland). Deutsche sind überhaupt sowohl am Import als am Export der Kerryküste stark beteiligt.

Ein Teil der Küste, die Königreiche Koba und Kabitai, steht unter deutschem Schutz. Das Stuttgarter Haus Fr. Colin hatte mit König Te Uri von Koba und König Bangali von Kabitai Verträge abgeschlossen, und am 4. und 6. Januar 1885 wurden beide Gebiete, welche etwa 2400 □ Kilometer groß sind, von S. M. S. „*Nriadne*“ durch Aufhissung der kaiserlichen Flagge unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt. Koba sowohl als Kabitai sind schöne, fruchtbare, gut bewässerte Länder, das Klima zwar, wie überall in West-Afrika, in den Flussniederungen ungesund, dagegen auf den Höhen, namentlich in dem hügeligen Kabitai, für die Niederlassung von Europäern geeignet. Kabitai oder „das Land der Schmiede“, welches 45 Dörfer enthält, ist erzeich, Kaffee- und Baumwolle gedeihen dort vortrefflich, und in den zahlreichen Bächen wimmelt es von Fischen. Das Flachland Koba dagegen ist mit Ackerfeldern, Palmenhainen und Wäldern von Fruchtbäumen der verschiedensten Art bedeckt. König Te Uri herrscht über 48 Dörfer, wovon 8 sich auf der Insel Kito befinden. Von großer Wichtigkeit für den Handel mit dem noch unerforschten Innern sind die vorzüglichen Wasserstraßen: Der Rio Pongo, der die Nordgrenze von Koba bildet, der Sangarifluß, der noch am Fuße der Teufelsberge 15 Fuß Tiefe bei Ebbe hat, der beide Schutzländer trennende Dembiah, dessen Oberlauf der (bis vor kurzem für den Oberlauf des Rio Pongo gehaltene) Kakriman bildet, der sich bei Saresem mit dem Kefulo vereinigt, und der das Schutzgebiet im Süden begrenzende Dubreka. Der Kakriman ist 200 Kilometer von der Küste entfernt noch 120 Fuß breit und 6 Fuß tief. Der Tauschhandel mit den Eingeborenen, den Sousous, wobei hauptsächlich Kautschuk und Kopalharze gegen europäische Waren ausgetauscht werden, nimmt daher von Jahr zu Jahr zu, und die Ausfuhr betrug im Jahre 1885 bereits etwa 4 Millionen Mark. Ein bedeutender Aufschwung des Handels ist jedenfalls in der nächsten Zeit zu erwarten, nachdem die Erwerbungen des Hauses Colin in den Besitz der am 11. März 1885 konstituierten Handelsgesellschaft „*Fr. Colin, Deutsch-Afrikanisches Geschäft*“ (Kapital vorerst 600000 Mark) übergegangen sind. Für Landwirte, welche über einige Mittel verfügen, bietet sich Gelegenheit zu vorteilhaftem Plantagenbetrieb, da sowohl der Grund und Boden als die Arbeitskräfte billig sind.<sup>107)</sup>

Herr Colin hat auch noch mit dem Thronerben des südlicher gelegenen Sumbuja einen Vertrag abgeschlossen, da aber dort seit dem Tode des Königs Simba Anarchid herrscht, konnte er bisher die erworbenen Rechte noch nicht geltend machen. Auf das zwischen Sumbuja und dem deutschen Schutzgebiet gelegene Dubreka erheben die Franzosen auf Grund eines Vertrages aus dem Jahre 1880 Ansprüche. Sie haben auch vor einigen Jahren zum Schutz der Handelshäuser auf dem rechten Ufer des Rio Pongo ein Fort errichtet und erheben dort hohe Zölle von den Faktoreien, aber der Schutz des Handels ist bisher nur ein nomineller geblieben.

<sup>106)</sup> F. Klingelhöfer, die Kerryküste oder West-Afrika zwischen Sierra-Leone und dem Gambia. Geographische Mitteilungen des Zentralvereins für Handelsgeographie. Berlin, 1878, Seite 336.

<sup>107)</sup> Die deutsche Dembiah-Kolonie in Nordwest-Afrika. Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 9. Heft, Seite 277.



Cape Coast Castle.

## Ober-Guinea.

Bei der Schilderung Ober-Guineas, des langgestreckten Küstengebietes zwischen der britischen Kolonie Sierra Leone und den deutschen Besitzungen am Kamerun, werden wir nicht so weit ins Innere des Landes vordringen wie in Senegambien. Der Teil Afrikas, dem wir uns nun zuwenden, ist zwar nicht minder reich an Naturprodukten der verschiedensten Art, ja er ist sogar stellenweise für europäische Kolonisation viel geeigneter als Senegambien, aber trotzdem reicht unsere Kenntnis desselben meist nicht weiter als 50 bis 100 Kilometer landeinwärts. Die weißen Stellen auf der Karte jenseits des noch von sagenhaftem Dunkel umhüllten Kong-Gebirges zeigen uns, welch riesiges Gebiet da noch seines Erforschers harret. An der Küste befinden sich französische, englische, holländische, spanische und deutsche Besitzungen, mitten zwischen ihnen ein eigenartiges Zwittergeschöpf, ein nach europäischem Muster eingerichteter Negerfreistaat, aber auch große Reiche einheimischer Könige spielen hier noch eine Rolle, obwohl die Küste schon fast vollständig von Europäern okkupiert ist und bald das letzte „herrenlose“ Küstengebiet, welches als Eingangsthor zu dem dunkeln Erdteil dienen könnte, unter das Protektorat irgend einer europäischen Macht gestellt sein wird.

Auf einer weiten Strecke bietet die Küste Ober-Guineas einen unfreundlichen Anblick. So weit das Auge zu sehen vermag, erblickt es eine öde Sandfläche, deren Einförmigkeit nur durch einige Kokospalmbäume

unterbrochen wird. Ein ganz anderes Bild entrollt sich aber vor uns, wenn wir uns der West- oder Ostgrenze Ober-Guineas nähern. In letzterer bildet sozusagen das Thor Ober-Guineas die als einer der schönsten Punkte der Erde gepriesene Biafra-Bai mit den zur Rechten hoch emporsteigenden Kamerunbergen — an jener dagegen breitet sich ein herrliches Panorama aus, mit üppiger Vegetation bedeckte Höhen, auf denen aus dem Grün der Bäume und Gebüsche die weißen Mauern von Landhäusern hervorblinzen, ein Stück an das Meeresufer versetzte Schweizerlandschaft!<sup>108)</sup> Jedoch so verlockend dies Land erscheint, wenn man sich vom Meere aus dem amphitheatralisch am Ufer aufsteigenden Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone nähert, so schwindet doch bald der günstige Eindruck, wenn man nur erst den Fuß ans Land gesetzt hat. Alle Reisenden, welche Sierra Leone besucht haben, auch die englischen nicht ausgenommen, sind einig in dem abfälligen Urteil über die dort herrschenden Zustände.

Als England im Jahre 1772 erklärt hatte, daß jeder Sklave, welcher britischen Boden betrete, ein freier Mann werde, begann sich in London bald ein Negerproletariat zu bilden, welches bettelnd in den Straßen herumzog und von Tag zu Tag durch neue Ankömmlinge vermehrt wurde. Die Regierung genehmigte daher mit Freuden den ihr vom Lord-Oberrichter von London, Granville Sharp, vorgelegten Plan, an der Küste von Sierra Leone eine Negerkolonie zu gründen, in welcher die freigewordenen Sklaven eine neue Heimat finden sollten. Man kaufte im Jahre 1787 einem Negerfürsten etwa 2 □ Meilen Land ab und siedelte auf demselben 400 Neger an. Es bildete sich auf Sharps Anregung die „Afrikanische Gesellschaft“ zur Unterstützung der Kolonisten, aber das Unternehmen wollte doch lange Zeit trotz aller aufgewandten Mühe und Kosten nicht gedeihen. Das ungesunde Klima raffte die Europäer hinweg, welche die Neger nach Sierra Leone begleitet hatten, viele Neger entliefen sofort nach der Landung ins Innere, und nur mühsam gelang es schließlich dem Agenten der „Afrikanischen Gesellschaft“, die völlige Zerstreung der Kolonisten zu verhindern und eine Stadt zu gründen, die er zu Ehren Sharps Granvilletown nannte, welcher Name später in Freetown umgewandelt wurde. Die Ansiedelung fristete ein klägliches Dasein, und erst als im Jahre 1792 aus Neu-Schottland 1100 Neger, welche im nordamerikanischen Kriege England als Soldaten gedient hatten, nach Sierra Leone gebracht wurden, schien eine Wendung zum Bessern einzutreten, aber der zwischen England und Frankreich ausgebrochene Krieg vernichtete für lange Zeit abermals alle Hoffnungen. Obwohl der Nationalkonvent feierlich erklärt hatte, daß er aus Rücksicht auf den edeln Zweck der Kolonie dieselbe schonen wolle, wurde Freetown doch 1794 durch ein französisches Geschwader eingeäschert. Die „Afrikanische Gesellschaft“ nahm sich zwar schleunigst der hilflos an der Küste zurückgebliebenen Bevölkerung an und Freetown erstand aus den Ruinen, erhielt auch ein Fort zum Schutz bei feindlichen Angriffen, aber nun begann die aus den verschiedenartigsten Völkern zusammengewürfelte Bevölkerung solche Schwierigkeiten zu bereiten, daß die Existenz der Kolonie nochmals in Frage gestellt wurde. Die aus Neu-Schottland herübergebrachten Neger erwiesen sich als störrige Unruhestifter, so daß der Leiter der Kolonie sich gezwungen sah, viele auszuweisen, die dann die benachbarten Negerstämme gegen die Kolonisten aufreizten und mit ihnen vereint wiederholt Freetown überfielen. Die „Afrikanische Gesellschaft“ sah endlich ein, daß sie nicht imstande sei, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln der feindlichen Neger Herr zu werden, und sie trat daher 1808 Freetown an England ab.

Die Kolonie zählte damals 1817 Einwohner; heute hat die Hauptstadt Freetown etwa 12000 Einwohner, die ganze Kolonie 35000 bis 40000, und sie umfaßte 1885 ein Gebiet von etwa 1211 □ Meilen; zu diesen kamen am 19. März des genannten Jahres durch neue Annexionen zwischen den Flüssen Gallinas und Mannah und einige Gebiete längs des Gallinas, Sulimah und Mannah hinzu, und am 7. August die Landschaft Unter-Krim mit dem Oberlauf des Kittam-Flusses und dem Palm-Sec, etwa 1/2 Meile landeinwärts, so daß nun die ganze Küste vom Rio Scarcias bis zur Nordgrenze Liberias zu Sierra Leone gehört.<sup>109)</sup>

<sup>108)</sup> Adolphe Burdo, Niger et Bénoué. Voyage dans l'Afrique centrale, Paris, E. Plon et Cie, 1880, Seite 74.

<sup>109)</sup> John M. Harris, Annexations to Sierra Leone and their influence on British Trade with West Africa. London, G. Berridge & Co., 1883.

Die Negerbevölkerung, welche allmählich in die Kolonie verpflanzt wurde, gleicht einer Versammlung von Vertretern aller Negerstämme. Richard Burton will unter derselben nahezu 200 verschiedene Volksstämme gezählt haben.<sup>110)</sup> Da nach dem im Jahre 1806 erlassenen Verbot des Sklavenhandels die Engländer alle Neger, welche auf gekaperten Sklavenschiffen gefunden wurden, hieher brachten, lieferten nach und nach alle Länder Afrikas ihr Kontingent zu der Bevölkerung von Sierra Leone. Die Gelandeten wurden mit Kleidung, Lebensmitteln und Werkzeugen versehen und erhielten Land zum Anbau angewiesen, aber ein großer Teil derselben war aller Arbeit abgeneigt, völlig verkommen, ohne Sinn für ein geordnetes Gemeindeleben, und verließ die Dörfer bald, um sich einem der wilden Negerstämme im Innern anzuschließen, deren Lebensweise ihm besser zusagte. Ohne solche massenhafte Entweichungen müßte die Negerbevölkerung in Sierra Leone schon eine viel größere sein, da allein während der ersten 10 Jahre nach dem Verbot der Sklavenausfuhr 11280 befreite Sklaven in Sierra Leone gelandet wurden. Für die in den Ansiedelungen Verbleibenden that die englische Regierung, was in ihren Kräften stand, sorgte für eine geordnete Gemeindeverwaltung, errichtete Schulen und unterstützte kräftig die Bemühungen der Missionäre, und doch ist bis heute nichts erreicht worden als eine Scheinkultur, auf welche man die Worte der Bibel von den Sodomsäpfeln anwenden könnte, welche von außen schön anzusehen, im Innern aber voll Pest und Moder sind. Die Missionäre haben Kirchen gebaut und um dieselben christliche Gemeinden vereinigt, aber das Christentum dieser Leute besteht nur in einer gedankenlosen Beobachtung der äußeren Formen, ohne alles Verständnis für die christlichen Lehren. Das an der Sabbatfeier streng festhaltende England hat es auch in Sierra Leone durchgesehen, daß an Sonntag und Feiertagen alle geräuschvolle Arbeit untersagt ist; wie der Neger über die Sabbatfeier denkt, das zeigt ein Reiseerlebnis, welches Winwood Reade<sup>111)</sup> erzählt. Derselbe kam an einem Sonntag an und gab dem Neger, der sein Gepäck nach seiner Wohnung getragen, einen Sixpence, der Neger verlangte aber das Doppelte, als Entschädigung dafür, daß er — den Sabbat gebrochen hatte!

Die Schwarzen sind den Europäern geschlechtlich vollkommen gleichgestellt, aber da sie die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bilden, hat die Gleichstellung nur dazu gedient, die Europäer vollständig zurückzudrängen und den Schwarzen überall die Oberhand zu verschaffen. In ihren Händen ist die Polizei, sie sind maßgebend in den Geschworenengerichten. So ist es dahin gekommen, daß ein Weißer, der gegen einen Schwarzen als Kläger auftritt, niemals Recht erhält, während seine Verurteilung völlig gewiß ist, wenn ein Schwarzer ihn verklagt. Der Neger weiß, welchen mächtigen Rückhalt er an den aus seinesgleichen gebildeten Geschworenen und Richtern hat, und er mißbraucht seinen Vorteil oft in der empörendsten Weise. So erzählt Winwood Reade, daß ein Weißer einst einen zudringlichen Neger, welcher der Aufforderung zum Verlassen seines Hauses nicht Folge leistete, zur Thür hinauswarf — der Neger klagte, und der Weiße, der doch nur sein Hausrecht gewahrt hatte, mußte 50 Pfund Strafe zahlen. Vizeadmiral Fleuriot de Langle schreibt, man müsse sich sehr hüten, in Sierra Leone in irgend einen Konflikt mit Schwarzen zu geraten, da diese mit einer Beleidigungsklage stets zur Hand seien.<sup>112)</sup> Auch er bestätigt, daß der Fremde schutzlos der Willkür der aus Negern bestehenden Jury preisgegeben sei, welche ihn verurteilt, wenn auch nicht der geringste Zweifel an seiner Schuldlosigkeit obwalten könne. Die Weißen, sagt Richard Burton<sup>113)</sup>, sind aber selbst schuld an ihrer jetzigen mißlichen Lage, denn sie hätten sich den Negern gegenüber nicht so viel vergeben sollen. Bei rohen Völkern hat manches, was uns als eine Kleinigkeit erscheint, große Bedeutung. Einem halb nackten, in Lumpen gehüllten Europäer würde man den Zutritt in die Schiffskajüte gewiß nicht gestatten, aber niemandem fällt es ein, denselben einem Neger zu verweigern. Und was soll man von einer Negerin denken, welche an der

<sup>110)</sup> Der Missionär Kölle behauptet, daß in Freetown fast hundert Sprachen und Mundarten vorkommen.

<sup>111)</sup> Der durch sein *Savage Africa* (London 1863) bekannt gewordene Reisende, der später von Sierra Leone durch das Sulimah-Land gegen den Niger vordrang, ist einer der besten Kenner Sierra Leones.

<sup>112)</sup> *Le Tour du Monde*. 1873.

<sup>113)</sup> Richard Burton, *Wanderings in West Africa*, Band I, Seite 264.

Tafel des Gouverneurs ihre Serviette fallen läßt und dann zu ihrem Tischnachbar, einem Offizier sagt: „Wollen Sie mir nicht die Serviette aufheben?“ Das christliche Zartgefühl der Engländer hat die Schwarzen übermütig gemacht, und ihre Frechheit kennt nun keine Schranken. Dem Zahlmeister eines Dampfers der afrikanischen Kompagnie wurden von einem Neger kreierte Hühner geliefert. Er entdeckte den Betrug und nannte den Neger einen Dieb. Die Folge war eine Ehrenbeleidigungsklage, welche der Herr Dieb einreichte, und die Verurteilung des Weißen zur Zahlung von 3 Guineeen. Er konnte froh sein, so billigen Kaufs davon zu kommen, denn der an seiner „Ehre“ gekränkte Neger hatte 1000 Pfund Sterling als Entschädigung verlangt. Nicht besser erging es einem Offizier, welcher gesehen, daß ein schwarzer Lastträger in einem Streit mit dem Zahlmeister sich hinreißen ließ, nach diesem zu schlagen. Der Offizier äußerte sich später dem Neger gegenüber, er würde ihn über Bord geworfen haben, wenn er an Stelle des Zahlmeisters gewesen wäre. Auch er wurde verklagt — wegen lebensgefährlicher Drohung. Drei englische Offiziere, darunter ein Oberst, bezeugten unter Eidesablegung den wahren Sachverhalt, daß der Packträger sich frech und unverschämt benommen, der Angeklagte aber nicht den geringsten beleidigenden Ausdruck gebraucht habe, aber die Jury schenkte zwei schwarzen Lastträgern, welche der Kläger als Zeugen vorführte, mehr Glauben als den Offizieren Ihrer Majestät. Der Weiße wurde verurteilt, Abbitte zu leisten und 15 Pfund Sterling zu zahlen! Der Kläger hatte 40 Pfund „Entschädigung“ verlangt.

Sogar im Neapel der schlimmsten Tage der Bourbonenherrschaft waren falsche Zeugen nicht so leicht zu erlangen wie in Freetown. Wenn es sich um eine Klage gegen einen Weißen handelt, findet der Eingeborene unter seinen Verwandten und Freunden stets Leute genug, die alle seine Angaben beschwören. Der Richter muß aber den Angeklagten verurteilen, sobald Zeugenaussagen gegen ihn vorliegen. Da nun eine Appellation gegen die Verdikte der Jury nur dann zulässig ist, wenn es sich um größere Beträge als 200 Pfund handelt, ist der Weiße in den meisten Fällen das schutz- und wehrlose Opfer der Tyrannei, welche durch eine Institution ausgeübt wird, für welche das Volk von Sierra Leone noch lange nicht reif ist. Nach der britischen Verfassung muß jeder Staatsangehörige von seinesgleichen gerichtet werden, und doch hat der Engländer in Sierra Leone sich vor einer Jury zu verantworten, welche ausschließlich aus rohen Schwarzen besteht, halbnackten, mit Palmöl eingeriebenen Burschen, die dem Fettschweßen noch nicht völlig entsagt haben. Man sagt, aus dem halben Hundert Weißen, die sich in Freetown befinden, könne man keine Jury bilden,<sup>114)</sup> und so bleiben denn die Meisten nach wie vor der Willkür der schwarzen Geschworenen überlassen und sind in den meisten Fällen außer stande, sich Recht zu verschaffen.

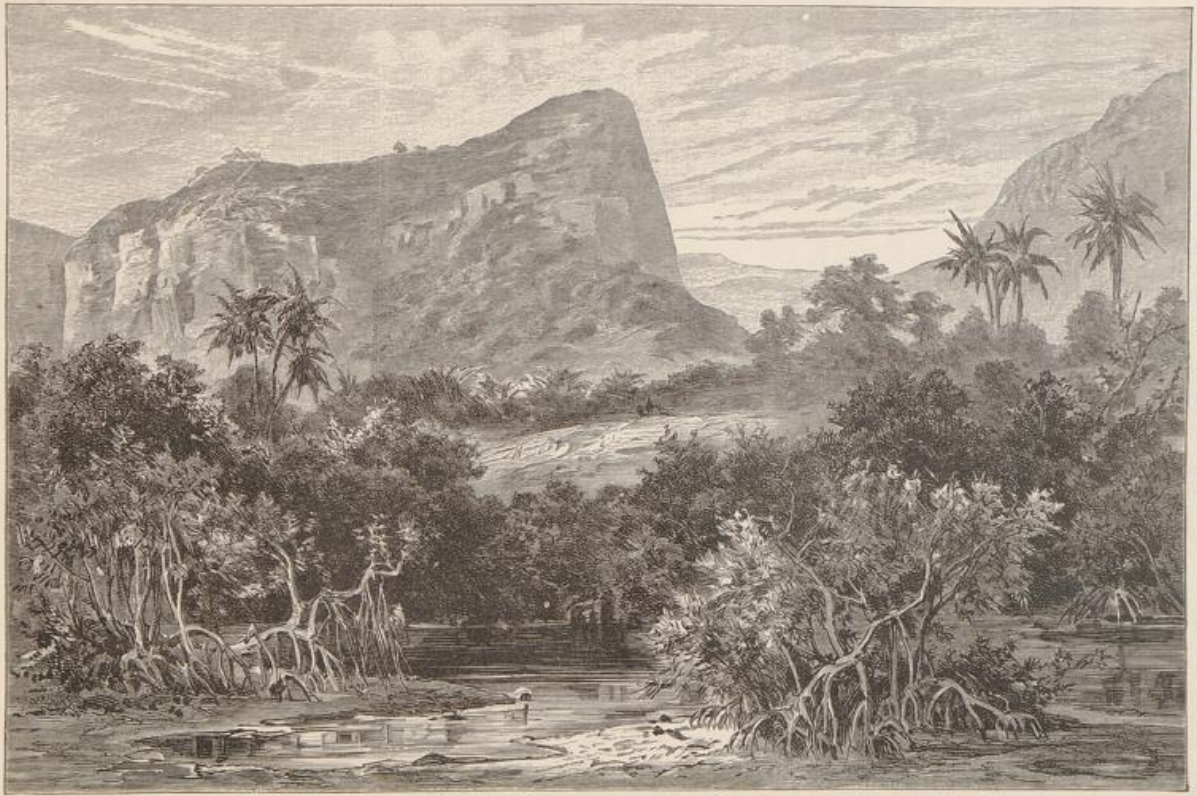
Das ist die „Musterkolonie der Schwarzen“, welche Wilberforce und andere Negerfreunde in Afrika gegründet haben.<sup>115)</sup> Die mit kaufmännischen Interessen gespickte Humanität, das Streben nach Verbreitung der christlichen Lehre unter gleichzeitiger Sicherung von Handelsvorteilen hat hier ein glänzendes Fiasco erzielt. Man hatte gehofft, der plötzlich zum freien Mann und Grundbesitzer avancierte Negerklave werde ein ebenso fleißiger Arbeiter sein wie seine Brüder in den amerikanischen Plantagen, aber man hatte vergessen, welch gewaltiges Triebmittel in den letzteren die Peitsche des Aufsehers war. Der sich selbst überlassene Neger fand den Müßiggang angenehmer als die Arbeit und hatte keine Lust, sich mit Ackerbau zu beschäftigen. In Sierra Leone gedeihen Kaffee, Erdnüsse, Ingwer, Baumwolle, Öl- und Kokospalmen vortrefflich, aber die Bürger der Musterkolonie überlassen den Ackerbau vollständig den mohammedanischen Mandingas und begnügen sich mit dem Anbau von etwas Mais und etwas Gemüse. Am liebsten treiben sie Hausier- oder Kleinhandel,

<sup>114)</sup> Wie sehr dies aber nötig wäre, beweist die Thatsache, daß gegen manche Familie in Freetown, welche großen Anhang besitzt, wie z. B. die Kauplins, Lewis u. a. ein Fremder nie aufkommen kann.

<sup>115)</sup> Wie ängstlich die Negerfreunde darauf bedacht waren, den armen Schwarzen alles fern zu halten, was sie kränken konnte, zeigt das Verbot, einen freien Schwarzen „Nigger“ zu nennen. Mit dem Worte Nigger bezeichnet man hier nur einen Sklaven; wer einen freien Mann so nennt, muß mindestens 5 Pfund Strafe zahlen. Gegenüber ihren schwarzen Dienern kennen die „zivilisierten“ Herren Farbigen von Sierra Leone keine solche zarten Rücksichten und mißhandeln sie oft auf die rücksichtsloseste Weise.



Die Kerryfüße.



Die Kerryküste.

bei denen sie mit schwerer Arbeit verschont bleiben. Solch ein schwarzer Krämer sonnt sich vor seinem Laden, schwagt mit den Nachbarn, schnupft oder kaut Tabak, trollt auf ein Stündchen in die Kirche und singt dort ein Kirchenlied mit, und wenn er herauskommt, geht er in die Bramtweinschenke, um sich mit einem oder mehreren Gläsern Rum — Kerring ferry, wie er ihn nennt — für das fernere Tagewerk zu stärken, das in gleichem Nichtsthun besteht.

Die ganze Stadt trägt das Gepräge der Faulheit ihrer Bevölkerung. Freetown ist reizend gelegen — etwa 2 Stunden von dem nordwestlichen Ende des Kaps Sierra Leone entfernt, dehnt es sich längs einer breiten, von Hügeln umrahmten Bucht aus, vor sich die blaue Wasseroberfläche, an deren fernem Rande das waldige Bullom-Land sichtbar ist, hinter sich eine bewaldete Hügelkette, nach Osten hin den Fluß Sierra Leone, der durch die Länder Quia und Timne dem Meere zufließt. Die Stadt besteht aus breiten, regelmäßigen Straßen, die Häuser sind von Gärten umgeben und mit vorspringenden Dächern und Verandas zum Schutz gegen die Sommenglut versehen. In den Straßen ist statt des Pflasters westindisches Gras gesät, das einen dichten Rasenteppich bildet. Unter den Gebäuden ragen hervor das Haus des Statthalters, der Gerichtshof, das Markthaus, das Fort Thornton, die Kasernen (siehe Seite 125), die Kirche (siehe Seite 152) und mehrere Kapellen. Soweit macht Freetown einen günstigen Eindruck, den auch die elenden Erdhütten der armen Neger, welche als Holz- oder Wasserträger in der Stadt Beschäftigung finden, nicht zu verwischen vermögen. Unter der freundlichen Außenseite verbergen sich aber geradezu grauenerregende Zustände. Die Stelle, an welcher die Stadt erbaut wurde, war ohnehin schlecht gewählt, und die klimatischen Verhältnisse sind sehr ungünstig, aber die beispiellos leichtsinnige Verwaltung der „zivilisierten“ Neger hat Freetown erst recht zu einer ungesunden Stadt gemacht. Der Bericht einer im Jahre 1875 niedergesetzten Sanitätskommission enthüllte haarsträubende Übelstände. Gassen gab es damals noch in der ganzen Stadt nicht, und die Senkgruben in den Höfen der Häuser, welche sie ersetzen mußten, waren gefährliche Seuchenherde. Viele waren seit mehr als 50 Jahren nicht gereinigt worden, und ihr Inhalt, der durch den porösen Boden durchsickernde, vergiftete das Brunnenwasser. Einer der Hauptbrunnen war in einer Entfernung von nur 11 Nards (1 Nord = 0,914 Meter) von 8 Senkgruben umgeben, das Brunnenwasser trüb und mit durchgefäulertem Unrat geschwängert; ein anderer Brunnen hatte früher als Abort gedient und war, als man ihn seiner neuen Bestimmung übergab, nicht genügend gereinigt worden! Die Wasserleitung, welche der Stadt reines Quellwasser aus dem Gebirge zuführen sollte, befand sich in keinem bessern Zustand als die Brunnen. Abgesehen von einer Menge anderer Übelstände, durch welche das Röhrenwasser verdorben wurde, waren die metallenen Röhren unmittelbar an einem großen Begräbnisplatz vorbei nach der Stadt geleitet worden, und nur lose durch Schrauben miteinander verbunden. Da darf es allerdings nicht überraschen, wenn Epidemien in Freetown große Verheerungen anrichteten und z. B. im Jahre 1859, als das gelbe Fieber in der Kolonie wütete, ein ganzer Stadtteil ausstarb.

So hat die europäische Zivilisation, mit der man die Neger beglücken wollte, nach keiner Richtung erfreuliche Früchte gezeitigt. An dieser Thatsache vermögen alle schön gefärbten Berichte der englischen Missionäre nichts zu ändern. Mit wie großer Vorsicht man alle Berichte, welche die Lage der Kolonie als eine günstige darzustellen versuchen, aufzunehmen hat, zeigt der Bericht, welchen der Administrator von Freetown, der höchste Beamte der Kolonie, dem englischen Kolonialminister Lord Kimberley einsandte. In demselben waren die sanitären Verhältnisse in Freetown im rosigsten Licht dargestellt und behauptet, daß Freetown so sauber und in so befriedigendem Zustand sei wie irgend eine englische Stadt, und 4 Monate nach dieser Lobhymne auf die Reinlichkeit Freetowns konstatierte die oben erwähnte Sanitätskommission das Vorhandensein eines Augiasstalles, der aller Beschreibung spottete. Manche kleine Züge aus dem täglichen Leben, welche Winwood Reade erzählt, illustrieren treffend das Gemisch von Zivilisation und Barbarei, das in Freetown herrscht. So bot ihm einst eine Negerin ihr Kind, das sie auf dem Arme trug, zum Kauf an. Er glaubte deshalb, es mit einer heidnischen Negerin zu thun zu haben, wurde aber rasch eines andern belehrt, als plötzlich die Kirchenglocke ertönte und die Frau ihn bat, falls er das Kind kaufen wolle, sich zu gedulden, da sie auf einen Augenblick

in die Kirche gehen müsse. Die Kolonie wird in wenigen Jahren den 100. Jahrestag ihres Bestehens feiern, aber ein Rückblick auf diesen langen Zeitraum wird kein befriedigendes Bild bieten. Die Missionäre trifft freilich keine Schuld an den geringen Erfolgen, welche Christentum und Zivilisation hier aufzuweisen haben, obwohl die ersten Missionen in einer Weise inszeniert wurden, welche nicht geeignet war, einen günstigen Eindruck auf die Schwarzen zu machen. Die ersten Missionäre, welche (1795) nach Sierra Leone kamen, waren Baptisten. Einen zwang Krankheit nach einigen Monaten zur Heimkehr, der andere verwickelte sich in so viele Streitigkeiten, daß der Gouverneur seinem fernern Wirken durch die Ausweisung ein Ziel steckte. Im folgenden Jahre ankommende Sendboten der Methodistenverbindung erregten ebenfalls durch ihre unaufhörlichen Streitigkeiten nur Ärgernis und kehrten bald, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach England zurück. Dieselben unerquicklichen Auftritte wiederholten sich, als im Jahre 1797 je 2 Missionäre von der Edinburger, Glasgower und Londoner Gesellschaft in Sierra Leone eintrafen; auch dieser Versuch scheiterte völlig, und es schien unmöglich zu sein, für die Mission in West-Afrika Boden zu gewinnen. Deutschen war es vorbehalten, hier Bahn zu brechen. Die 1799 gegründete englische Missionsgesellschaft wandte sich nach Berlin, wo sich eine kleine Missionschule gebildet hatte, und erhielt von dort die ersten tauglichen Glaubensboten, welche zunächst am Rio Pongo, später auch in Sierra Leone zu wirken begannen, in welchem letztern seit 1811 die Wesleyanische Mission Hand in Hand mit ihnen arbeitete.<sup>116)</sup>

Zu den vielen Unnehmlichkeiten, mit denen man die farbige Bevölkerung beglückt hat, gehört auch die Steuerfreiheit. Abgesehen von der Spiritussteuer giebt es weder Steuern noch Abgaben, da alle Ausgaben der Kolonie durch die Zölle, Hafengebühren (3 Pfund für ein Schiff von mehr als 200 Tonnen), Quaigebühren (3 d. per Kubikfuß Ware) u. s. w. gedeckt werden, welche ersteren sowohl für die Einfuhr als für die Ausfuhr zu zahlen sind. Alle Einfuhrartikel sind zollfrei, außer Spirituosen, Bier, Wein, Tabak und Zigarren, und Ausfuhrzölle sind Erdnüsse, Kolanüsse, Palmöl, Palmkerne, Gummifopal, Bennisamen und Häute unterworfen, aber die Zölle sind sehr hoch. Wein in Fässern zahlt 1 sh. 6 d. per Gallone, in Flaschen 1 bis 3 sh. für das Duzend, Spirituosen 2 sh. per Gallone, Zigarren 2 sh. per Pfund. Von den Ausfuhrartikeln sind am höchsten Kolanüsse (5 sh. per Zentner) und Gummifopal (2 sh. per Zentner) besteuert. Die hohen Einfuhrzölle tragen die Konsumenten im Binnenlande, da ihnen die eingeführten Waren mit einem Zuschlag von 200 bis 300 Prozent verkauft werden. Das Binnenland liefert seinerseits zu der Ausfuhr Erdnüsse, Gummi und Häute; während die anderen Ausfuhrartikel — Palmnüsse, Palmkerne, Kolanüsse, Ingwer — in Sierra Leone selbst erzeugt werden.

Eine der Haupteinnahmen der Kolonie bilden die Zölle, welche seit 1862 auf der Insel Sherboro erhoben werden. Von dieser Insel aus wird ein lebhafter Handel mit der gegenüberliegenden Küste betrieben, und fernher aus dem Innern kommen die Eingeborenen auf den vielen Flüssen in Booten herabgefahren, um in den Faktoreien auf Sherboro ihre Bodenerzeugnisse — Erdnüsse, Kolanüsse, Palmöl, Palmkerne, Gummi — gegen europäische Waren umzutauschen. Allmählich war Sherboro inbezug auf den Handel der wichtigste Platz der ganzen Kolonie geworden. In den letzten Jahren entstanden jedoch an der noch nicht unter englischer Herrschaft stehenden Küste zwischen Sierra Leone und Liberia zahlreiche Faktoreien, welche, da ihr Handel keinem Zoll unterworfen war, Sherboro immer erfolgreicher Konkurrenz machten und den dortigen Handel, welcher gleichzeitig ohnehin durch Unruhen auf dem Festlande gestört war, völlig brach zu legen drohten. Die Aktiengesellschaft „Sulymah and Sherboro Trading Co. Limited“ beherrschte bereits völlig den Handel an den Flüssen Sulymah und Mamah. An dieser Küste bot sich das seltsame Schauspiel eines Widerstreits der Handelsinteressen britischer Unterthanen mit jenen einer britischen Kolonie, wobei die Regierung Großbritanniens ihre direkten Unterthanen gegen die Kolonisten in Schutz nahm. Die vielen Klagen über die finanzielle Schädigung der Kolonie durch die auf unabhängigem Gebiet befindlichen Faktoreien, namentlich

<sup>116)</sup> Missionsbilder. Calw, Vereinsbuchhandlung, 1870, Seite 41.

aber durch den von dort aus schwunghaft betriebenen Schmuggelhandel bewogen aber schließlich doch die britische Regierung, wiederholt die Einverleibung einzelner Gebiete in die Kolonie zu gestatten. Schon 1875 hatte man Gewaltthätigkeiten, welche eingeborene Häuptlinge gegen britische Unterthanen sich zu schulden kommen ließen, bemerkt, die ganze Küste von Sierra Leone abwärts bis zum Coëbora zu annektieren und so eine Verbindung zwischen Sierra Leone und Sherboro herzustellen. Ende 1881 wurde die Turner-Halbinsel, welche der Fluß Bum-Kittam bildet, auf Grund eines aus dem Jahre 1825 datierenden Vertrages einverleibt. Im Jahre 1882 folgten dann die Verträge mit den Häuptlingen des Gallinas- und Gbemnah-Landes und im folgenden Jahre mit den Häuptlingen von Unter-Krim, durch welche die Kolonie so ziemlich das ganze Gebiet, an dessen Erwerbung ihr gelegen war, sich einverleibte.

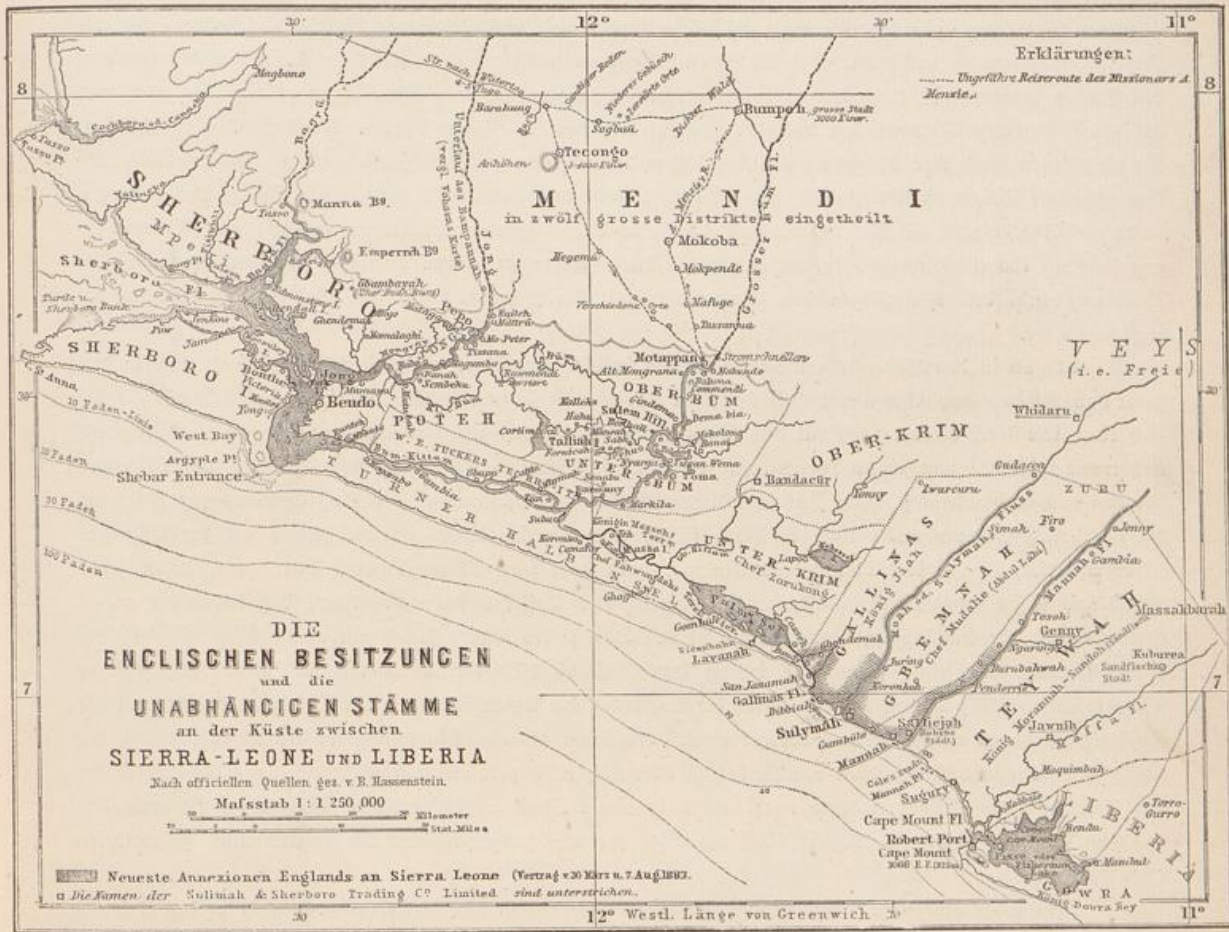


„Sivilisierte“ Neger.

Den Handelsverbindungen, welche das englische Haus Harris und dessen Nachfolger, die Sulimah and Sherboro Trading Co. Limited in dem von den Flüssen Gallinas, Sulimah und Mannah durchströmten Gebiet anknüpften, verdanken wir eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis desselben und der verschiedenen Flußläufe. Die Flüsse an der Sherboro gegenüberliegenden Küste, der Bagru und Jong, sind bisher nur auf einer kleinen Strecke bekannt. Der untere Lauf des Jong ist erst 1882 durch eine zur Züchtigung der Eingeborenen ausgesandte Expedition aufgenommen worden, welche bis Matru gelangte. Im Jahre 1883 fuhr eine englische Expedition, nachdem schon früher der Bum-Kittam bis Barmany und der Kleine Bumfluß bis Taliah von einheimischen Räuberhorden gesäubert worden, auf dem Großen Bumfluß bis Commendi, wobei alle befestigten Plätze des feindslichen Häuptlings Spows zerstört wurden. Es wurde festgestellt, daß der Große

Bum, auf welchem ein lebhafter Handelsverkehr herrscht, bis Motappan schiffbar ist. Längs des Großen Bum reicht überhaupt unsere Kenntnis des Landes am weitesten in das Innere, da dort schon im Jahre 1863 der Missionar A. Menzie in das Land Mendi vordrang.<sup>117)</sup>

Im Osten der Halbinsel Sierra Leone liegt das Timmene-Land, welches der Rokelle durchströmt, eine der wichtigsten Wasserstraßen West-Afrikas, da sich auf ihm der Handelsverkehr mit dem Bergland Kuranko und weiterhin nach dem Sudan bewegt. Seit 1874 war der Verkehr auf dem Flusse gestört, da die Häuptlinge des Timmene-Landes miteinander im Kriege lagen, und erst 1882 konnte man daran denken, den Verkehr mit



dem Innern wieder anzuknüpfen. Die Compagnie du Sénégal et de la Côte occidentale d'Afrique (die ehemalige Marseiller firma C. A. Vermind) rüstete eine Expedition aus, welche längs des Rokelleflusses nach Osten vordringen sollte.<sup>118)</sup> Die Expedition verließ Freetown am 15. November und erreichte am 14. Forodougo, wo der Landmarsch beginnen sollte, da die Fehden der Häuptlinge ein Vordringen auf dem Flusse nicht ratsam erscheinen ließen und zu einem weiten Umweg zwangen. Durch von Europäern noch nie besuchtes Land drang die

<sup>117)</sup> Petermanns Mitteilungen, 1883, Seite 41.

<sup>118)</sup> E. Vohsen, Eine Reise durch das Timmené-Land. Petermanns Mitteilungen, 1885, Seite 373.

Expedition nun gegen Mayosso vor, in das sie am 24. „unter klingendem Spiel der Hofmusikanten des Königs Bey Joffo“ ihren festlichen Einzug hielt. Mayosso liegt am Bampamah, einem Nebenfluß des in den Sherboro mündenden Jong, der hier etwa 200 Fuß breit und 9 bis 12 Fuß tief ist. Während der Regenzeit steigt der Fluß bis 25 Fuß und ist dann sehr reißend, während die Stromschnelligkeit gewöhnlich 100 Yards in 63 Sekunden beträgt. Die vielen Stromschnellen, die sich im untern Lauf des Bampamah befinden, machen ihn dort unschiffbar. Die Expedition mußte mehrere Tage in der durch die letzten Kriege hart mitgenommenen Stadt bleiben, welche auf 152 Häuser zusammengeschmolzen war. Erst am 20. November fanden sich die zu einem Palaver einberufenen Chefs ein und erklärten sich bereit, ein größeres Palaver zu besuchen, welches in Matoggo stattfinden sollte. Dieses wurde am 8. Dezember in Makaber, einem unweit von Matoggo gelegenen Dorfe am Ufer des hier etwa 50 Meter breiten und noch schiffbaren Rokelle abgehalten, und alle anwesenden Häuptlinge erklärten sich bereit, ihren Einfluß aufzubieten, um zwischen den kriegführenden Parteien den Frieden herzustellen. Nach langen Unterhandlungen mit den einzelnen Häuptlingen gelang dies auch, und am 17. Dezember erklärte sich der letzte derselben in dem stark befestigten Mayola bereit, Frieden zu schließen. Die Expedition hatte ihre Aufgabe glücklich gelöst und kehrte nun auf dem Flusse nach Freetown zurück. Sie war etwa 150 Kilometer landeinwärts vorgedrungen, hatte den Rokelle bis fast an die Grenze von Kuranko, in deren Nähe er noch 50 Meter breit und für kleine Boote fahrbar ist, kennen gelernt, und die von ihr angeknüpften Unterhandlungen führten mehrere Monate später zu einem Vertrage zwischen der englischen Regierung und den Häuptlingen des Timmenlandes, durch welchen der Rokelle dem Verkehr wieder eröffnet wurde.

Überall in den Hinterländern Sierra Leones besteht auch heute noch die Sklaverei fort, nur in den unter unmittelbarer englischer Oberhoheit stehenden Gebieten ist sie unterdrückt. Sklaverei und Menschenhandel sind eben, wie Karl Andree sagt, mit den Begriffen der Urafrikaner völlig verwachsen; ihre ganze Gesellschaft, und wenn bei ihnen von einem Staatswesen die Rede sein kann, auch dieses, fußt durchaus auf Sklaverei. In den von England in jüngster Zeit annektierten Gebieten hat namentlich der Fluß Gallinas zur Zeit, als der überseeische Sklavenhandel noch in Blüte stand, eine traurige Rolle gespielt. Einer der berühmtesten Sklavenhändler, Don Pedro Blanco aus Malaga, hatte dort seine Sklavendepots, Baracones, deren jedes 500 Neger fassen konnte, und ein kleines Heer bewaffneter Aufseher wachte darüber, daß keines der armen Opfer, welche der Einschiffung harnten, entschlüpfte. Don Pedro wurde durch sein abscheuliches Geschäft ein reicher Mann, denn sein Jahresumsatz betrug durchschnittlich 10000 Sklaven, und im Jahre 1839 setzte er sich zur Ruhe. Bald darauf wurden durch die Engländer die letzten Spuren seiner Thätigkeit vertilgt und die am Ufer errichteten Sklavenkerker niedergebrannt. Gleichsam als eine Erinnerung an den Sklavenhandel, der einst hier so schwunghaft betrieben wurde, besteht aber trotz aller philanthropischen Bestrebungen der Engländer und Amerikaner die Sklaverei heute noch faktisch in einem Staat an dieser Küste, in welchem sie am allerwenigsten bestehen sollte: in Liberia, der als Asyl für die freigewordenen Neger Amerikas gegründeten Republik.

Die an der Südgrenze Sierra Leones gelegene Negerrepublik Liberia gehört zwar nicht in den Rahmen dieses Werkes, welches sich nur mit Kolonien europäischer Völker beschäftigt, da aber in Liberia auch der deutsche Handel vertreten ist, wollen wir an demselben nicht vorübergehen, ohne wenigstens einen flüchtigen Blick auf die dortigen Verhältnisse geworfen zu haben. Auch dieser Negerstaat verdankt seine Entstehung philanthropischen Bestrebungen, welche durch den Sklavenhandel hervorgerufen wurden. Unter dem Namen „Nordamerikanische Kolonisationsgesellschaft“ bildete sich Ende 1816 in den Vereinigten Staaten von Amerika ein Verein, welcher den in den traurigsten Verhältnissen lebenden freien Negern, deren Zahl auf mehr als 200000 geschätzt wurde, die Ansiedelung in West-Afrika ermöglichen wollte. Im Jahre 1818 wurde die erste Ansiedelung auf der Insel Campelar bei Sherboro gegründet, von wo die Kolonisten aber bald nach Sherboro übersiedelten, da in wenigen Monaten der vierte Teil derselben durch Sieber war dahingerafft worden. Auch

die neue Niederlassung war in sehr ungesunder Gegend angelegt, weshalb 1822 eine nochmalige Verlegung stattfand, und diesmal fand man einen geeigneten Platz auf der breiten Landzunge, welche in das Kap Mesurado ausläuft. Die neue Kolonie erhielt den Namen „Liberia“ (Freiland) und die auf der Landzunge entstehende Stadt ward Monrovia genannt, zu Ehren des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Mr. Monroe. Erst nach langen Unterhandlungen gelang es, den eingeborenen Häuptlingen das nötige Land abzukaufen, da sie ein festgewurzelter Aberglaube von einem Verkauf abschreckte. Die Republik umfaßte ein Gebiet von etwa 8 □ Meilen und stand unter der Leitung des Dr. Ayres und des Predigers Jehudi Ashmun, eines energischen Mannes, der mit eiserner Hand in dem Chaos, das er vorfand, Ordnung schuf und die Stadt mit Erfolg gegen die bald feindlich auftretenden Negerstämme des Binnenlandes verteidigte. Die Bevölkerung vermehrte sich rasch durch neuen Zuzug aus den Vereinigten Staaten, und die Zahl der Plantagen belief sich bald auf mehrere hundert. Jetzt umfaßt die Negerrepublik ein Gebiet von etwa 24800 □ Kilometer mit einer Bevölkerung von 718000 (?) Seelen.

Seit der Mitte der zwanziger Jahre entwickelte sich der Freistaat rasch, seine Grenzen wurden nach Norden bis zum St. Paulsfluß vorgeschoben und auch landeinwärts große Strecken annektiert, aber mit der Vergrößerung Liberias und dem Wachstum seiner Bevölkerung hielten die Fortschritte in seiner innern Entwicklung nicht gleichen Schritt. Obwohl einzelne Männer, wie der Präsident Stephen Allen Benson<sup>119)</sup> durch Tüchtigkeit und strenge Rechtflichkeit sich auszeichneten, so nahm doch die Korruption immer mehr überhand und führte zu den unerquicklichsten Situationen, da sie nicht auf die unteren Beamtenkreise beschränkt blieb, sondern schließlich sogar der Präsident Mr. Roy ihr Opfer wurde. Dieser wackere Mann hatte, unterstützt von englischen Negerfreunden, in England eine Anleihe zustande gebracht, deren Betrag zur Beseitigung von allerlei Übelständen in Liberia verwendet werden sollte. Der Herr Präsident fand es aber vorteilhafter, die Übelstände fortbestehen zu lassen und einen großen Teil der Anleihe — etwa 40000 Pfund Sterling — in seine Tasche zu stecken. Die Unterschlagung wurde entdeckt, der Präsident von dem vollziehenden Ausschuss für abgesetzt erklärt und ins Gefängnis gebracht. Es gelang ihm aber zu entfliehen, er erreichte den Hafen und sprang in das Meer, um sich auf ein im Hafen ankerndes europäisches Schiff zu retten, aber seine Kräfte verließen ihn und er ertrank.

Diesem skandalösen Vorfall verdankte es die Negerrepublik, daß sich eine Zeitlang alle Welt mit ihr beschäftigte, aber die verrotteten Zustände wurden deshalb doch nicht besser. Wie in Sierra Leone tritt auch hier der Neger dem Weißen ungemein prozig entgegen, und die Streitigkeiten zwischen Weißen und Schwarzen nehmen gar kein Ende. Die ersteren sind hier wenn möglich noch recht und schutzloser wie in Sierra Leone. Trotz der schön gefärbten Berichte der philanthropischen Vereine ist es um das Schulwesen schlecht bestellt, und das Christentum hat auch hier noch so wenig tiefe Wurzeln geschlagen, daß Rückfall in die heidnischen Gewohnheiten gar nicht selten ist.

Die Lage dieses Negerfreistaates ist heute nichts weniger als glänzend, und die amerikanische Kolonisationsgesellschaft mußte selbst schon in ihren Berichten eingesehen, daß die amerikanischen Neger durchaus nicht jenen Einfluß auf ihre afrikanischen Brüder ausüben, den man erwartet hatte, und daß die erzielten zivilisatorischen Erfolge das aufgewendete Geld nicht wert seien. „Besser wäre es jedenfalls, wenn die Kolonisationsgesellschaft sich der Neger in Amerika annehmen und für deren Zivilisation sorgen wollte. Von ungebildeten Leuten kann man nicht verlangen, daß sie einen zivilisierenden Einfluß ausüben, namentlich in einem Lande, in welchem Kirchen und Schulen noch so dünn gesät sind wie in Liberia.“ Anstatt die heidnischen Neger zu sich emporzuziehen, sinken die aus Amerika Ankommenden meist sofort auf die niedrige Kulturstufe der

<sup>119)</sup> Benson bereiste 1862 Europa und kam auch nach Berlin, wo er von unserem Reichskanzler — damals noch Herr von Bismarck — zur Tafel gezogen wurde. Er saß bei Tische zur Rechten der Frau des Hauses und erregte mit dem linken Tischnachbar derselben, dem Gesandten Japans, das Interesse der Gäste in hohem Grade. Allgemein staunte man den Neger an, der sich wie ein geborener Gentleman zu bewegen wußte.

Afrikaner herab, werfen die europäischen Kleider weg und begeben sich ins Innere zu den wilden Stämmen, deren Sitten sie rasch annehmen.

Welcher Art die sozialen Zustände in der Republik sind, zeigt ein von O. Lenz mitgeteilter,<sup>120)</sup> von einem Neger geschriebener Artikel der „African Times“, den wir hier einschalten: „Das hauptsächlichste Geschäft



Kap Mount.

unserer Legislatur während der Sitzung vom Dezember 1870 [1871] bestand in Ehescheidungen. Fünzig Frauen wurden von ihren Männern rechtskräftig geschieden, von besonderem Interesse waren nur zwei Fälle. Eine der Frauen war von ihrem Manne nach Amerika gesandt worden; dieser verlangte dann geschieden zu werden, und die Legislatur willigte ein, ohne die Frau gehört zu haben. In einem andern Falle ließ sich der Mann



für einen Sixpence Früchte in Sierra Leone.

scheiden, weil die Frau vor 12 Jahren Ehebruch begangen hatte; er lebte trotzdem mit ihr zusammen, war aber jetzt in bessere Umstände gelangt und setzte nun die Scheidung durch, weil er die Frau los sein wollte. Einige der Gesetzgeber waren bestochen; Bestechung ist hier allgemein, ob aber die Legislatoren in diesen

<sup>120)</sup> Dr. Oskar Lenz, Skizzen aus West-Afrika. Selbsterlebnisse. Berlin, A. Hofmann & Co., 1877, Seite 227.

fällen bestochen waren oder nicht — genug, sie haben das Land um 50 Prostituierte reicher gemacht. Wir haben aber schon genug Prostituierte in unserem Lande; Silbergeld und bunter Kattun sind allzugroße Versuchungen für unsere Frauen, und es giebt unter diesen nur sehr wenige, verheiratete und unverheiratete, welche für diese Artikel sich nicht dem ersten besten Mann hingeben. Es giebt Fälle genug, daß Leute, die in einer Woche getraut wurden, in der nächsten sich bereits trennten, während andere sich von ihren Frauen scheiden



Krieger aus dem Hinterlande von Sierra Leone.

ließen, eine andere nahmen und sich nach ein paar Wochen die erste wieder antrauen ließen. Aber was sollen die armen Frauen anfangen — sie haben keine Arbeit und die Regierung hat kein Geld, um es in Umlauf zu setzen. Die Hungersnot wird schwer im Lande empfunden und das Volk geht in Lumpen und Sehen einher. Die Regierung legt dem Volk schwere Steuern auf, welches dieselben nicht zahlen kann; sie schraubt die Abgaben ungeheuer in die Höhe, um die Fremden abzuhalten, in das Land zu kommen. Ich

habe täglich die Leute aus bloßem Hunger in den Straßen taumeln gesehen. Die Regierung und die vom Volk frei gewählte Legislatur hat alle diese Übel und Not über uns gebracht. Sie hat Gesetze erlassen, um den Fortschritt des Landes und des Volkes aufzuhalten, und man konnte hier einige sehen, die noch stolz darauf sind, daß sie 50 Ehescheidungen jetzt durchgesetzt haben, ohne zu bedenken, daß sie dadurch in dieser kleinen Stadt 50 Weiber der Prostitution in die Arme geworfen haben. Wenn hier jemand die Legislatur bestimmen will, etwas für ihn zu thun, so giebt er ein Gastmahl, bei welchem er den Gesetzgebern irgend etwas vorsetzt, was sie in ihren Häusern nicht haben; dann legt er seine Wünsche vor ihnen auf den Tisch und auf der Stelle entscheiden sie zu seinen Gunsten. Die wenigen Kaufleute (die eigentlichen Herren des Landes und die sogenannten Wohlthäter desselben) schwagen dem Volke vor, es solle ja die Konstitution nicht ändern; geschähe dieses, so würden die weißen Leute Bürger und schließlich das Land an sich reißen. Dabei malen sie dem gemeinen Volk die Grausamkeit aus, die sie einst unter ihren weißen Herren in Amerika erlitten, und daß die Weißen sie wieder zu Sklaven machen würden, wenn die Konstitution geändert würde. Und die Masse des Volkes in Liberia ist so unwissend, daß sie ihrem eigenen Interesse gegenüber blind bleibt. Das ist der gegenwärtige Zustand Liberias, und er wird von Tag zu Tag schlimmer.“ So urteilen vernünftige schwarze Liberianer über ihren Freistaat. Im Laufe der Zeit wird sich wohl auch die Unmöglichkeit der Fortdauer dieser Zustände herausstellen und die so streng verpönte Teilnahme der Weißen an den Regierungsgeschäften sich doch nötig erweisen. Eine Anlehnung und Oberhoheit Englands dürfte bessere Zustände herbeiführen. Die finanziellen Verhältnisse des Landes sind schlecht und im Jahre 1871 betragen nach dem in Monrovia erscheinenden „Republican“ die Jahreseinnahmen nicht mehr als 50 000 Dollars; und damit soll ein Land regiert werden, das über 400 Quadratmeilen groß ist. Der Berichterstatter in der „African Times“ erzählt dann weiter: „Hier sitzen wir mit gefalteten Händen, umgeben von Urwald, der bis an unsere Thüren reicht, in dem Leoparden, Hirsche, Schlangen und alle Arten wilder Bestien hausen; unsere Straßen sind nur ein elender Fußpfad, so daß, wenn unsere „ladies“ nach dem Regen ausgehen, sie im Schmutze versinken. Wir müssen uns vor uns selber schämen, denn wir haben es nicht verstanden, unsere Privilegien und die günstigen Gelegenheiten auszunutzen; wir haben nichts für unser Land, nichts für unsere heidnischen Brüder gethan, ausgenommen, daß wir sie zu Holzhauern und Wasserträgern machten; nichts ist geschehen, um den Handel zu ermutigen; nichts um die Hilfsquellen des Landes zu entwickeln, nichts für die Erziehung der Kinder. Haben wir eine Hütte gebaut und einen kleinen Fleck urbar gemacht, um darauf einige Kartoffeln und Cassaven zu pflanzen, dann glauben wir ein großes Ding vollbracht zu haben. Dann gehen wir faulenzend umher, sind stolz auf unsere Freiheit und denken, was wir doch für ein herrliches Land haben!“

Die Regierung der Republik befindet sich in den Händen eines Präsidenten, dem eine durch Wahlen hervorgegangene Kammer zur Seite steht. Bei den Wahlen ruht die Entscheidung ausschließlich bei den reichen Kaufleuten und Plantagenbesitzern, und dies ist eine der Hauptursachen, warum die vielen Übelstände, welche nur der Geldaristokratie zu gute kommen, nicht beseitigt werden.<sup>121)</sup> Die Politik, welche diese Koterie verfolgte, gipfelte gleich von Anfang an darin, daß man den Handel der Weißen möglichst einzuschränken suchte, indem man ihnen nur in 5 Hafensplätzen den Verkehr gestattete und die Erwerbung von Grund und Boden völlig untersagte. Unter Mißachtung aller Reklamationen wurde ferner die Konsolidierung der Staatsschuld durchgeführt, und die in Liberia ansässigen europäischen und amerikanischen Firmen, welche dem Staat Geld geliehen hatten, mußten sich der sie schwer schädigenden Maßregel fügen. Trotzdem sank das Papiergeld, von dem das Land überschwemmt wurde, bald bis auf 50 Prozent des Nominalwertes, der Staat sah sich gezwungen, die Hilfe der geringgeschätzten Weißen in Anspruch zu nehmen, um der Kalamität ein Ende

<sup>121)</sup> S. The statute laws of the Republic of Liberia, carefully compiled from the laws of the commonwealth and the laws of the Republic; with the declaration of the independence and the constitution of the Republic of Liberia with its amendements etc. Monrovia, G. Killian, 1856. Seite 251.

zu machen, und es kam 1871 in England eine Anleihe von 1 Million Pfund zustande. Diese Anleihe sollte mit 7 Prozent verzinst werden, aber die Gläubiger der Republik warten heute noch auf Zahlung der Zinsen, welche gleich im ersten Jahre unterblieb, und die Zurückzahlung der Anleihe, welche 1886 erfolgen soll, wird wohl in gleicher Weise unterbleiben.<sup>122)</sup> Bei nur einigermaßen geordneter Wirtschaft brauchte Liberia nicht nur keine Schulden zu haben, sondern könnte ein wohlhabendes Land werden, denn der Boden ist auch hier sehr ertragsfähig, und der Zwischenhandel mit den Eingeborenen, den Mandingas, kann eine Quelle des Reichtums für die Kaufleute Liberias werden.

Der Hauptausfuhrartikel ist augenblicklich Kaffee, von dem eine vorzügliche Sorte auf den Markt gebracht wird. In Liberia selbst kostet das Pfund 18 bis 22 Cents, und die Ausfuhr übersteigt bereits eine Viertel-Million Kilo.<sup>123)</sup> Kolanüsse wachsen am Cap Mount und am St. Pauls-Fluß wild und bilden einen bei den Negerstämmen sehr beliebten Handelsartikel. Das Zuckerrohr gedeiht ebenfalls gut, wird aber nur wenig gepflanzt, ebenso wie die an wertvollen Holzarten (Zedern- und Ebenholz, Mahagoni, Rosenholz, schwarzer Gummi) reichen Wälder auch nur in geringem Maße ausgebeutet werden. Die freien Bürger von Liberia sind keine Freunde schwerer Arbeit, wie ihre Stammverwandten, die „zivilisierten“ Neger von Sierra Leone, und nur wenige beschäftigen sich selbst mit der Kultur ihrer Plantagen, während die Mehrzahl dieselbe bezahlten Arbeitern aus dem Hinterlande überläßt. Unter solchen Umständen darf es nicht überraschen, daß die weitaus größere Menge der Landeserzeugnisse, welche im Export Liberias eine Rolle spielen, aus den Dörfern der Mandingas im Binnenlande kommt. Palmöl und Palmkerne sind darunter mit den größten Zahlen vertreten,<sup>124)</sup> ferner Ingwer, Zucker, Kautschuk, Arrowroot, Gummi, Elfenbein und Gold.<sup>125)</sup> Auch die Seife, in deren Fabrikation die Mandingas große Fertigkeit erlangt haben, bildet einen in Liberia und den Nachbargebieten sehr gesuchten Handelsartikel.

Eingeführt werden Baumwollwaren, Tabak, Salz, Spirituosen, Kleider, landwirtschaftliche Geräte, Pulver, Kauris u. s. w., im allgemeinen dieselben Artikel, welche längs der ganzen westafrikanischen Küste importiert werden.

Im Handel Liberias nimmt die deutsche Kaufmannswelt eine hervorragende Stellung ein. Die Konkurrenz, welche sie zu überwinden hat, ist sehr groß, denn es sind außer den deutschen noch amerikanische, englische und holländische Häuser an der Küste vertreten. Nach amerikanischen Angaben soll der Import hauptsächlich in den Händen amerikanischer Häuser sich befinden, insofern als amerikanische Waren entweder direkt von dort oder auf dem Wege über Europa durch deutsche oder englische Firmen eingeführt werden. In Rum und Tabak beherrscht Amerika zweifellos den liberischen Markt, während in bezug auf andere Artikel Deutschland die erste Stelle einnimmt. Nach den deutschen Konsulatsberichten soll der größere Teil des liberischen Handels sich in deutschen Händen befinden.

Es kommen in Liberia nur 3 Firmen\* in Betracht: eine deutsche, C. Wörmann in Hamburg, eine holländische, Hendrik Muller & Co. in Rotterdam, und eine amerikanische, Vates & Porterfield in New-York. Die deutsche und holländische Firma besitzen Faktoreien in allen 5 Hafenplätzen Liberias, und sie sowohl als auch die amerikanische Firma senden ihre eigenen Dampf- und Segelschiffe an die Küste. Außer denselben

<sup>122)</sup> Herr Büttigkofler, Assistent am Museum zu Leyden, hat die Geschichte dieser Anleihe in einem Vortrag beleuchtet, den er am 28. Oktober 1882 in der geographisch-kommerziellen Gesellschaft zu St. Gallen hielt.

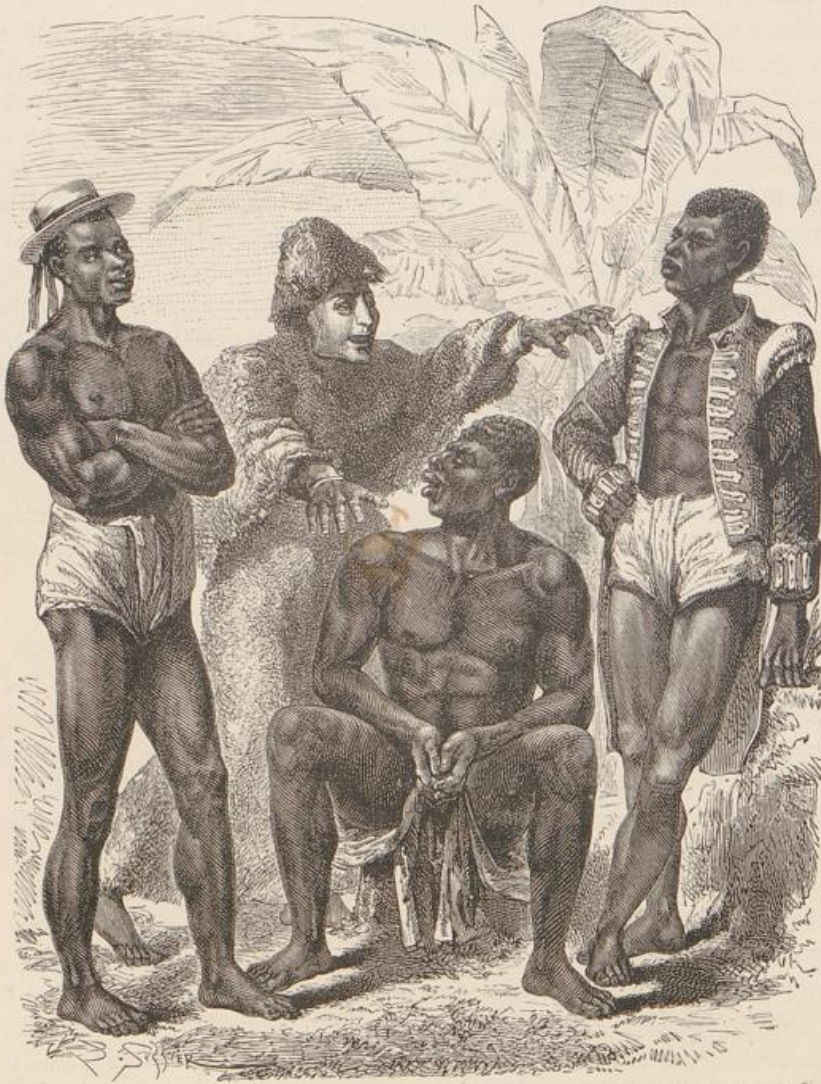
<sup>123)</sup> Gleichzeitig hat die Ausfuhr von Kaffeebäumen so zugenommen, daß man an ein Verbot der Ausfuhr zu denken begann.

<sup>124)</sup> Die Eingeborenen verlangen für das Palmöl stets denselben Preis. Um bei den Preisschwankungen auf dem europäischen Markt nicht zu Schaden zu kommen, muß der Kaufmann die Differenz durch den Preis der Waren, welche er den Eingeborenen liefert, auszugleichen suchen. Dadurch, daß er in Waren zahlt, reduziert sich der Preis des Palmöls um etwa 50 Prozent.

<sup>125)</sup> Eine Ein- und Ausfuhr-Statistik gehört in Liberia noch zu den unbekanntesten Einrichtungen. Man ist völlig auf die Berichte der fremden Konsule angewiesen, welche den Umfang des Handels nur annähernd abzuschätzen vermögen.

*Kjula und J. R. Viator*

besuchen Liberia regelmäßig große Postdampfer zweier englischer Gesellschaften (der African Steamship Company und der West-African Navigation Company), deren sich die wenigen liberianischen Firmen zur Versendung ihrer Exportartikel bedienen, und welche auch den überseeischen Postverkehr der Republik vermitteln. Die englischen Dampfer werden gegenüber den deutschen begünstigt, insofern sie das Tonnengeld im Betrage von  $\frac{1}{2}$  Dollar per Tonne, welches von allen deutschen Schiffen erhoben wird, nicht zu entrichten haben, weil



Kruneger.

sie Frachten liberianischer Kaufleute führen.<sup>126)</sup> Früher legten diese Dampfer regelmäßig in Kap Palmas, Sinoe, Grand Bassa und Monrovia an, seit kurzem wird aber Monrovia nur dann angelaufen, wenn man sicher ist, dort genügende Fracht zu finden. Der bedeutendste Exporthafen Liberias ist Grand Bassa; Mon-

<sup>126)</sup> Export, 1882, Seite 156.



Der König von Groß-Bassam und sein Gefolge.



Der König von Groß-Sasam und sein Gefolge.

rovia, die Hauptstadt, war nie ein lebhafter Handelsplatz. Der Handel ist auch hier trotz der vielen europäischen Einrichtungen überwiegend noch ein Tauschhandel, da die Faktoreien es vermeiden, von liberianischem Papiergeld mehr anzunehmen, als sie zur Deckung ihrer Abgaben brauchen. Bares Geld ist überhaupt, außer Monrovia, im Lande sehr selten.<sup>127)</sup> Allgemein wird von den ausländischen Kaufleuten über die unbefriedigenden Gerichtsverhältnisse und über verschiedene gesetzliche Bestimmungen geklagt, durch welche die betrügerische Krida erleichtert und eine Festigung des Vertrauens im Handelsverkehr sehr erschwert wird. Kann doch ein Kaufmann, mag er noch so verschuldet sein, jederzeit sein ganzes Vermögen seiner Frau oder seinen Kindern abtreten, und die Gläubiger haben das Nachsehen.<sup>128)</sup>

England betrachtet die herabgekommene, ihrem Bankerott entgegengehende Republik schon längst mit begehrenden Blicken, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß man die im Jahre 1886 fällig werdende Anlehensforderung zu benutzen gedenkt, um den englischen Einfluß in Liberia fest zu begründen. Ingeheim ist schon so manche Intrigue gesponnen worden, durch welche Konflikte zwischen England und der Republik heraufbeschworen werden sollten. Ein gewisser Harris, der mit den angesehensten Häuptlingen des Hinterlandes verschwägert ist, hat sich dabei besonders hervorgethan. Vor 12 Jahren hegte er die Bays und Karsuros gegen Liberia auf, deren Angriff jedoch von den Liberianern abgeschlagen wurde. Harris stand sich dabei nie schlecht, denn mochte seine Partei siegen oder unterliegen, er kam stets mit Entschädigungsansprüchen, und da die englische Regierung seine Forderungen kräftig unterstützte, mußte Liberia sich schließlich bequemen, ihm 30000 Dollars Schadenersatz zu zahlen. Geld ist jedoch in der Staatskasse der Republik nie in Überfluß vorhanden, und so wurde denn auch in diesem Falle der Kläger nicht mit Geld entschädigt, sondern die Republik trat ihm (beziehungsweise England) ein Gebiet von 150 englischen Meilen Küstenlänge ab.<sup>129)</sup>

An der heute zum großen Teil von Liberia eingenommenen Pfefferküste (so genannt nach dem hier häufigen Paradies-Jingwer, *Amomum granum Paradisi*), begegnen wir auch bereits den Vertretern jenes Volkes, nach welchem diese Küste auch Kruküste benannt worden ist, den Krunegern oder Krumännern.

Ohne die Kruneger wäre auf einem großen Teil der Westküste den Europäern aller Handelsverkehr unmöglich. Kein Schiff, schreibt Winwood Reade, kann dort lange in einem Hafen liegen, ohne daß ein großer Teil der Mannschaft durch Krankheiten arbeitsunfähig wird, und namentlich in den Öflüssen wird die Mannschaft der vor Anker gehenden Schiffe oft so dezimiert, daß die Schiffe ihre Fahrt nicht fortsetzen könnten, wenn

<sup>127)</sup> J. Böttigkoper, *Mededeelingen over Liberia*. Amsterdam, 1884.

<sup>128)</sup> Eine hübsche Skizze liberianischen Lebens giebt Dr. E. Weinek, der Monrovia mit der „Gazelle“ besuchte: „Im Konsulate finden wir die schwarze Dienerschaft in festlicher Aufregung, um alles für das nachmittägige Diner, zu welchem die Minister der Republik, die Offiziere der „Gazelle“ und wir eingeladen sind, würdig vorzubereiten. Während wir auf die Würdenträger der Republik warten, fesseln uns zwei Szenereien, die sich vor dem Hause abspielen. Wir sehen einen Affen, welcher, an ein schweres Stück Holz gefettet, von einem Negerjungen zu den tollsten Sprüngen veranlaßt wird; dabei bemüht sich der Junge, Bewegung und Geberde des Tieres nachzuahmen, was ihm so vorzüglich gelingt, daß man oft beide verwechselt. Das andere Bild ist ernsterer Art. Man sieht Negersträflinge, die mit Ketten aneinander geschmiedet sind und Holz auf dem Kopfe, wie das hier üblich, tragen. — Bald erscheinen auch die schwarzen Minister in Balltoilette, weißer Weste und weißen Handschuhen. Ihre von Vollbärten eingerahmten Gesichter sehen ernst und intelligent aus; nur der Konsul der Republik Haiti, mit braunem, verschrumpftem Mulattengesicht, falschem Gebiß und einem stets verbindlichen Lächeln erregt Heiterkeit, da er die deutsche, goldbetreفته Konsuluniform trägt, welche er von dem Vorgänger des Herrn Brohm erworben haben soll. Der Unterrichtsminister ist Methodist, breitet zu Beginn der Mahlzeit die Hand zum Segen aus und spricht ein Gebet; dann folgt ein solennes Diner mit Schildkrötensuppe, Siegens-, Puter- und Hühnerbraten, afrikanischen Kartoffeln, tropischen Früchten, guten Rheinweinen und Champagner. Die Bedienung besorgen 8 flinke Negerknaben, welche von einem alten, befrachteten Neger mit feldherrnblid dirigiert werden. Die Konversation geht englisch. Als die Coafte an die Reihe kommen, entwickeln die Schwarzen eine wunderfame Beredsamkeit und gedenken mit diplomatischem Geschick der ruhmreichen Erfolge Deutschlands im Kriege 1870—71. Während dieser Reden ereignete es sich, daß einige der vom Mechaniker in einer Papierdüte verwahrten Krabben frei wurden und unter dem Tische nach allen Seiten auseinanderstoben. Als hierauf plötzlich sämtliche Negerjungen hinter diesen Ausreißern herjagten, ließ unser Ministerdiner an Komik nichts zu wünschen übrig.“ Dr. E. Weinek, *Ein Besuch der Negerrepublik Liberia an der Westküste Afrikas*. Daheim, XVIII. Band, Seite 318.

<sup>129)</sup> Im „Ausland“ lenkte D. Gronen die Aufmerksamkeit deutscher Kreise auf Liberia: „Wenn Deutschland mit einigen Millionen Mark der sterbenden Republik unter die Arme griffe, wäre wohl etwas zu erzielen.“ D. Gronen, *Eine Negerrepublik in Afrika*. Das Ausland, 1885, Seite 154.

sich keine Gelegenheit böte, die entstandenen Lücken wieder zu füllen. In einer solchen Gelegenheit fehlt es aber nie, denn die Kruneger sind stets bereit, sich als Matrosen anwerben zu lassen, und ihr herkulischer Körperbau läßt sie dazu vortrefflich geeignet erscheinen. Sie erhalten monatlich 3 bis 5 Dollars Lohn, wovon ein Monatslohn vorausgezahlt wird, und der Kapitän oder Kaufmann, der sie in seinen Dienst nimmt, muß sich kontraktlich verpflichten, sie nach Ablauf der vereinbarten Dienstzeit kostenfrei in ihre Heimat zurückzubefördern. Ihre Verpflegung besteht in 1½ Eiter Reis per Tag, und an Sonntagen erhalten sie Fleisch oder Fische, zuweilen auch eine kleine Ration Rum. Die Kruneger sind sehr fleißige Arbeiter, dabei mäßig und sparsam, und all ihr Streben ist darauf gerichtet, eines Tages mit einem möglichst großen Verdienst nach Hause zurückzukehren. Müdigkeit scheinen die Kruneger überhaupt nicht zu kennen. Wenn ihre anstrengende Tagesarbeit vollbracht ist, denken sie nicht an Ruhe, sondern versammeln sich sofort nach ihrem bescheidenen Mahl im Zwischendeck, um dort bei den Klängen einer Harmonika im Mondschein oft noch bis Mitternacht zu tanzen. Die ausgelassenste Fröhlichkeit herrscht aber unter ihnen, wenn ihr Kontrakt abgelaufen ist und sie sich zur Heimreise rüsten. Man gebe einem Kruneger alle Schätze der Erde, er wird sich doch unglücklich fühlen, wenn er nicht in seine Heimat zurückkehren kann. Die Liebe zur Heimat und zur Freiheit sind die Grundzüge seines Charakters, und die Sklavenhändler sollen, wie Winwood Reade erzählt, Kruneger nie ausgeführt haben, weil dieselben sämtlich unterwegs vor Heimweh starben. Wenn ein Trupp Kruneger heimkommt, gerät aber auch das ganze Dorf in Aufregung. Verwandte und Freunde finden sich zur Begrüßung des Ankömmlings ein, hauptsächlich jedoch, um ihren Anteil an den Geschenken in Empfang zu nehmen, welche der Wiedergekehrte verteilen wird. Der größere Teil des oft mehrjährigen Verdienstes geht auf diese Weise in fremde Hände über, aber kein Kruneger wird sich dagegen sträuben, denn lieber würde er all sein Hab und Gut hingeben, als für geizig gelten.

Alle Kruneger<sup>130)</sup> sind freie Leute. Häufig werden Krunboys oder Kroomen mit den Krumanos (ein portugiesisches Wort) verwechselt. Die Krumanos sind Sklaven, die Krunboys oder Kroomen dagegen sind freie Angehörige eines Volkes, welches sich selbst Grebo nennt und früher Klaho hieß. Sie sollen am Anfang des 17. Jahrhunderts, von Peulhs und Mandingas aus ihrer Heimat vertrieben, in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert sein.<sup>131)</sup>

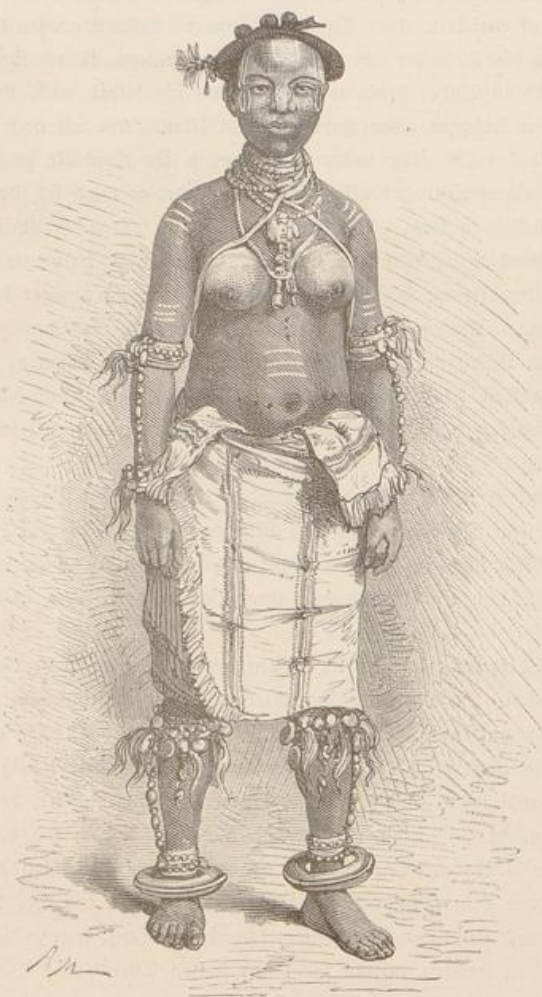
Winwood Reade schildert recht lebhaft die Szenen, welche sich an Bord eines Schiffes abspielen, wenn Kruneger gemietet werden sollen. Die Leute werden untersucht, wie ein Rosskamm ein Pferd oder ein Pflanzler auf der Auktion einen Sklaven untersucht. Sobald die Tauglichen aus der Masse ausgeschieden sind, wird ein Kontrakt unterzeichnet und die Krus erhalten einen Vorschuß, welchen der König sofort in Beschlag nimmt. Reade erinnert die Unterhandlungen an die Geschichte von dem Schauspieler, der, nachdem er all sein Hab und Gut verpfändet hatte, zuletzt sich selbst verpfändete und seinem Direktor den Pfandschein sandte. Die Krus hatten Geld von ihrem König geliehen und sich dagegen verpfändet. Reade war der Direktor, welcher durch Bezahlung ihrer Schulden dem Pfandverhältnis ein Ende machte, um ihre Dienste sich zu sichern.

Nachdem wir fast zwei Tage gewartet hatten, schreibt O. Lenz, kam endlich der Häuptling, von dem wir die Kru-Arbeiter engagieren wollten, an; er führt den stolzen Titel König Grando. Es war eine nicht große, aber sehr kräftige Gestalt mit sehr energischen Gesichtszügen und von echtem Negertypus. Er trug ein Stück rotes Baumwollzeug um den Leib, darüber ein weißes Hemd, worüber noch ein mit roten, weißen und blauen Streifen verzierter, sehr weiter, aber kurzer Mantel ohne Ärmel geworfen war, ein Kleidungsstück, wie es bei den Arabern am Senegal allgemein verbreitet ist; bis zu Hosen aber hatte er sich nicht aufschwingen können. Als Kopfbedeckung diente ein neuer schwarzer Filzhut; am Gürtel trug er einige prachtvolle Eckzähne von Leoparden, eine Art Fetischzeichen, nach dem die croo-boys ungemein begierig sind. Man kann den

<sup>130)</sup> Der Name Kru (Kroo) soll aus dem englischen Worte crew (Schiffsmannschaft) entstanden sein.

<sup>131)</sup> Thompson, A narrative of the expedition to the river Niger in 1841. London 1848.

letzteren in den Faktoreien keine größere Freude bereiten und sie nicht besser zur Arbeit anspornen, als durch Versprechen von Tigerzähnen. (An der ganzen Westküste wird der Leopard fälschlich als Tiger bezeichnet; letzterer kommt daselbst natürlich nicht vor.) König Grando spricht leidlich Englisch, d. h. jenes Negerenglisch, das auch Engländer erst lernen müssen, wenn sie an die Westküste kommen, und weiß sich auch sonst recht gut zu benehmen, besonders bei Tisch, als er mit allem Anstand und wußte sehr wohl zur großen Genugthuung der



Fetischfrau.

anwesenden Engländer die Gabel mit der linken Hand und das Messer mit der rechten zu handhaben! Jede Speise teilte er mit seinem Bruder, einem baumlangen, starken Burschen, der ihm nicht von der Seite wich, sich aber nicht zu Tisch setzte, sondern an der Erde als. Grando trank gern Bier; Rum war natürlich auch seine schwache Seite und beim Anblick des großen Fasses Brantwein, das ihm als Geschenk verehrt wurde, konnte er seine Freude kaum verbergen, obgleich das nil admirari bei den Negerfürsten außerordentlich im Gebrauch ist. Ehe er übrigens das Faß Rum annahm, mußte es geöffnet werden und sowohl einige



Polizeimeister aus Uffini.

Dolmetsch.

Kru-Leute als auch die Matrosen unseres Schiffes mußten vor seinen Augen den Rum kosten, da er fürchtete, vergiftet zu werden! Wie berechtigt diese Vorsicht bei den Negerhäuptlingen ist, geht unter anderem daraus hervor, daß König Grando von Grand Cefz wirklich wenige Monate später an Gift gestorben ist, das ihm ein Rivale beigebracht hatte! Nach langem Hin- und Herreden hatten wir endlich vierzig *croo-boys* als Arbeiter engagiert; dieselben verdingen sich gewöhnlich auf zwei bis drei Jahre für einen Monatsgehalt von 4 bis 6 Dollars, welche Summe aber nicht in Geld, sondern in europäischen Waren ausgezahlt wird, deren Wertbestimmung allerdings meistens in den Händen des Europäers liegt. Indes haben sich doch schon an vielen Orten, besonders da, wo verhältnismäßig geordnete Zustände herrschen, im Laufe der Zeit für europäische Güter (Zeuge, Gewehre, Pulver, Rum, Salz u. s. w.) bestimmte und von beiden Parteien anerkannte Werte bei Bezahlung für geleistete Dienste oder beim Einkauf von Naturprodukten entwickelt.

Man lernt die Kruneger erst recht schätzen, wenn man jene Gegenden der Westküste erreicht, in welchen ihre Stelle als eingeborene Matrosen der Stamm der Kabinda einnimmt, der weder so fleißig und willig, noch so ehrlich ist wie die Kruneger. Die letzteren sind das einzige Gute, was die an Schattenseiten so reiche Pfefferküste aufzuweisen hat.

Beim Kap Palmas beginnt die ziemlich dicht bevölkerte Elfenbein- oder Zahnküste. Auf alten Karten ist dieselbe in die Küste der bösen und der guten Leute geteilt. Heute nimmt die westliche Hälfte das Gebiet der im Jahre 1833 von Nordamerikanern gegründeten Neger-Republik Maryland ein, welches später mit Liberia vereinigt wurde, während die östliche Hälfte in eine Unmasse kleiner Staaten unter eingeborenen Königen oder Häuptlingen zerfällt.

Der östliche Teil der Elfenbeinküste, wo sich große Lagunen tief ins Land hinein erstrecken, hat von den Europäern den Namen Quaquaküste erhalten, weil die Eingeborenen das Wort Quaqua, welches in ihrer Sprache „ja“ bedeutet, auffallend oft gebrauchen. Die Lagunen und die in dieselben mündenden Flüsse, der Bassam, Komoeß, Assini u. s. w. sind in neuerer Zeit von französischen Ingenieuren aufgenommen worden. Sobald man die vor dem Komoeß lagernde Barre passiert hat, breitet sich der Fluß seeartig aus, aber Ansiedelungen sind nirgends sichtbar, da sie hinter den dichten Mangrovenwäldern an den Ufern verborgen sind. Hinter der Grenze des Brakwassers ändert sich die Landschaft: die Mangroven verschwinden, Pandanus und Hibiscusarten treten an ihre Stelle, und weiter landeinwärts erheben sich riesige Öl-bäume, die über 60 Fuß Länge erreichen und das Material zu den großen Piroguen der Eingeborenen liefern. Allmählich steigt das Ufer und erreicht eine Höhe von 120 bis 150 Fuß. Hoch oben sieht man auf dem Uferstrand befestigte Dörfer liegen, und zuweilen erstrecken sich starke Pfahlzäume bis zum Fluß hinab. Solche Befestigungen sind nötig, denn die Bevölkerung der Quaquaküste ist in eine Anzahl kleiner Gemeinwesen zerplittert, welche sich unablässig bekämpfen. Man schätzt sie auf etwa 200000 Seelen, doch gehören diese so vielen, auch sprachlich von einander verschiedenen Stämmen an, daß man mehrere Dolmetscher braucht, um sich nur mit der Bevölkerung eines kleinen Gebietes zu verständigen. Die Franzosen mußten, als sie an der Quaquaküste sich festsetzen wollten, mit mehr als 40 Häuptlingen unterhandeln, was keine leichte Aufgabe war, da die Eingeborenen sehr zurückhaltend und Fremden gegenüber stolz und hochmütig sind. Die Quaquas, die Udius und die weiter landeinwärts wohnenden Burburys betrachten Menschenfleisch noch immer als einen großen Leckerbissen und sollen alle Kriegsgefangenen verzehren. Mehrere Dörfer der Burburys wurden einst bombardiert und zerstört, weil ihre Bewohner 8 senegambische Chasseurs gefangen und aufgefressen hatten, und Vize-Admiral Fleuriot de Langle lernte bei einem Palaver in Udiu einen einäugigen Mann kennen, der ihm als der Koch vorgestellt wurde, dem die Zubereitung des Menschenfleisches oblag. Auch Menschenopfer sind noch üblich, doch muß der zu Opfernende sein Leben freiwillig anbieten, da das Opfer sonst wirkungslos bleibt. Ein französischer Offizier berichtet als Augenzeuge, daß der Mann, der sich als Opfer angeboten hatte, an einen Baum gebunden wurde und der Häuptling ihm mit einem einzigen Schlag den Kopf zerschmetterte, worauf alle Anwesenden über die Leiche herfielen, sie in Stücke rissen und diese sofort verzehrten. Ein anderer, nicht minder blutiger

Gebrauch ist die Hinrichtung lebensüberdrüssiger Sklaven. Wenn ein Sklave in Groß-Buba seinem Herrn anzeigt, daß er zu sterben wünsche, führt ihn dieser zunächst zum Häuptling, der sich bemüht, den Lebensmüden von seinem Vorsatz abzubringen. Gelingt dies nicht, was in der Regel der Fall sein soll, so wird die Bevölkerung des Dorfes versammelt, der Sklave an einen Baum gebunden und so gefesselt von den Anwesenden buchstäblich in Stücke zerrissen. Dem Herrn des Sklaven pflegt jeder bei dieser Belustigung Beteiligte ein kleines Geschenk als Entschädigung für den verlorenen Sklaven zu überreichen. Anderswo wird die Tötung einfacher vollzogen. Der Herr giebt dem Sklaven eine Rumflasche, und sobald er sie geleert hat und betrunken ist, tötet ihn ein hierzu berufener Hentker mit einem Keulenschlag in den Nacken und schleppt dann seine Leiche aufs Feld hinaus, wo sie den wilden Tieren und den Vögeln zum Fraße überlassen wird.

An einzelnen Orten der Küste, wie in Assini, sind die Franzosen schon unter Ludwig XIV. erschienen, aber erst 1840 ging man ernstlich daran, dort Niederlassungen zu gründen, da das in Menge in den Handel kommende Gold die Aufmerksamkeit auf das bisher wenig beachtete Land lenkte. Die Eingeborenen kamen den Franzosen freundlich entgegen, da diese es an Geschenken für die Häuptlinge nicht fehlen ließen, aber das gute Einvernehmen fand bald ein Ende. Als die Franzosen große Magazine anzulegen und ihre Waren zu verkaufen begannen, ohne sich um die Mäkler zu kümmern, welche aus dem Zwischenhandel Nutzen zogen, suchten diese dem Handel der fremden Kaufleute auf alle Weise Schwierigkeiten zu bereiten und hetzten schließlich das Volk zu Gewaltthatigkeiten auf. Ein französischer Avizo wurde in der Lagune von Groß-Bassam von 60 Piroguen überfallen, sandte aber die Angreifer mit blutigen Köpfen heim. Die Eingeborenen glaubten trotzdem noch immer nicht an die Überlegenheit der Franzosen, und 1849 wollte einer ihrer Häuptlinge ihnen den Handel auf dem Fluß Komoech nicht mehr gestatten, was zur Folge hatte, daß der an der Mündung des Flusses gelegene Ort Nahou von Admiral Bouet-Willamaeuz bombardiert wurde. Als vier Jahre später die Bevölkerung von Ebrieh sich feindselig benahm, kam es wieder zu Blutvergießen, und obwohl die Franzosen das Fort Dabu erbauten, um die Neger im Zaume zu halten, waren sie noch anfangs der sechziger Jahre außerhalb des Forts vor Feindseligkeiten derselben nicht sicher. Auch der Vize-Admiral Fleuriot de Langle fand Veranlassung zum bewaffneten Einschreiten. Solche Verhältnisse und die geringe Rentabilität der Faktoreien bewogen Frankreich nach dem deutsch-französischen Kriege die Besatzung aus dem Fort zurückzuziehen und alle Faktoreien zwischen der Grenze Liberias und dem Fluß Assini unter Wahrung seiner Hoheitsrechte einer englischen Firma mietweise zu überlassen. Seitdem hat der Handel an der Quaquaküste einen großen Aufschwung genommen, und das englische Haus machte vortreffliche Geschäfte in Palmöl.

Der Hauptsitz für den Ölhandel ist das in der Nähe von Dabu an einer Bucht gelegene Tupa, welches von großen Ölpalmen-Pflanzungen umgeben ist. Hier kann man sowohl die Gewinnung des Palmöls als auch den Ölhandel beobachten. Mit einer scharfen Hippe ausgerüstet klettern die Neger auf die Bäume hinauf und hauen die Früchte tragenden Zweige ab. In einem großen Mörser werden die an Größe einem Taubenai, zuweilen auch einem Gänseei gleichen Nüsse zerstampft, die losgelöste Frucht, in deren Zellengewebe das Öl enthalten ist, in einem Kessel gekocht, dann zerstampft, das obenauf schwimmende Öl abgeschöpft und durch sehr dichte Säcke gepreßt, in welchen alle holzigen Bestandteile und die Kerne zurückbleiben, während das Öl durchdringt und in große irdene Gefäße gefüllt wird. Beim Verkauf des Palmöls dient als Maß das Kreu, welches gleich 8 Gallonen ist, da aber die Gallonen von verschiedener Größe sind, entsteht häufig zwischen Käufer und Verkäufer Streit wegen vermeintlich unrichtiger Lieferung. In Groß-Bassam kostet die (1000 Kilogramm fassende) Tonne Palmöl 200 bis 300 franks, während sie in London und Marseille mit 1000 bis 1200 franks bezahlt wird. Der Handel ist demnach sehr einträglich, trotzdem die Ware noch durch die Aufkäufer und Zwischenhändler verteuert wird. Bei dem Zwischenhandel spielen die an der Küste ansässigen Jacks-Jacks als Mäkler eine wichtige Rolle. Von den 7 Dörfern, welche sie bewohnen, und die alle vollkommen autonom sind, ist Alindscha (gewöhnlich Groß-Jack genannt) mit etwa 1500 Einwohnern das größte. Die Jacks-Jacks durchwandern die Öldistrikte und kaufen überall das Öl auf, welches sie zum größern

Teil nach den nahen englischen Besitzungen bringen. Die Rivalität zwischen Engländern und Franzosen ist hier sehr groß, und die letzteren haben, obwohl von ihrer Regierung seit 1871 sich selbst überlassen, an Herrn A. Verdier, dem Inhaber der gleichnamigen Firma, einen schneidigen Vertreter ihrer Interessen gefunden. Der französische Handel in Groß-Bassam und Assini befindet sich vollständig in den Händen dieses Hauses, dessen Jahresumsatz auf 800 000 bis 1 000 000 Franks veranschlagt wird, während jener der englischen Konkurrenzfirma Swazy etwa 500 000 Franks beträgt.<sup>129)</sup> Von den Eingeborenen werden Palmöl, Gold in Körnern oder Klumpen, außerdem Elfenbein, Gummi und Kautschuk auf den Markt gebracht. Importiert werden hauptsächlich Branntwein, Liqueure und Textilerzeugnisse, daneben in geringerer Menge Waffen, Pulver, Glaswaren u. s. w.

Herr A. Verdier, der durch den langjährigen Verkehr seines Hauses mit der Quaaküste den Wert derselben genau kennt, ist unablässig bemüht, den Fehler, den seine Regierung durch das Zurückziehen der Befähigung begangen hat, wieder gut zu machen. Ein erbitterter Feind der Engländer, sucht er einerseits den Eingeborenen gegenüber das französische Ansehen zu wahren, andererseits Frankreich zu veranlassen, hier wieder mit vollen Kräften als Englands Konkurrent aufzutreten. Das Erstere ist ihm gelungen. Der in Krijambo (eine Tagereise von Assini entfernt) residierende König Amatisu ist ein Freund der Franzosen, von denen er eine Jahresrente von 6000 Franks bezieht. Er hat Herrn Verdier Land zur Anlage großer Kaffeeplantagen überlassen und ihm außer anderen Privilegien das ausschließliche Recht zur Ausbeutung der in seinem Gebiete befindlichen Goldminen eingeräumt. Minder erfolgreich waren bisher die Bemühungen des Hauses Verdier, die französische Regierung zur Ernennung eines Residenten am Hofe des Aschanti-Königs zu bewegen, um, den Haß desselben gegen die Engländer benutzend, in seinem Land, welches an das Quaaguagebiet grenzt, dem französischen Handel das Monopol zu sichern, wodurch der englische Handel an der Goldküste allerdings schwer getroffen werden könnte.

Englands Besitz an der Goldküste ist die größte englische Kolonie in West-Afrika und legt sich wie ein breites Band um die Südgrenze des Landes der Aschanti, diesen den Zugang zum Meere versperrend. Alle Besitzungen, welche andere europäische Völker einst an dieser Küste besaßen, sind allmählich in englische Hände übergegangen. Dänen, Schweden, Portugiesen und Holländer wetteiferten dort zum Teil bis in die jüngste Zeit mit den Engländern, und vor 200 Jahren waren auch Deutsche dort ans Land gestiegen, um eine Kolonie zu gründen. Das brandenburgische Banner, welches einst im Fort Groß-Friedrichsburg geweht, ist 1720 dem holländischen gewichen und wir werden, wenn wir später die ehemalige deutsche Kolonie besuchen, nur noch Ruinen an ihrer Stelle finden, aber auch die holländische Herrschaft, die sich am längsten neben der englischen zu behaupten vermochte, nahm ein Ende. Im Februar 1871 trat Holland seinen ganzen Kolonialbesitz an der Goldküste an England ab, welches jetzt über ein Gebiet von etwa 45 000 □ Kilometer verfügt, dessen Bevölkerung auf 500 000 Seelen geschätzt wird. England war also von der lästigen Konkurrenz der Holländer an der Goldküste zu derselben Zeit befreit worden, als Frankreich seine Faktoreien an der benachbarten Quaaküste sich selbst überließ, und sein Einfluß erstarkte dadurch mit einemmal ganz bedeutend.

Als die Holländer noch an der Goldküste Besitzungen hatten, kosteten sie diese jährlich 100 000 Gulden. Auch England sieht in der Goldküste nur eine Last, da sie von allen seinen afrikanischen Kolonien die am wenigsten einträgliche ist. Und doch sieht das Hinterland der Goldküste an Reichtum keinem andern afrikanischen Gebiete nach, und die Küste selbst ist reich an guten Landungsplätzen. Keine andere Küstenstrecke West-Afrikas besitzt bessere Landungsplätze als Accondah, Axim, Chama, Elmina, Saccondé. Daran, daß die Reichtümer der Goldküste nicht besser ausgebeutet werden, ist der üble Ruf schuld, in welchen sie durch die große Sterblichkeit geriet, welche namentlich in den fünfziger und sechziger Jahren schrecken-erregende Dimensionen annahm. Die Gesundheitsverhältnisse an der Goldküste sind jedoch thatsächlich weit

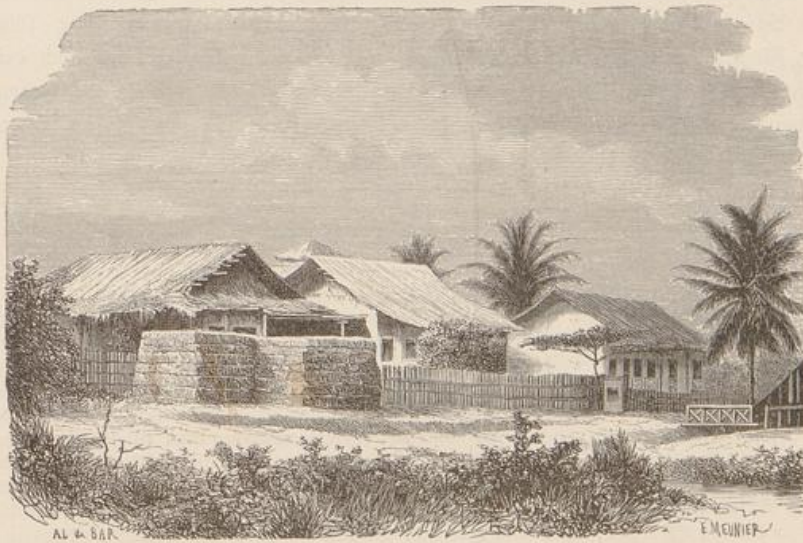
<sup>129)</sup> Frankreich und seine außereuropäischen Besitzungen. Von Jeat van Leyl. Export, 1884, N. 27, Seite 425.

besser als ihr Ruf. Wohl bleibt kein Europäer, welcher längere Zeit an der Küste verweilt, von dem Affli-  
 mationsfieber verschont, und fast jeder hat an Milz- und Leberanschwellungen zu leiden, aber es ist ja auch  
 nicht nötig, daß Europäer an der vom Fieber heimgesuchten Küste bleiben, wenn das Hinterland so gesund ist



Kopfschmuck der Frauen von Elmina.

wie hier und die günstigen klimatischen Verhältnisse desselben zu einer Ansiedelung landeinwärts geradezu heraus-  
 fordern. Die völlig fieberfreien Ufer des Bossum-Prak sind wie geschaffen für europäische Kolonisation, und  
 noch mehr eignet sich für dieselbe durch ihre höhere und kühlere Lage die Landschaft Urim. Dort ist aber



Ussini von der Ebene aus gesehen.

von den Holländern nur das kleine Fort St. Anthony errichtet worden, und auch die Engländer haben die  
 Vorteile, welche das Hinterland dem Ansiedler bietet, noch nicht ausgebeutet, während an der ungesunden  
 Küste eine Niederlassung dicht hinter der andern liegt.

Die Regenzeit ist für den Europäer der gefährlichste Teil des Jahres.<sup>123)</sup> Sie währt von Mitte Mai bis Ende Juni, und ihr folgt von Ende September bis Ende Oktober noch die „kleine Regenzeit“. Es regnet jedoch hier nicht ununterbrochen, sondern die Regenzeit ist hier nichts anderes als bei uns ein regnerischer Sommer. Von Oktober bis Mai, in der trockenen Jahreszeit, regnet es niemals, dagegen fällt stets starker Tau. Die Temperatur ist hier viel milder als in Sierra Leone, ja sogar milder als in dem 7 Grad nördlicher gelegenen Gambia. In der Regenzeit steigt das Thermometer auf 74° bis 76° F., in der trockenen auf 81° bis 90°, während am Gambia 94° und in Sierra Leone 98° F. häufig vorkommen. Die Hitze wird überdies an der Goldküste durch den angenehmen Landwind sehr gemildert, der von 10 Uhr morgens bis zum Abend weht. Der im Dezember, Januar und Februar wehende Harmattan,<sup>124)</sup> ein kalter, trockener Luftstrom, welcher einen rötlichen, nebelartigen Staub mit sich führt, ist namentlich für neue Ansiedler sehr angenehm und gesund, während die an die Hitze bereits gewöhnten akklimatisierten Europäer ihn zu kalt finden. Gefährlich werden nur Landwinde, welche über Sumpfboden wehen, im allgemeinen wird aber die Luft durch dieselben so gereinigt, daß eine Menge Krankheiten, an denen Europäer weiter nördlich und südlich von der Goldküste zu leiden haben, hier ganz unbekannt sind. So ist z. B. das gelbe Fieber, welches noch in Freetown viele Opfer fordert, an der Goldküste noch nie aufgetreten. Mehr als die Europäer werden die Eingeborenen von Krankheiten heimgesucht. Fieber, Pocken, Dysenterie grassieren unter ihnen, besonders aber entsetzliche Hautkrankheiten, wie die Lepra, infolge welcher Füße und Hände des Kranken allmählig abfallen, ferner die Krakra, eine ansteckende Räude, Skropheln, Syphilis, Ausfall, Elefantiasis u. s. w. Auch der Guineawurm (*Silaria*)<sup>125)</sup> tritt sehr häufig auf. Viele Eingeborene sind augenkrank und auch Taubheit unter ihnen nicht selten. Durch Krankheiten sowohl als auch durch die vielen Kriege ist die Bevölkerung der Goldküste sehr zusammengeschnitten, und die Trunksucht im Verein mit der unzweckmäßigen Behandlung der Kinder lichtet ihre Reihen immer noch mehr, so daß sie heute kaum mehr als 400000 Köpfe zählt.

Während demnach das Klima kein unüberwindliches Hindernis der Kolonisation bildet, ist das Land so reich an Bodenprodukten aller Art, daß es füglich eine der einträglichsten englischen Kolonien sein müßte. Da gedeiht die Baumwollstaude, das Zuckerrohr, die Ölpalme, Rizinus, Ingwer, Aloe, Pfirsich, Bananen, Nams, Cassave, Zitronen, Guaven, Indigo, Rhabarber, mehrere Arten Erdnüsse, und auch der Tabak findet günstigen Boden.<sup>126)</sup> In großen Mengen wird türkischer Weizen gebaut, welcher das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen ist. In der Landschaft Ajim, in welcher mehr Regen fällt als an anderen Stellen der Küste, ist der Boden für jeden Anbau geeignet. An den Ufern der Flüsse, namentlich des Bossum-Prah, breiten sich dichte Waldungen aus, welche viel Holz, sowohl vorzügliches Schiffbauholz als feine Fourniere liefern können. Die Flüsse, welche aus dem Innern kommen, sind zwar fast alle versandet, wie der Volta, der

<sup>123)</sup> Von 1851 bis 1860 starben allein von 17 Offizieren der Garnison nicht weniger als 12.

<sup>124)</sup> Burton bezeichnet die Monate Dezember, Januar und Februar als die Zeit, während welcher der Harmattan weht, während O. Finsch nur von 2 Wochen im Januar spricht. Auch Burton betont aber die günstige Einwirkung des Harmattan auf das Klima.

<sup>125)</sup> Der Guineawurm (auch Medinawurm genannt, *Filaria medinensis*) ist ein 3 bis 4 Meter langer fadenförmiger Wurm, der in einem großen Teil Afrikas eine der gefährlichsten Landplagen der Eingeborenen bildet. Auf dem Arm entsteht plötzlich eine Geschwulst, die rasch wächst, und schließlich wird in derselben unter der Haut ein schwarzer Punkt sichtbar: der Kopf des Guineawurms. Die Neger befolgen, um sich von ihm zu befreien, ein seltsames Verfahren. Sie verfertigen eine kleine Spindel, welche sie am Oberarm befestigen, während sie die Hand in eine auf der Achsel festgeschlungene Binde legen, so daß der Arm sich in völliger Ruhelage befindet. Nun wird vorsichtig die Haut an der Stelle, an welcher der Kopf des Wurmes sichtbar ist, mit einer Nadel aufgestochen, der Wurm hervorgezogen und um die Spindel gewickelt. Wochen vergehen, bevor der Wurm ganz herausgeholt ist, denn man muß beim Abwickeln mit der größten Vorsicht verfahren, weil er spröde wie Glas ist und leicht abbricht. In letzterem Falle verbreitet sich aber die Annahme mikroskopischer Tierchen, mit denen er angefüllt ist, in der Wunde, und verursacht eine Entzündung, deren Folge zuweilen Brand und Tod ist. — Vergl. Richard Oberländer, Westafrika vom Senegal bis Benguela. Leipzig, Otto Spamer, 1878, Seite 264, wo auch die oben geschilderte Prozedur bildlich dargestellt ist.

<sup>126)</sup> O. Finsch, die Goldküste und ihre Bewohner in ihrem heutigen Zustande. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, 1864, Novemberheft, Seite 337.

Handwritten note: *Handwritten note: 1851-1860*

Handwritten note: *Kakao*

Handwritten note: *Handwritten note: Baum Malagone*

Venjan bei Elmina und der Rio Boutry, welche beiden letzteren an der Mündung durch Sandbarren versperret sind, oder es hindern in Flußbette liegende Felsmassen, wie beim Schlangensfluß und beim Boffum-Prah oder heiligen Fluß (welcher auch einen Wasserfall bildet) die Schifffahrt, die Holzflößerei dürfte jedoch in den meisten auf keine zu großen Schwierigkeiten stoßen. Der Schlangensfluß, dessen Ufer dicht bevölkert sind, ist auch noch für kleine Boote fahrbar. Rechnet man zu alledem noch die vielen goldhaltigen Quarzlager, die nur wenig durchforscht sind, so erhält man eine Fülle von Landeserzeugnissen, welche diese Küste der höchsten Beachtung wert erscheinen lassen.

Die Eingeborenen nützen ihren fruchtbaren Boden nur wenig aus. Die Negerfaulheit macht sich auch an der Goldküste geltend. Außer türkischem Weizen bauen die Fantis Hamswurzel, Pisang, Bananen, Cassave, etwas Tabak und Indigo. Meistens bauen sie nicht mehr als sie unumgänglich brauchen. Gilt es, neue Plantagen anzulegen, so vereinigt sich das ganze Dorf (Krom) zu der nötigen Arbeit. Man brennt ein Stück Urwald nieder und sät zwischen die verkohlten Baumstrümpfe, ohne vorher zu pflügen. Der Nutzen, welchen der Ölhandel bringt, hat die Eingeborenen noch nicht veranlaßt, Ölbaumpflanzungen anzulegen; die Ölpalme wächst überall nur wild. Dagegen verdankt dem Ölhandel das einzige Gewerbe, welches bei den Eingeborenen zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt ist, seine Entstehung: die Böttcherei. Alle anderen Gewerbe, welche von den Fantis, den Eingeborenen der Goldküste, noch ausgeübt werden, die Schmiede- und Zimmermannsarbeiten, die Erzeugnisse der Schuster und Schneider sind ungeschickte Nachahmungen europäischer Vorbilder und keiner Beachtung wert. Viele Fantis beschäftigen sich mit der Gewinnung von Salz aus Meerwasser und verkaufen es nachher nach dem Innern, wo Salz sehr gesucht ist. Auch eine schlechte Sorte Seife wird von den Eingeborenen erzeugt. Die große Masse des Volkes betreibt mit Vorliebe den Fischfang, wozu sie die Netze selbst verfertigen. Das Goldwaschen bleibt den Frauen überlassen. Dieselben gewinnen den Goldstaub aus dem während der Regenzeit angeschwemmten Sand, verfahren dabei jedoch so oberflächlich, daß ein großer Teil des Goldes verloren geht. Die Viehzucht beschränkt sich auf Schafe und Ziegen und ist unbedeutend. Rindvieh und Pferde vertragen das Klima nicht,<sup>127)</sup> und die Schafe bekommen ein so langes krauses Haar, daß ihre Wolle unbrauchbar wird.

Die Fantis, welche sich mit Handel beschäftigen, sind nicht nur wohlhabender, sondern auch intelligenter als ihre Stammesgenossen. Sie besitzen meist recht nette kleine Häuschen von europäischer Bauart, deren innere Einrichtung allerdings von einem sonderbaren Geschmack ihrer Besitzer Zeugnis ablegt. Herr Finck schildert die Wohnstube eines Ortsoberrhauptes folgendermaßen: „An der Wand hängt ein großer, schöner, leider gesprungener Spiegel, die schönen Lehnstühle von Pariser Fabrikat haben den kostbaren sammetnen Überzug nur noch als Rudiment übrig; ein Ähnliches ist es mit dem übrigen Ameublement. Eine schöne silberne Theekanne steht nur auf zwei Füßen, die geschliffene Karaffe ist ohne Stöpsel, und auf einer Etagère steht ein ganzes Assortiment von Thee- und Kaffeetassen von der verschiedensten Form und Verzierung neben einer alten Moderaturlampe, einem Haufen Kauris und einem Packet Briefe, auf welchem als Briefbeschwerer eine Probeflasche Palmöl ruht. Eine hübsche Lithographie, den „Winter“ darstellend, hängt neben dem „verlorenen Sohn“, während der „Sommer“ die Königin Viktoria als Pendant zur Seite hat und ein schöner alter Stich einer Landschaft neben der Erstürmung des Malakoff paradiert.“ Solche Wohnungen trifft man jedoch nur an der Küste und bei durch Handel wohlhabend gewordenen Leuten. Gewöhnlich bestehen die Wohnhäuser der Fantis nur aus 4 Lehmwänden, welche mit einem Strohdach überdeckt sind, und in denen kleine Lücken sowohl die Fenster als auch den Rauchfang ersetzen. Die Einrichtung besteht nur aus einer Matte, welche als Lager dient, und einigen wackeligen Stühlen. Fast in jedem Hause ist ein Stück Spiegel vorhanden. Erwähnen wir nun noch einige Töpfe und zerbrochene Gläser, sowie ein in der Ecke stehendes

<sup>127)</sup> Man hat allerdings noch nicht versucht, die schöne Rindviehrasse von Sierra Leone einzuführen, welche vielleicht auch hier fortkommen würde. V. Finck, l. c.

altes Gewehr, so haben wir alles aufgezählt, was man an Einrichtungsgegenständen und Hausgerät in einer Fantiwohnung finden kann. Wie es in derselben um die Reinlichkeit bestellt ist, braucht wohl kaum geschildert zu werden, wenn man hört, daß derselbe Raum, in welchem die Familie schläft, auch den Schafen, Ziegen und



Ruinen von Groß-Friedrichsburg.

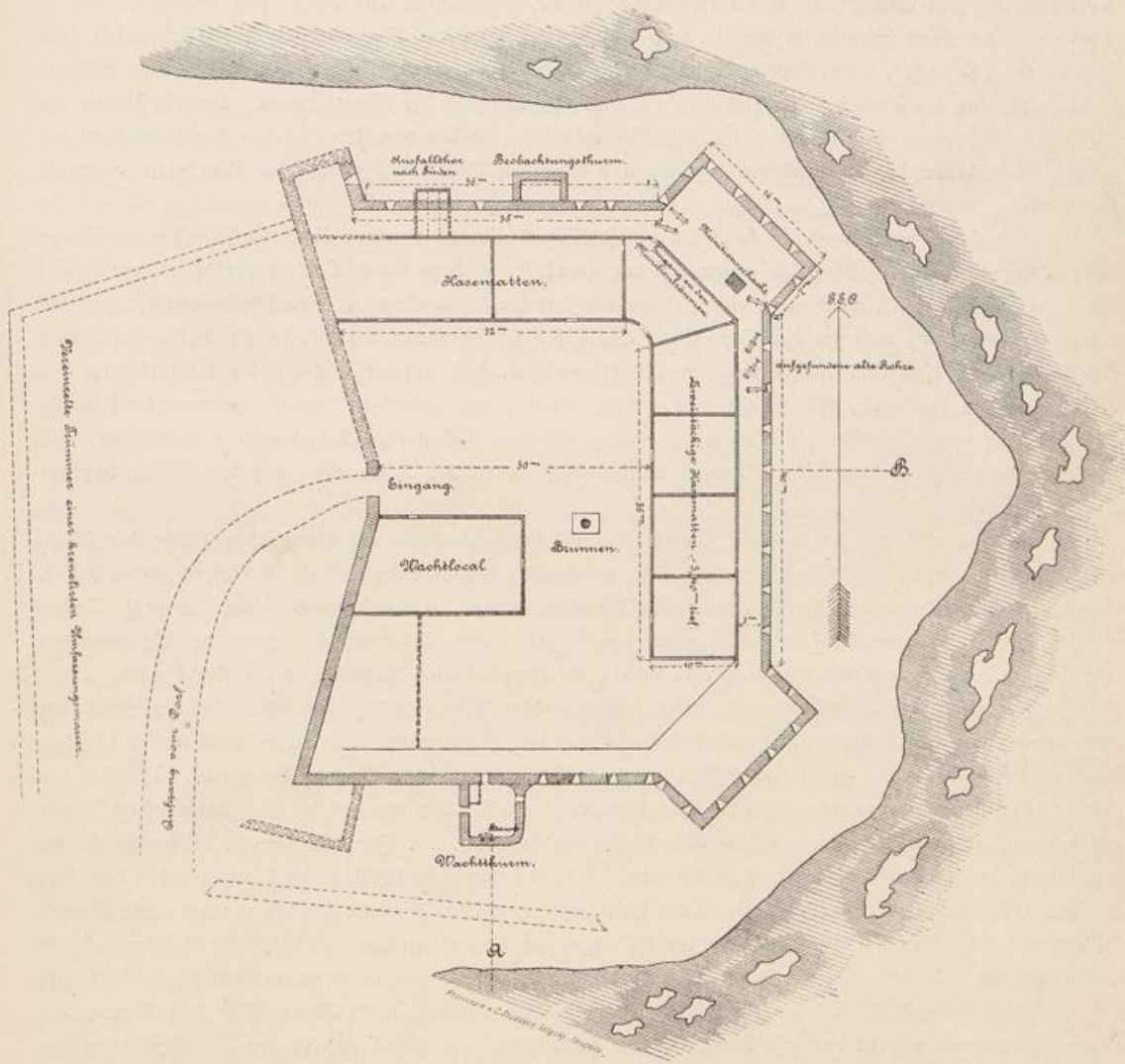
Schweinen als Aufenthaltsort dient. Dagegen muß aber auch hervorgehoben werden, daß kein Fanti es unterläßt, täglich zu baden. Reiche Negerinnen pflegen streng darauf zu sehen, daß ihre Sklavinnen stets sauber gehen, und es soll eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen sein, dieselben recht schön aufzuputzen.



Negerdorf an der Küste West-Afrikas.  
 Facsimile eines Holzschnittes in Gröbens Guineischer Reise.

Die Fantis prunken gern mit der Zahl ihrer Sklaven und Sklavinnen, und vornehme Leute halten so viele Sklaven, daß sie für dieselben gar keine Beschäftigung haben und die Mehrzahl aus Müßiggängern besteht. „In der That,“ sagt Finckh, „führen die Sklaven ein Leben, wie es sich ein esthländischer Bauer nur

im Paradies vorstellen würde.“ Wenn ein vornehmer Fant sein Haus verläßt, begleitet ihn seine ganze Sklavenschar. Einer trägt den Sonnenschirm, ein anderer den Fliegenwedel, einige blasen auf ausgehöhlten Elefantenzähnen und die übrigen laufen nebenher. Besonders groß ist das Gefolge des Königs, der sehr angesehen ist. Der heillose Lärm, den seine Sklaven auf ausgehöhlten Elefantenzähnen erzeugen, verkündet



Plan der Ruinen von Groß-Friedrichsburg.

Zus.: „Das brandenburgische Fort Groß-Friedrichsburg“, Berlin, E. S. Mittler & Sohn. (Verkleinerung.)

schon von weitem das Nahen des königlichen Zuges. Der König ist stets von den Cabociers, dem Adel der Fantis, und von den Bei-Sanfus (Ratsherren) umgeben, und Sklaven eröffnen und beschließen den Zug.

Bei den Fantis besteht eine Art der Sklaverei, welche sehr demoralisierend wirkt, die sogenannte Impiaschaft, eine Pfandsklaverei. Die Fantis verpfänden oft Frauen und Kinder, schließlich sich selbst einem Gläubiger für so lange bis sie ihre Schuld abgetragen haben, und nicht selten kommt es vor, daß eine ganze

Familie in Pfandslaverei gerät, nur damit der Familienvater sein Verlangen nach Branntwein befriedigen kann. Die Unsitlichkeit wird durch die Impiasschaft mächtig gefördert, da der Pfandgläubiger während der Dauer derselben die Frau des Schuldners als seine eigene betrachten kann, aber solange der Rum seine magnetische Wirkung auf die Eingeborenen ausüben wird, ist an eine Abschaffung dieses Gebrauches gar nicht zu denken. Heute ist bei ihnen mit Rum noch alles zu erreichen, und auf ihrer ganzen Lebensbahn von der Wiege bis zum Grabe spielt er die Hauptrolle. Ohne Rum kommt kein Kauf, kein Handelsvertrag zu stande; will der Santi heiraten, so darf in dem Brauttschatz, den er den Eltern der Braut zu liefern hat, dem sogenannten „Costume“, neben Goldstaub und Eimenzug der Rum nicht fehlen; eine ganz besonders wichtige Rolle spielt aber der Rum bei den Palabers (Rechtsverhandlungen) der Eingeborenen. Sowohl Kläger als Beklagter müssen vor Gericht mit der Rumsflasche erscheinen, welche von den Insassen der Rechtsbank erst geleert wird, bevor die Verhandlung beginnt, und nach gefällttem Urtheil macht die Rumsflasche abermals die Runde.

Ein ebenso wenig anziehendes Bild entwirft Richard Burton von den Rechtsverhältnissen, welche er in dem Hauptort der englischen Besitzungen an der Goldküste, in Cape Coast Castle vorfand. Einem Artikel der „West African Mail“, welche von einem Neger redigiert wurde, entnimmt er eine Schilderung der dortigen Geschworenengerichte, nach welcher Cape Coast Castle sich Sierra Leone und Liberia als Dritter im Bunde würdig anreihete. In dem Artikel wird darauf hingewiesen, daß anständige Leute der Verpflichtung, als Geschworene zu fungieren, sich möglichst zu entziehen suchen und daher auf der Geschworenenbank häufig Gefindel Platz nehme, welches für Bier und Tabak zu allem zu haben sei. Es sei auch vorgekommen, daß der Beklagte die ganze (aus sechs Männern bestehende) Jury ernannt habe, ohne daß der Richter dagegen Einspruch erhob.

Cape Coast Castle hat trotzdem ein viel europäischeres Aussehen als die meisten Plätze der Küste Ober-Guineas. Das Fort (siehe Seite 129) steht unmittelbar am Strande auf einem vorspringenden Felsen. Es ist nach der Seeseite stark befestigt, mit zahlreichen Thürmen und Bastionen versehen, und der große Raum, welchen seine Mauern umschließen, enthält außer den Kasernen und Magazinen das Haus des Gouverneurs, Wohnungen der Offiziere und Beamten, eine Schule, ein Hospital, eine Kapelle und die Gerichtssäle. „Das Ufer, auf welchem der Riesenbau ruht, steigt steil aus dem Meere, sodas die Südostseite des Forts am fundamente von der hoch hinaufschnellenden Brandung umschäumt wird. An der Südseite bricht sich das Meer an der Tabara-Rock genannten, isoliert vor dem Fort aus der Flut ragenden Felsenpartie. Nördlich der Festung dehnt sich die europäische Stadt mit ihren freundlichen weißen Häusern, und die Eingeborenenstadt Iguah mit den unscheinbaren bräunlichen Lehm- oder Steinhäuschen aus . . . Im Hintergrunde, tiefer im Lande, erheben sich im Westnordwesten das Fort Viktoria, im Nordwesten Fort William, im Nordnordosten das Fort McCarthy, welches seinen Namen zu Ehren des im Kampfe gegen die Aschantis (1824) gefallenen Sir Charles McCarthy trägt. Alle drei, auf dominierenden Höhen erbaut, beherrschen die Stadt und ihre Umgegend. Die beiden ersteren sind von kubischer Form und in der gleichen Höhe von einem viereckigen Turme gekrönt; derjenige des Forts William trägt ein festes weißes Leuchtfeuer, das an 63 Meter über dem Niveau des Meeres brennt und auf 12 englische Meilen in See sichtbar ist. Zu Füßen und in den Zwischenthälern der die Forts tragenden Berge steht hauptsächlich die europäische Stadt und auch die Häuser der wohlhabenden schwarzen Kaufleute, während Iguah sich mehr nach Osten schiebt. Die Bergzüge, welche das Städtebild umsäumen, sind nicht sehr hoch, theils locker bewaldet, theils kahl, und senden Querausläufer zu den westlich und östlich der Stadt gelegenen Küstenvorbergen.“<sup>128)</sup>

Am Hafen herrscht stets lebhafter Verkehr, an dem die eingeborene Bevölkerung sich in hervorragender Weise beteiligt. Während wir die Neger bisher an der ganzen Westküste nur als Mäkler auftreten sahen,

<sup>128)</sup> Aus West-Afrika. 1875—1876. Erlebnisse und Beobachtungen von Hermann Soyauy. Leipzig, f. A. Brockhaus, 1879, Seite 53.

treffen wir hier unter ihnen viele Grossisten, welche in direkter Verbindung mit Europa stehen. Diese sogenannten „schwarzen Firmen“ verfrachten ihre Waren auf den Dampfern zweier Gesellschaften, welche speziell für ihren Verkehr ins Leben gerufen wurden, der African Steamship Company und der British and African Navigation Company, während die großen „weißen“ Firmen, welche an der Goldküste ansässig sind, eigene Dampfer oder Segelschiffe besitzen. Der Handel befindet sich, von den „schwarzen“ Firmen abgesehen, fast ausschließlich in den Händen der Engländer, und das übrige Europa nebst Amerika sind fast nur am Import von Tabak und Spirituosen beteiligt. Beim Export kommen eigentlich nur Palmöl und Gold in Betracht, da die in der Kolonie vorhandenen Baumwolle-, Kaffee- und Indigo-Pflanzungen sehr unbedeutend sind und der Mangel an Arbeitskräften eine Steigerung der Produktion verhindert. Der Goldausbeutung dagegen hat sich neben dem primitiven Goldwaschen der Eingeborenen bereits das englische Großkapital bemächtigt, und etwa 2 Duzend Gesellschaften mit einem Gesamtkapital von weit über 1 Million Pfund Sterling betreiben an der Goldküste den Bergbau. Die größte ist die Afanoo Mining Cy. limited mit einem Kapital von 150000 Pfund; ihr reißen sich die Guinea Coast Gold Mining Cy. limited und die Edgwin Mines Cy. limited mit 125000, beziehungsweise 120000 Pfund an, und die Canfin Bamoo Gold Mines Cy. lim., West African Goldfields Cy. lim., Waffou Mining Cy. lim. mit je 100000 Pfund. Dann folgen Gesellschaften mit einem Kapital von 85000 Pfund abwärts bis zu 2000 Pfund. Der große Aufschwung des Bergbaues datiert erst seit dem Jahre 1880, da bis dahin die Regierung denselben selbstfamer Weise zu hindern suchte, indem sie bald nach der in den siebziger Jahren erfolgten Entdeckung der Goldminen durch allerlei Verordnungen die Ausbeutung derselben erschwerte.

Der Goldreichtum dieser Küste war die Veranlassung, daß dort vor 200 Jahren auch eine brandenburgische Kolonie gegründet wurde, die erste Niederlassung Deutscher in West-Afrika. Als der Große Kurfürst nach dem glorreichen Siege bei Fehrbellin 1675 energisch die Offensive gegen Schweden ergriff, wollte er die schwedische Übermacht zur See ebenso brechen, wie sie bereits zu Lande gebrochen war, und nahm daher das Anerbieten eines Holländers, Kaper gegen die Schweden auszurüsten, mit Freuden an. Der Rats Herr der Stadt Middelburg und Mitregent von Seeland, Benjamin Raule oder Raulé, durch den des Kurfürsten längst im stillen genährte maritime Pläne verwirklicht werden sollten, war „ein Kaufmann großen Stiles, dabei als echter Holländer von kühnem Mut, besaß außerdem weltmännische Gewandtheit, um den Großen der Erde, schneidige Schärfe, um den Massen zu imponieren.“ Auf seinen Rat sandte der Kurfürst zunächst gemietete Schiffe unter brandenburgischer Flagge auf Kaperei aus, und binnen kurzem waren durch dieselben 19 schwedische Schiffe aufgebracht, deren Ladung einen Wert von 1500000 Gulden repräsentierte. Der glückliche Verlauf des Krieges brachte den Kurfürsten in den Besitz eines großen Teiles der Ostseeküste, und er schloß nun mit Raule einen neuen Vertrag, durch welchen dieser sich verpflichtete, für eine monatliche Subsidie von 5000 Thalern in den kurfürstlichen Häfen 4 Schiffe, darunter 2 Fregatten von 16 bis 20 Kanonen zur Verfügung bereit zu halten. Das war der Anfang der brandenburgischen Flotte, welche sich bald durch kühne Unternehmungen — die Einnahme von Stettin, Stralsund und Greifswald und die Besetzung von Rügen — hervorthat und im Jahre 1677 bereits 15 Schiffe (darunter 4 Fregatten) zählte, wovon 8 auf Rechnung Raules ausgerüstet, die übrigen jedoch volles Eigentum des Kurfürsten waren. Nach dem Kriege bot Raule seine Schiffe dem Kurfürsten zum Kauf an, und als dieses Anerbieten wegen Mangel an Geld abgelehnt wurde, trat er mit dem Plan hervor,<sup>139)</sup> unter dem Protektorat des Kurfürsten eine Brandenburgisch-afrika-

<sup>139)</sup> Samuelis de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi magni electoris Brandenburgensis commentariorum libri novemdecim. Lips. et Berol. 1733. (Erste Ausgabe in Berlin 1694) XVIII, §. 57. — Hertzberg, Dissertations contenant des anecdotes du Regne de Frédéric Guillaume le Grand Electeur de Brandebourg et surtout de ses exploits maritimes. 24. Janv. 1781. — Pufendorf erzählt auch (was Hertzberg nicht erwähnt), daß der Kurfürst Spanien das Anerbieten gemacht habe, ihm für die schuldigen Subsidienelder die Insel Trinidad abzutreten. Erst nach dem Mißlingen dieses Planes wurde die Guinea-Expedition abgefaßt.

nische Gesellschaft zu gründen, welche nach dem Muster der holländischen Kompagnie mit Guinea Handel treiben sollte.

Im Jahre 1680 wurden 2 Schiffe, „das Wappen Brandenburgs“ und „der Moriahn“, unter Kommando des Kapitäns Blonk nach Guinea gesandt, wo man zwischen Urim und dem Vorgebirge der 3 Spitzen landete und mit den Negerfürsten Pregatte, Sophonie und Apanyy einen Vertrag schloß. Die Negerfürsten verpflichteten sich, den Brandenburgern Land zum Bau eines Forts zu überlassen, mit keinem andern Volk Handel zu treiben und den Kurfürsten als ihren Schutzherrn anzuerkennen.<sup>140)</sup> Nach der Rückkehr der Expedition legte Raule dem Kurfürsten am Neujahrstage 1682 einen sorgfältig ausgearbeiteten Handelsplan vor, auf Grund dessen am 17. März endlich die Brandenburgisch-afrikanische Kompagnie ins Leben trat, eine Aktiengesellschaft, bei welcher jeder Teilhaber mindestens 200 Thaler einzuzahlen hatte und dann im Verhältnis seiner Einzahlung an Gewinn und Verlust teilnahm. Der Kurfürst verlieh der Kompagnie ein „Oktroi“, einen Schutzbrief, in welchem es hieß:

„Nachdem einige Liebhaber der Commerciën, sowohl von unsern Unterthanen als fremden, uns unterthänigst zu erkennen gegeben, welchergestalt auch sie nach dem Exempel anderer Nationes eine Afrikanische Compagnie anzufangen geneigt wären, mit gehorsamer Bitte, wir wollten ihnen dazu, und damit sie solch wichtiges und kostbares Werk sicher anfangen und fortsetzen könnten, unsern mächtigen Schutz, Protektion und Oktroi verleihen, und wir denn dabei erwogen, daß nicht allein unsere Lande und Ortschaften, sondern auch die umliegenden und ein groß Theil von Deutschland durch Stiftung dieses Handels und Anrichtung einer solchen Compagnie merklich würde benefeciret werden, daß wir aus solchen und anderen bewegenden Ursachen diesem ihrem gethanen unterthänigen Ansuchen in Gnaden zustimmen, thun auch solches hiermit und kraft dieses Briefes und Oktroi, welches wir ihnen ertheilen zc.“

Es folgt hierauf zunächst die Aufzählung der Befugnisse der Gesellschaft. Dieselbe soll an der afrikanischen Küste mit Pfeffer, Elefantenzähnen, Gold, Sklaven „oder was sonst daselbst zu negotiiren und zu handeln vorfallen möchte“, Handel treiben dürfen, aber mit den andern daselbst etablierten Nationen freundschaftlich verkehren und ihre Rechte achten. Der Kurfürst verspricht, daß er am Capo tres Poncos auf seine Kosten ein Fort werde erbauen lassen und daß er den dort bestellten Gouverneur nebst der Garnison 4 Jahre lang selbst besolden werde. Der Gouverneur solle sich nicht in den Handel mischen, umgekehrt aber auch nicht die Kompagnie sich um militärische Angelegenheiten kümmern. Ein reformierter Prediger wird nach Afrika gesandt und für seinen Unterhalt gesorgt werden. Der Kurfürst verspricht ferner, die Interessen der Kompagnie bei fremden Höfen zu vertreten und sie zu schützen, wenn sie angegriffen würde, aber die Kompagnie darf auch ohne kurfürstliche Erlaubnis in Afrika weder Krieg beginnen, noch Frieden schließen. Das Oktroi bleibt 30 Jahre in Kraft. Während der ersten 3 Jahre sind die Schiffe der Kompagnie von allen Zöllen befreit. Nach Ablauf der 3 Jahre, während welcher die Kompagnie von allen Zöllen befreit sein sollte, wurden ihr neue Exemptionen in Aussicht gestellt, dagegen sollte sie nach 4 Jahren verpflichtet sein, die Garnison in dem Fort auf eigene Kosten zu erhalten. Die Kompagnie sollte ferner die Beamten anstellen, die Gerichtsbarkeit aber im Namen des Kurfürsten ausgeübt werden.

Als die Kompagnie diesen Schutzbrief erhielt, verfügte sie mit Raule und mit dem Kurfürsten bereits über eine stattliche Anzahl Schiffe. Die brandenburgische Flagge wehte auf 30 Schiffen, welche 530 Kanonen führten, teils Kriegsschiffe, teils Kauffahrer für den Handel über den Ozean. So ausgerüstet, zögerte

<sup>140)</sup> Kapitän-Leutnant von Holleben, Deutsches Flottenbuch. Leipzig, Otto Spamer, 1878. — E. von Orlich, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Nach bisher noch ungekannten Original-Handschriften. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1836. Richard Leffer, die Kolonialpolitik des Großen Kurfürsten. Deutsche Kolonial-Zeitung, 1884, 10. Heft, Seite 196. — Max Beheim-Schwarzbach, die maritime und koloniale Thätigkeit Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten. Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur, Litteratur- und Kunstgeschichte, 1885, Märzheft, Seite 196.

die Kompagnie nicht mit der Ausnutzung ihrer Privilegien, und traf alsbald Anstalten, sich an der Küste West-Afrikas festzusetzen.

Am 12. Juli 1682 verließen die Fregatten „Kurprinz“ (Kapitän Voss) und „Moriahn“ (Kapitän Blouf) mit dem Kammerjunker Otto Friedrich von Gröben als kurfürstlichem Kommissar an Bord die deutsche Küste und segelten nach dem fernen Lande, um dort die erste Niederlassung zu gründen.<sup>141)</sup> Die Goldküste wurde glücklich erreicht, aber dort stieß man bald auf Schwierigkeiten. Den Holländern war deutsche Nachbarschaft durchaus nicht erwünscht, und während die Brandenburger noch wegen Abtretung eines für die Anlage



Elmina.

eines Forts geeigneten Platzes in der Nähe des Vorgebirges der 3 Spitzen, beim Dorfe Affada, mit den Eingeborenen unterhandelten, erschienen dort Holländer, welche unter Aufpflanzung ihrer Flagge den Deutschen die Niederlassung untersagten. Die Expedition mußte sich nach einem andern Platz umsehen und fand einen solchen endlich nach langem Suchen bei dem Dorfe Pokeson auf dem Berge Manfro. Mit den Eingeborenen einigte man sich rasch, und dieselben halfen selbst beim Transport der Geschütze auf die Anhöhe, welche von Gröben zu Ehren seines Landesherrn Groß-Friedrichsberg genannt wurde. Am 1. Januar 1683 stieg zum erstenmal an der westafrikanischen Küste die brandenburgische Flagge am Flaggenmast empor, jubelnd begrüßt

<sup>141)</sup> Der Kammerjunker Gröben hat selbst seine Reise beschrieben. Sein Buch erschien unter dem Titel *Guinesische Reise*, Marienwerder, 1694.

von allen Teilnehmern der Expedition, welche nun den schwersten Teil ihrer Aufgabe vollbracht zu haben glaubten. In der That konnte der Ort, den man zur Niederlassung ausersehen hatte, zu den besten Hoffnungen berechtigen. „Die Lage des Forts,“ schreibt ein Besucher desselben,<sup>142)</sup> „ist für die Verteidigung an Land sowohl wie nach See zu eine sehr günstige. Die vorspringende Halbinsel gestattet von den Flanken aus eine sichere ausreichende Bestreichung des Strandes. Die erhöhte Lage macht den Angriff von Land aus schwierig. Einer Beschiesung von See aus würde es aber, und besonders heutigen Waffen gegenüber, wohl kaum längere Zeit haben widerstehen können, da die Geschützaufstellung eine ziemlich ungedeckte war und die Wohnräume u. s. w. nicht bombensicher eingedeckt gewesen zu sein scheinen. Auch in bezug auf den Küstenstrich scheint mir die Wahl eine glückliche gewesen zu sein. Die Gegend ist reich bewaldet, etwas hügelig, und macht einen fruchtbaren Eindruck. Die Halbinsel springt gegen den sich zu beiden Seiten in fast geraden Linien hinziehenden Strand etwa 700 Meter vor. Die Brandung ist nicht so bedeutend, wie an den westlich und östlich gelegenen Küstengebieten, sodaß ein Landen mit Schiffsbooten jederzeit möglich sein wird, während die vor der Halbinsel liegenden Steine und Riffe eine nächtliche Landung erschweren würden. Außerdem bietet die Rhede für Kriegsschiffe einen guten Ankerplatz in nicht zu weiter Entfernung vom Strande.“ Alle diese Vorzüge der neuen Niederlassung mögen auch den Holländern nicht verborgen geblieben sein, denn sie setzten alle Hebel in Bewegung, um die Deutschen, welche aller Aufforderungen ungeachtet gutwillig nicht weichen wollten, durch Gewalt zu vertreiben. Es gelang ihnen, die unwohnenden Neger gegen die neuen Ankömmlinge aufzuheizen, und dieselben wurden überfallen, noch bevor der Bau des Forts vollendet war. Der Angriff mißlang, denn vor dem Geschützfeuer der Deutschen hielten die Schwarzen nicht stand. Der Bau des Forts wurde nun vollendet, und als Gröben nach Europa zurückkehrte, war auch schon wieder ein freundschaftliches Verhältnis zu den benachbarten Negerstämmen angebahnt.

Bald entwickelte sich zwischen dem Fort und den einzelnen Dörfern ein reger Verkehr, der nicht ohne Einfluß auf die ganze Lebensweise der Eingeborenen blieb. Von den brandenburgischen Soldaten, welche das Schwert mit der Pflugschar vertauscht hatten, um Pflanzungen anzulegen, lernten die Eingeborenen eine bessere Art des Feldbaues und allerlei Handfertigkeiten, und sie gewöhnten sich an die strenge Zucht und Ordnung, welche sie bei ihren Nachbarn sahen. Aus den faulen Negern wurden fleißige Ackerbauer, deren Wohlhabenheit den Neid der anderen Stämme erregen mußte. Wie schnell die Brandenburger die Zuneigung der Neger sich gewannen, erhellt daraus, daß bald eine Gesandtschaft aller befreundeten Stämme nach Europa reiste, um dem Kurfürsten, von dem sie mit großer Feierlichkeit in Berlin empfangen wurde, eine Unterwerfungsurkunde zu überreichen. Auch mit den drei Negerhäuptlingen zwischen Agim und dem Vorgebirge der drei Spitzen, mit denen schon die erste Expedition im Jahre 1681 in Verbindung getreten war, wurden Unterhandlungen gepflogen, welche zum Abschluß eines Bündnisses führten. So gedieh die kleine Kolonie vortrefflich, und der erfreuliche Anfang ließ das Beste für die Zukunft hoffen. Leider war es vom Schicksal anders bestimmt. Je mehr die Kolonie erstarkte, desto größer wurde der Neid, mit dem die Holländer ihre Fortschritte beobachteten, und als die holländisch-afrikanische Handelsgesellschaft sah, daß es unmöglich war, durch Intriguen und durch heimliche Hekereien unter den Eingeborenen die lästige Nachbarschaft los zu werden, scheute sie vor offener Gewaltthat nicht zurück, in der Hoffnung, daß ihre militärische Übermacht ihr zum Ziele verhelfen werde. Die Brandenburger hatten den Negern von Akkada noch Land abgekauft, auf welchem etwa 1 1/2 Meilen von Groß-Friedrichsburg entfernt der Kriegsbaumeister Schnittler die „Dorotheenschanze“ anlegte, und zwischen dieser und dem Fort war noch bei Taimara ein Blockhaus errichtet worden. Den Holländern gelang es nun, durch Übrumpelung sich der Dorotheenschanze und des Blockhauses zu bemächtigen und auch die brandenburgische Fregatte „Berlin“ trotz tapfern Widerstandes zu nehmen, aber ihr Angriff auf Groß-Friedrichsburg

<sup>142)</sup> Das Kurbrandenburgische Fort Groß-Friedrichsburg in Guinea. Bericht über den Besuch desselben durch die Offiziere S. M. Schiff „Sophie“, erstattet an den Chef der Kaiserlichen Admiralität. Besonderer Abdruck aus N. 51 des Beihettes zum Marineverordnungsblatt. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1884, Seite 6.

mißlang. Die Besatzung des Forts verteidigte sich mit Erfolg gegen die Übermacht der Belagerer, welche endlich unverrichteter Sache abziehen mußten. Der Kurfürst reklamierte wegen dieses Friedensbruches energisch im Haag, indem er darauf hinwies, daß die Generalstaaten die brandenburgischen Erwerbungen an der afrikanischen Küste anerkannt hatten, und die holländische Gesellschaft wurde angehalten, Genugthuung und Entschädigung zu leisten. Unter allerlei Vorwänden wurde diese jedoch so lange hinausgeschoben, bis der Große Kurfürst starb, und nach seinem Tode war von Ansprüchen an die holländische Kompagnie nicht mehr die Rede, da sein Nachfolger Friedrich III. allen Kolonialprojekten abgeneigt war.

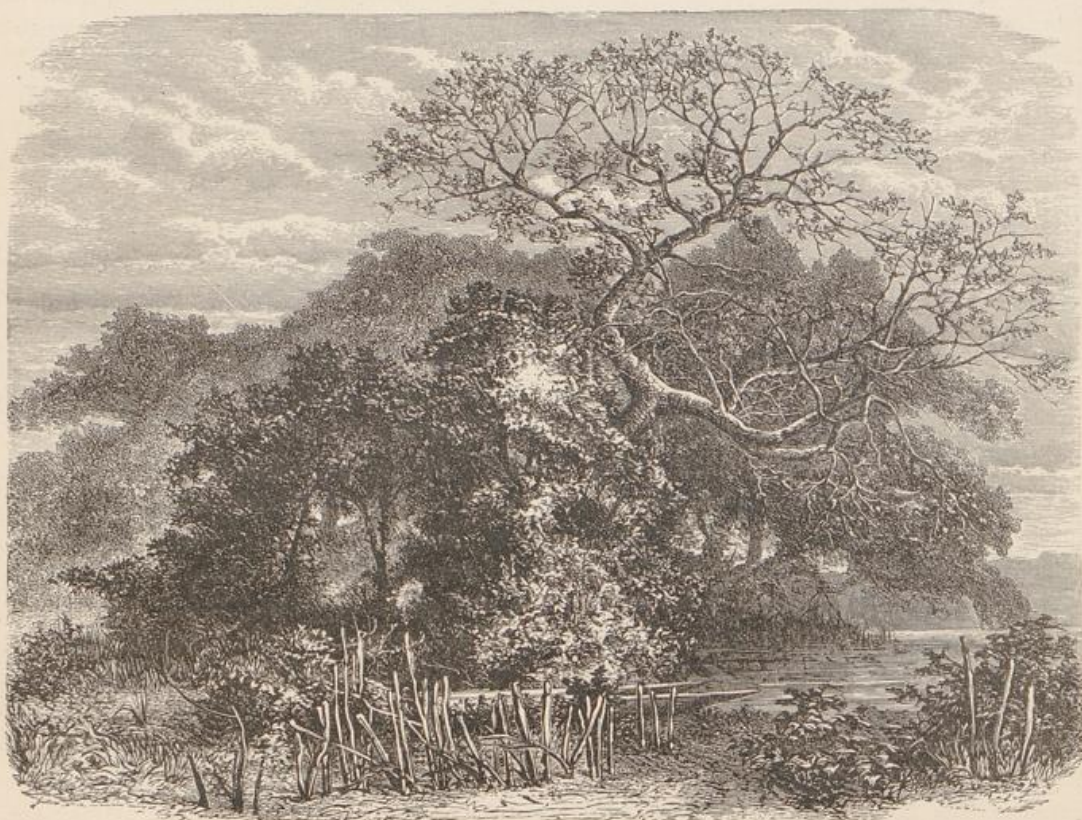
Die afrikanische Handelsgesellschaft hatte nicht so gute Geschäfte gemacht, als ihre Gründer erwartet, und die großen Kosten, welche die Erhaltung der Befestigungen verursachte, schreckten viele Aktionäre von fernerer Beteiligung ab. Da die Gesellschaft nahe daran war, sich aufzulösen, hatte der Große Kurfürst 1686 Raules dringenden Bitten nachgebend selbst die Führung übernommen, worauf eine kurze Zeitlang die Geschäfte besser gingen und die Gesellschaft sogar einen Überschuß von 37000 Thalern erzielte. Nach seinem Tode erhielt die Gesellschaft zwar noch zweimal Zuschüsse von Friedrich III., aber bald trat bei Hofe ein Umschwung ein, der alle dem Unternehmen freundlichen Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kurfürsten entfernte. Der Sturz des Ministers Dankelmann, mit welchem auch Raule in Ungnade fiel, kam als der faktische Abschluß der brandenburgischen Kolonialpolitik betrachtet werden. Der Unterstützung von obenher beraubt, vermochte das Unternehmen nicht mehr zu gedeihen. Vergebens verzichteten die Teilhaber der Gesellschaft auf die Hälfte ihrer Anteile, um durch neue Aktionäre neues Kapital zu erlangen — die Hofpartei, in deren Händen sich nun die oberste Leitung befand, hinderte jeden Aufschwung, da sie stets eifrig für Leerung der Kassen sorgte, und allerlei Unglücksfälle, welche die Gesellschaft trafen, namentlich Verluste von Schiffen, welche teils zu grunde gingen, teils gefapert wurden, diskreditierten das Unternehmen so, daß auch Raule ihm nicht mehr aufzuhelfen vermochte, als er schließlich nochmals mit der Leitung betraut wurde.<sup>149)</sup>

Raule, der mehrmals angeklagt worden und Jahre im Gefängnis zugebracht hatte, starb als ein 75jähriger, gebrochener Greis, und nun war der Untergang des schönen Unternehmens, welches der Große Kurfürst mit seiner Hilfe geschaffen, nicht länger aufzuhalten. Im Jahre 1711 wurden die brandenburgischen Niederlassungen zunächst interimistisch einer holländischen Gesellschaft abgetreten, welche dem König 6000 Dukaten zahlte und ihm 12 Neger (davon 6 mit goldenen Halsketten geschmückt) lieferte. Diesem Interimsvertrag folgte am 15. August 1720 die völlige Abtretung an die holländisch-westindische Kompagnie, welche für 100000 Thaler Herrin aller unter preußischem Schutze stehenden Plätze wurde, von denen allerdings Affada und Cairama nur noch Trümmerhaufen waren.

Die Holländer beeilten sich, von ihrem neuen Eigentum Besitz zu ergreifen, aber nun zeigte es sich, daß man bei den Verhandlungen einen der wichtigsten Faktoren vergessen hatte: die Neger, deren Land man verkaufte. Der Negerfürst Jean Conny hielt die Mitteilung, daß der Kurfürst die Kolonie verkauft habe, für eine holländische List und wollte sie nicht glauben. Als drei holländische Kriegsschiffe vor Groß-Friedrichsburg erschienen, welches Jean Conny nach dem Abzug der preußischen Truppen besetzt hatte, verweigerte dieser die Übergabe der Festung und erklärte, dem König von Preußen treu bleiben zu wollen. Vergebens legten ihm die Holländer die Abtretungsurkunde vor, vergebens einen Befehl des Königs, Groß-Friedrichsburg den Holländern zu übergeben. Da Jean Conny bei seiner ersten Erklärung beharrte, daß er die Festung nur preußischen Truppen übergeben könne, wurde der Hauptmann Hoeven mit etwa 50 Mann abgesandt, um die

<sup>149)</sup> Die Geschäfte der Kompagnie nahmen von 1692 bis 1693 einen erfreulichen Aufschwung. Damals entstand auch in Havelberg a. d. Spree eine große Schiffswerft und Ende 1694 verfügte die Gesellschaft über 17 Schiffe mit 230 Geschützen, während die Kriegsmarine des Kurfürsten 1689 bereits 12 Schiffe mit 300 Geschützen zählte. Im Jahre 1692 betrugen die Aktiva der Gesellschaft 416000 Thaler, die Passiva 132000, die Einlagen des Kurfürsten 170000 Thaler. Vom Jahre 1697 an begannen sich Rückschritte im Gedeihen des Unternehmens bemerkbar zu machen. — S. Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika; 1681 bis 1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1883, Seite 30.

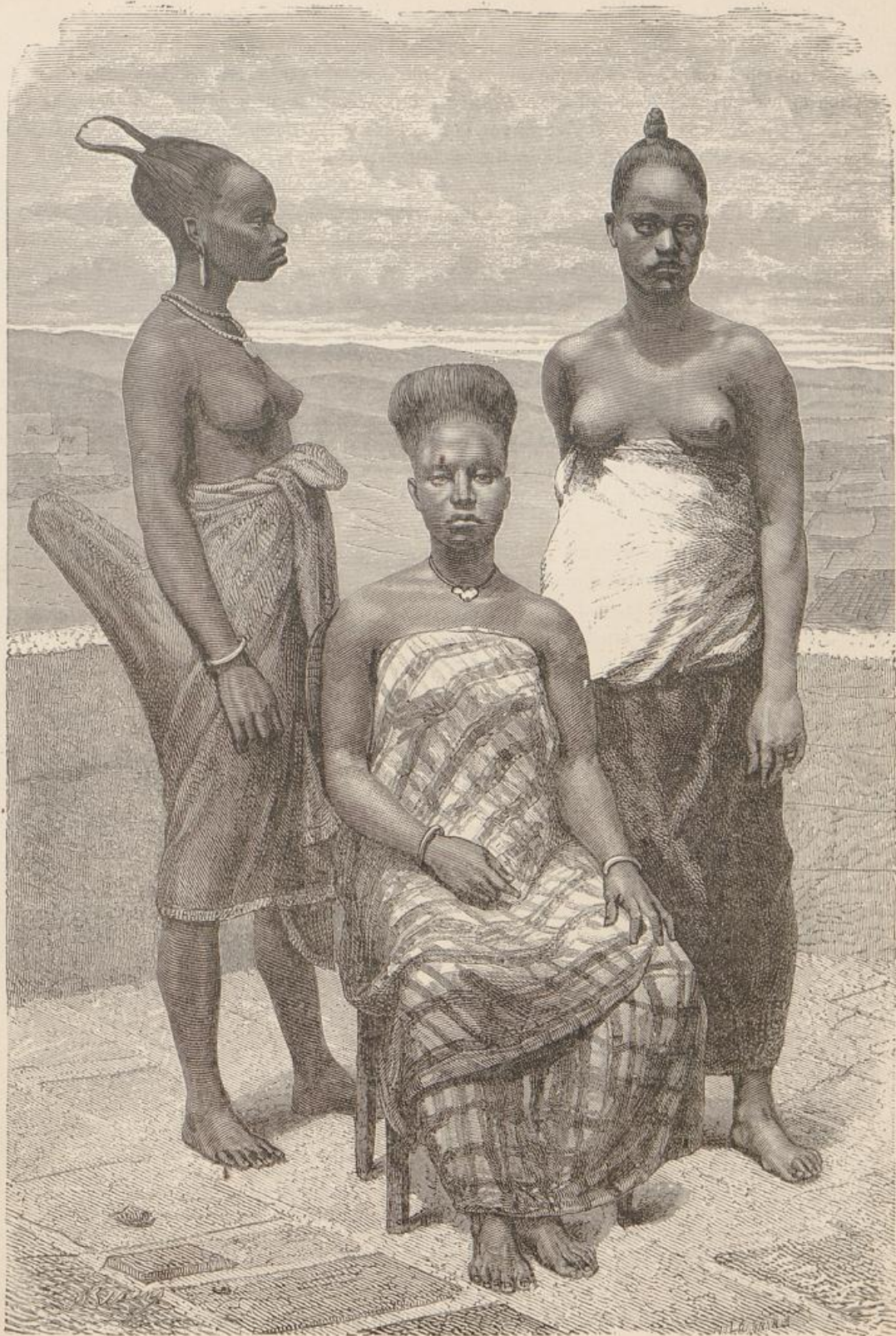
Räumung der Festung zu erzwingen. Ihre Landung wurde nicht gehindert, und ohne auf Widerstand zu stoßen gelangten sie bis in die Nähe der Wälle, wo ihnen zu spät klar wurde, daß der Feind nicht, wie sie glaubten, entflohen war. Gegen 2000 Neger empfingen sie plötzlich aus einem Hinterhalt mit einem so verheerenden Gewehrfeuer, daß es nur sehr wenigen der gelandeten Soldaten gelang, mit ihrem verwundeten Hauptmann die Küste zu erreichen und sich durch Schwimmen zu retten. Die afrikanische Treue hatte einen glänzenden Sieg errungen, und die Holländer wagten augenblicklich keinen neuen Angriff, sondern segelten ab, um Verstärkungen zu holen. Doch auch Jean Conny rüstete sich zu hartnäckigem Widerstande, es gelang



Fetischbaum.

ihm, ein Aufgebot von etwa 20000 Mann zusammenzubringen, und erst nach blutigen siebenjährigen Kämpfen konnten die Holländer sich als die Herren der teuer erkaufte Küste betrachten.

Das echt nationale Werk, welches der Große Kurfürst mit weitsehendem Blick begonnen, war zu Grabe getragen. Die Feinde der deutschen Kolonialpolitik, die Holländer und Engländer triumphierten, und der Krämergeist machte sich nun wieder an der Küste breit, an welcher deutsche Arbeit und Ausdauer, namentlich aber die straffe preussische Zucht sich in einer Weise bethätigt hatten, daß ihre Spuren noch lange nach der Abtretung bemerkbar waren. Mehr als anderthalb Jahrhunderte sollten vergehen, bevor in einem geeinten Deutschland der Mann erstand, der mit der Macht, die Pläne des Gründers preussischer Größe wieder aufzunehmen, auch das Verständnis für die höheren politischen Ziele desselben vereinte. Heute weht die deutsche



Frauen von Elmina.

flagge auf großen Strecken der westafrikanischen Küste, mitten zwischen den Niederlassungen anderer Nationen, und wenn es auch, wie uns die letzten Monate gezeigt haben, auch heute noch an Anfeindungen nicht fehlt, durch welche die Eifersucht unserer Nachbarn das Gedeihen der neuen Kolonien gefährdet, so sind doch jetzt die Verhältnisse andere als in den Tagen des Großen Kurfürsten: nicht die flagge eines kleinen Kurfürstentums, sondern jene des angesehensten europäischen Staates weht schützend über unseren Kolonien. Ungemein lehrreich ist aber heute noch für uns die Geschichte unserer ersten Kolonisierungsversuche — lehrreich besonders darum, weil sie uns zeigt, mit welcher Mißgunst der neue Rival im Welthandel von den anderen Nationen empfangen wurde und wie die besten Freunde sich in Feinde verwandelten, wo sie ihre Handelsinteressen durch brandenburgische Schiffe bedroht glaubten.<sup>144)</sup>

Die Holländer, welche nicht schnell genug alle Spuren der deutschen Besitzergreifung verwischen konnten und triumphierend den Namen des forts Groß-Friedrichsburg alsbald in Fort Hollandia umänderten, haben sich aber auch ihres Besitzes nicht lange erfreut. Das fort hat ihre Herrschaft überdauert. Die holländische flagge ist längst von der Goldküste verschwunden und der englischen gewichen, aber aus der üppigen afrikanischen Vegetation ragen noch die mächtigen Trümmer der starken feste hervor,<sup>145)</sup> welche der Grundstein der hohenzollernschen Kolonialmacht werden sollte, und bei den Negern der Umgegend hat sich noch die Kunde von den weißen Männern erhalten, welche das fort erbauten, und unter deren Schutz ihre Vorfahren glücklich und zufrieden gelebt.

Ein so gutes Einvernehmen wie zwischen den Brandenburgern und den Eingeborenen haben seitdem an der Goldküste weder die Holländer, noch die Engländer zu erzielen vermocht, und trotz der vielen Burgen, mit denen die Küste besetzt wurde, wollte es nicht gelingen, die Ruhe an derselben herzustellen. Die Ruinen gar manchen forts könnten von den Überfällen der Eingeborenen erzählen, und in dem langwierigen Kriege, welchen England mit den Aschantis führte, zeigte es sich, wie wenig Sympathien es sich unter der fanti-Bevölkerung, über welche sich sein Protektorat erstreckte, erworben hatte. Englands Macht reichte oft nicht weiter als die Geschütze in seinen forts, und erst nach der Bezwingung der Aschantis durch Sir Garnet

<sup>144)</sup> „In Westindien blickten die Engländer mißgünstig auf die brandenburgischen Erfolge und suchten die Dänen und Deutschen zu entzweien und selbst hierbei zu profitieren. In Guinea wühlten nach wie vor die Holländer, die mit großer Fähigkeit bemüht waren, den fremden Eindringling zu entfernen. In Senegambien (wo die Brandenburger am Kap Blanc das fort Arguin angelegt hatten) waren besonders die Franzosen den Brandenburgern feindlich.“ Max Beheim-Schwarzbach, l. c., Seite 215. l. c., Seite 215. — Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika etc., Seite 50 u. f.

<sup>145)</sup> „Sofort nach dem Verlassen des Dorfes führte der Weg den Hügel der Halbinsel hinauf. Zwischen Bananengebüsch, Maisstauden und Palmen hindurch ging es an Steintrümmern vorbei, bis wir nach etwa zehn Minuten vor einer Öffnung der verfallenen Mauern des forts ankamen. Die Mauerreste zu beiden Seiten, sowie eine Art Chorumgabung hielten hier den Eingang vermuten. Gleich rechts von demselben scheint das Wachtlokal gewesen zu sein; die Wände desselben ließen sich noch deutlich verfolgen. Die Neger führten uns zuerst auf die Umfassungsmauer, rechts vom Eingange, dann auf derselben längs über Steingeröll durch dichte Schlingpflanzen hindurch bis zu einem erhöhten Punkte der Mauer, wo der König mich auf eine viereckige, 1,2 Meter in letztere hinreichende Vertiefung aufmerksam machte und behauptete, hier sei die flaggenstation gewesen. Dicht daneben wuchs ein großer Baum aus der Mauer. Bei näherer Untersuchung fand ich diese Angabe bestätigt. Wir standen auf der Spitze des Wachturmes, von wo aus man einen prachtvollen Blick über das zu unseren Füßen zwischen dem Meere und einer schmalen Lagune liegende Dorf und das sich dahinter erstreckende flache, hüßlich bewaldete Land hatte. Die Übersicht über die Halbinsel, auf der das fort lag, wurde durch den Urwald, der dasselbe überwucherte, verhindert. Der Thurm lag über 11 Meter über dem erhöhten Terrain der Halbinsel, nach der andern Seite zu führten die Trümmer einer Steintreppe in das Turmzimmer. Dasselbe war recht gut, ich möchte behaupten, noch am besten von sämtlichen Baulichkeiten erhalten. Ein kleiner Verschlag scheint die Schlafkammer vom Turmzimmer abgetrennt zu haben; zwei Schießscharten gaben zugleich die fenster ab. Durch eine niedrige Thür begaben wir uns in das Innere des forts zurück, um zunächst den Wallgang zu ersteigen. Die Neger gingen voran, bogen uns die Zweige bei Seite und hieben uns einen Weg durch das mitunter nur auf Händen und Füßen zu durchkriechende Gestrüpp. — Soweit es nun unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war, gelang es zu konstatieren, daß der Grundriß des forts ein quadratischer, mit eingezogener Kehle und rechtwinkligen Eckbastionen war. Die Länge der front beträgt 40, die der beiden flanken je 35 m, die der Bastion 16 m bei einer tiefe von 7 m. Die äußere Mauer ist 0,9 m stark, aus großen Granitabern aufgeführt. Sie erhebt sich 5,2 m über den Erdboden, liegt dabei etwa 15 m über dem Meerespiegel. Nach innen ist das fort 3,4 m tief. Der zur aufstellung der Geschütze dienende Wallgang ist 3 m breit, die Brustwehr 1 m hoch; die Scharten liegen 3 m auseinander und erstrecken sich über die front und beide flanken, von dem Wachturm bis zum Beobachtungsturm.“ — Das Kurbrandenburgische fort Groß-Friedrichsburg etc. Seite 4.

Wolfeley ist zwischen den englischen Niederlassungen an der Küste und den kriegerischen Stämmen des Innern ein Wall aufgerichtet worden, unter dessen Schutz der Handel sich ruhig entfalten und von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnen konnte.

Von den vielen Forts, welche an der Küste Portugiesen, Schweden, Dänen, Brandenburger, Holländer und Engländer vom 16. bis zum 18. Jahrhundert errichteten,<sup>146)</sup> liegen jetzt die meisten in Trümmern. In Stand gehalten werden nur noch Elmina, Cape Coast Castle, Akra und Christiansborg.

Schon aus weiter Ferne erblickt man vom Meere aus die Mauern des Forts St. Georg, welches die Holländer auf einem die Stadt Elmina beherrschenden Berge erbaut haben. Das Fort war einst der stärkste Punkt der Goldküste und wird auch heute noch nur von Cape Coast Castle übertroffen. Die Holländer hatten ferner schon im Jahre 1637 auf dem Berge Sankt Jago eine Festung erbaut, die sogenannte Komradsburg, die jedoch noch unter holländischer Herrschaft in Verfall geriet. Die „Java-Redoute“ wurde als Quartier für invalide Negeroldaten benützt, welche aus Ostindien hierherkamen.

Ein in den Felsen gehauener Weg führt zum Fort Sankt Georg hinauf, und von der holländischen Zähigkeit und Ausdauer legen noch zwei Kanäle Zeugnis ab, welche durch den Felsen geführt wurden. Im Fort wohnen jetzt die europäischen Beamten und die Offiziere, und dort befinden sich auch die Kasernen der Garnison. Von der Höhe des Festungsberges genießt man eine herrliche Aussicht auf das Meer, dessen Wogen tief unten brandend ans Ufer schlagen, und auf die fruchtbare Landschaft, welche der bei der Stadt Elmina ins Meer mündende Fluß durchzieht. Die Stadt ist nicht so alt wie das Fort, welches schon im Jahre 1683 zum Schutze der Kaufleute erbaut wurde, welche hierher kamen, um von den Eingeborenen Goldstaub einzutauschen, nach welchem der Ort den portugiesischen Namen el Mina erhielt. Sie zählt heute gegen 20000 Einwohner. Die hier ansässigen Weißen bewohnen den kleinen europäischen Stadtteil am linken Ufer des Flusses, der freundlicher aussieht als die Stadt der Eingeborenen. Die letztere besteht aus einem Chaos krummer, überaus unsauberer Gäßchen mit unscheinbaren, nicht sehr einladend aussehenden Häusern.

Elmina besitzt vor anderen Plätzen der Goldküste den großen Vorzug, daß die Landung hier nicht so erschwert und so gefährlich ist. Die Stadt hat ferner gutes Trinkwasser, das auch nicht in allen anderen Küstenplätzen vorhanden ist, aber für Europäer ist trotzdem auch sie des ungesunden Klimas wegen kein empfehlenswerter Aufenthaltsort, obwohl auch hier die sanitären Verhältnisse, wie schon oben bemerkt, von manchen Reisenden mit zu schwarzen Farben geschildert worden sind. Behauptet doch der dänische Reisende Monrad, daß er an der Goldküste keinen Europäer getroffen habe, der das fünfzigste Jahr überlebt hatte!

Der im Osten Elminas sich in das Meer ergießende Fluß, der Sweetwater, bildete einst die Grenze zwischen dem holländischen und dem englischen Gebiet. Damals machte ein Teil dem andern lebhaftes Konkurrenz, und dabei gediehen beide Kolonien nicht. Die holländische litt namentlich an vielen Übelständen. Die holländische Gesellschaft hatte zwar schon 1791 ihren Besitz der Regierung abgetreten, aber dadurch war keine Verbesserung in den inneren Verhältnissen der Kolonie bewirkt worden. Noch bis zum Jahre 1856 war der Gouverneur in Elmina der erste Handelsmann der Kolonie, die Beamten seine Gehilfen beim Exportgeschäft und seine Geschäftsfreunde. Der Handel war durch die Beamtenerschaft förmlich monopolisiert, und erst im Jahre 1856 wurde allen Beamten die Beteiligung an Handelsgeschäften untersagt. Erst von diesem Augenblick ab hob sich der Handelsverkehr und es knüpften nun mehrere holländische Firmen Verbindungen mit der Goldküste an, während bisher nur ein Rotterdamer Haus, welches jährlich 10 bis 12 Schiffe befrachtete, dort vertreten gewesen war.

<sup>146)</sup> Es wurden dort nicht weniger als 25 Forts angelegt, die meisten von den Holländern und Engländern. Von den jetzt noch erhaltenen hat Cape Coast Castle die schwersten Stürme überstanden. Von Melville 1632 für die schwedisch-afrikanische Kompagnie erbaut, wurde es 1658 von den Dänen erobert, kam im folgenden Jahre durch Verrat in die Hände der Holländer, wurde dann von den Eingeborenen besetzt, von diesen 1660 den Schweden überlassen, ihnen aber bald wieder abgenommen und an die Holländer abgetreten, mit deren übrigen Kolonialbesitz an der Goldküste es 1872 in die Hände der Engländer überging.

Die Holländer traten 1872 alle ihre Besitzungen an England ab. Sie verfügten über die Eingeborenen, als ob diese ihr volles Eigentum wären, genau so, wie hundert Jahre früher ihnen die Neger von Affada verkauft worden waren, aber die unter holländischem Schutze stehenden Fantis waren durchaus nicht geneigt, sich den Engländern, die ihnen nicht sympathisch waren, abtreten zu lassen. Ihre Abneigung gegen dieselben kam zum offenen Ausbruch, als im Jahre 1875 die Aschantis in die englischen Besitzungen einfielen und bis Elmina vordrangen. Überall erwiesen sich die Fantis als Feinde der Engländer, welche sich sogar genötigt sahen, die Fantistadt Tscham völlig zu zerstören, und nur die Bevölkerung von Apollonia blieb ihnen treu. Die feindliche Stimmung der Fantisstämme hat aber nicht wenig dazu beigetragen, daß der Aschantikrieg sich so sehr in die Länge zog und so große Opfer erforderte.



Brücke über den Prah.

Der beschränkte Raum dieses Werkes gestattet uns nicht, den blutigen Krieg, welchen England mit den Aschantis führte, ausführlich zu schildern, aber bei den Aschantis selbst müssen wir doch einen Augenblick verweilen, da sie, obwohl außerhalb der Grenzen der Kolonie wohnend und dem englischen Einfluß nicht unterworfen, für die Kolonie, deren ganzes Hinterland sie einnehmen, doch von großer Wichtigkeit sind.

Die Aschanti unterscheiden sich sehr vorteilhaft von den an der Küste wohnenden Negerstämmen. Sie sind meist kräftige, hochgewachsene Leute (durchschnittlich 170 bis 180 Zentimeter hoch), stolz und selbstbewußt, tapfere Krieger, die sich lieber selbst töten als sich gefangen nehmen lassen, und sie verstehen mit den Feuerwaffen viel besser umzugehen, als alle anderen Neger. Während diese meist feuern ohne zu zielen, und in ihren Kämpfen das Gewehrgeknatter in keinem Verhältnis zu dem Blutvergießen steht, bewahren die Aschantis im Kampfe die größte Ruhe und erweisen sich als vortreffliche, scharf zielende Schützen. Der Krieg gilt bei ihnen

für die ehrensvollste Beschäftigung eines Mannes, aber sie ziehen in denselben auch nicht ohne sorgfältige Vorbereitung. In ihren Heeren herrscht auf Kriegszügen musterhafte Disziplin; in geschlossenen Reihen, nicht in wirren Haufen, wie es andere Neger thun, wird der Feind angegriffen, und Hornsignale rufen sie zum Angriff oder zum Rückzug. Flucht gilt als schimpflich, und Feigheit wird mit dem Tode bestraft. Solche Fälle kommen jedoch selten vor, während es sich in den Kriegen der Engländer mit den Aschantis häufig ereignete, daß kleine Abteilungen des Aschanti-Heeres sich bis auf den letzten Mann verteidigten.

Auch in der Gesichtsbildung unterscheiden sich die Aschantis von allen ihren Nachbarn: die platten Nasen und wulstigen Lippen sind bei ihnen selten, dagegen trifft man häufig regelmäßige, an griechische Formen mahnende Gesichtszüge, und namentlich unter den Frauen zeichnen sich viele durch eine Schönheit aus,



Amoaful.

welche auch vor dem strengen Richterstuhl europäischer Verehrer der Frauenschönheit bestehen würde. Dabei verletzt hier das Auge des Europäers auch nicht die Nacktheit, denn die Aschantis pflegen — je nach ihrer Wohlhabenheit — Kleider aus Baumwolle oder Seide zu tragen, die Frauen einen langen, über den Hüften befestigten Schurz, die Männer eine Art kurzer Badehose und über dieser ein langes, ärmelloses Obergewand. Die Stoffe, in welche sie sich kleiden, verfertigen sie selbst auf Webstühlen, welche den unsrigen ähnlich sind und auch zur Verfertigung der Teppiche dienen, in welcher die Aschantis Vorzügliches leisten. Ihr Land liefert den Webern gute Baumwolle, und auch Seide wird in demselben erzeugt, welche mit der importierten konkurrieren kann. Nicht minder gesucht als die Gewebe der Aschantis sind ihre Goldarbeiten, und die von ihnen verfertigten goldenen Ketten gelangen sogar auf europäische Märkte. Sehr geschickt in allen mechanischen Arbeiten, haben die Aschantis außerdem in vielen Gewerben größere oder geringere Vollkommenheit erzielt. Ihre Schmiede,

welche das im Lande selbst gewonnene Eisen verarbeiten, liefern sehr geschätzte Arbeiten, ihre Töpfer verstehen nicht nur gut gebrannte und glasierte Thongefäße zu liefern, sondern verfertigen auch hübsche Figuren aus Thon (sowohl einzelne als Gruppen), und Handwerker, die in Stande sind, Gewehre, Thür- und Kofferschlösser, ja sogar Uhren auszubessern, sind unter ihnen durchaus nicht selten. In den Wohnungen der vornehmen Aschantis trifft man daher auch einen gewissen Luxus, der von der höhern Kulturstufe, welche das Volk erstiegen hat, Zeugnis ablegt. In Kumassie, der Landeshauptstadt, und auch in anderen größeren Städten trifft man breite, saubere Straßen, in welchen Bananen Schatten spenden, die Häuser sind geräumig und aus Ziegeln erbaut, ihre Mauern weiß getüncht. In den Häusern der reicheren Leute führt der Haupteingang in ein an der Vorderseite des Hauses befindliches Empfangszimmer, in den Gemächern ist der Boden erhöht und sorgfältig geebnet, die Wände schmücken häufig Bilder. Der gemeine Mann wohnt in bienenkorbbähnlichen Hütten, die aus Steinen oder Lehm oder auch aus Holzstäben hergestellt werden, deren Zwischenräume man mit Lehm ausfüllt, und die ein spitzes, aus Stroh oder Blättern bestehendes Dach tragen. In der Wohnung des Königs aber fanden englische Reisende schon in den fünfziger Jahren eine überraschende Prachtentfaltung. Da war der Boden mit kostbaren Teppichen bedeckt, man ließ sich auf weichen Divans nieder, und auf der mit feinem Linnen gedeckten Tafel wurden die gut zubereiteten Speisen in goldenen Gefäßen aufgetragen. Ohne die Menschen, von denen man sich umgeben sah, hätte man sich Gott weiß sonstwo, nur nicht am Hofe eines Negerkönigs zu befinden geglaubt.

Mit solchen Anzeichen einer verhältnismäßig hohen Kultur harmonieren schlecht allerlei geradezu barbarische Sitten und Gebräuche, die sich bei den Aschantis noch erhalten haben. Im Kriege werden den erschlagenen Feinden die Köpfe abgeschnitten und als kostbare Siegestrophäe heimgebracht. Im Palast des Königs befindet sich eine wie ein wertvoller Schatz gehütete Sammlung von Schädeln feindlicher Heerführer, und auch die große Trommel, welche bei festlichen Aufzügen vor dem König hergetragen wird, ist mit solchen Schädeln geschmückt. An ihr hing lange Zeit neben den Schädeln erschlagener Negerkönige auch jener des unglücklichen englischen Gouverneurs Sir Charles M'Carthy, des Führers der Engländer im Aschantisfeldzug des Jahres 1824, dessen Leiche in der Schlacht am Prah in die Hände der Sieger geriet. Auch Menschenopfer kamen früher bei den Aschantis sehr häufig vor. Sie beruhten auf der Vorstellung vom Jenseits, wo nach dem Glauben der Aschantis dieselben Standesunterschiede herrschen, wie auf Erden, weshalb man am Grabe die Sklaven des Verstorbenen zu opfern pflegt, damit dieser drüben mit demselben Pomp auftreten könne, den er im Leben entfalten konnte. Beim Tode reicher Leute wurden oft 30 bis 40 Sklaven geopfert, und ein Aschantiskönig ließ einst bei der Leiche seiner Mutter 3000 Menschen schlachten, zu welcher Zahl alle Vornehmen und alle Ortschaften des Landes einen bestimmten Beitrag geliefert hatten. In neuerer Zeit nimmt aber diese Unsitte immer mehr ab und wird wohl bald völlig verschwinden. Die Hauptstadt Kumassie ist allerdings auch heute noch fast täglich der Schauplatz blutiger Szenen, doch hat dies darin seinen Grund, daß alle Todesurteile, welche im ganzen Lande gefällt werden, in der Hauptstadt vollstreckt werden müssen. Die Todesstrafe steht auf Mord, Diebstahl und Zauberei, dem Verurteilten ist aber die Möglichkeit geboten, sich loszukaufen.

Dem König steht das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen zu, aber er ist doch kein unumschränkter Herrscher, sondern sowohl im Frieden als im Krieg an die Beschlüsse der Versammlung der Großen seines Reiches gebunden, welche auch alle Verträge mit unterzeichnen. Die vier angesehensten Mitglieder dieser Versammlung stehen sogar in gewisser Beziehung über dem König, insofern als sie einen solchen, der die Verfassung des Landes anzutasten wagt, absetzen können. Trotz dieser Beschränkung seiner Gewalt steht der König in hohem Ansehen, und seine bedeutenden Einkünfte<sup>14)</sup> ermöglichen ihm, sich mit einem glänzenden

<sup>14)</sup> Als die Holländer noch in Elmina saßen, zahlten sie dem Aschantiskönig, der sich als Ober-Herrn des Königreichs Elmina betrachtete, Tribut. Die Engländer verweigerten die Tributzahlung, weshalb der König seine Rechte mit Gewalt geltend zu machen beschloß. Während er aber eifrig zum Kriege rüstete, zog England, um Geld zu sparen, einen großen Teil

Hoffstaat zu umgeben. Er ist Besitzer großer Goldgruben, erhält außer den vielen Geschenken, welche seine Unterthanen ihm darzubringen pflegen, allen Goldstaub, welcher auf dem Markte von Kumassie auf den Boden fällt, und wenn einer seiner Unterthanen stirbt, erbt er alles Vermögen desselben, übt jedoch dieses Recht nie in vollem Umfange aus, sondern begnügt sich mit dem vorhandenen Golde.<sup>148)</sup> An Goldschmuck und goldenen Gefäßen ist daher im königlichen Palaß kein Mangel. Wenn er vor seinem Volke erscheint, trägt der König einen goldenen Stab als Zeichen der Würde, und stets wird ihm der gleichfalls aus Gold verfertigte Thron nachgetragen. Ein Heer von Sklaven steht zu seinen Diensten,<sup>149)</sup> und er besitzt einen Harem, wie ihn kein Herrscher im Orient je besaß. Einem alten Herkommen gemäß muß der König 3333 Frauen haben, und weil das Wohl des Staates davon abhängen soll, daß diese Zahl stets vorhanden ist, wird eine gestorbene Gattin sofort durch eine neue ersetzt. Als Königin gilt jedoch nur eine der Frauen, und nur sehr wenige sind vollberechtigte Gattinnen des Königs.

Von Süden dringt nun das Christentum, von Norden der Islam in das Aschantireich ein,<sup>150)</sup> aber die weitaus überwiegende Mehrzahl des Volkes und mit ihr der König sind noch Heiden. Sie glauben an ein höchstes Wesen, welches die Erde und den Menschen erschaffen, welches allmächtig und allwissend ist, und in dessen Hause die Seelen der Verstorbenen Aufnahme finden. Dabei denken sie sich aber Luft, Erde und Wasser, Gebirge, Wälder und Felder belebt von einem Heer von Geistern, welche einen beliebigen Gegenstand — einen Baum, ein Tier, am liebsten Vögel — zu ihrem Wohnort wählen können. Es giebt gute und böse Geister, und wenn der Aschanti den ersteren opfert, um ihnen seine Dankbarkeit zu bezeugen, so opfert er den letzteren, namentlich dem höchsten der Luftgeister, dem Feinde des Menschengeschlechtes, um sich ihre Gunst zu

der Garnison von der Goldküste zurück und ließ in allen dortigen Forts zusammen nur 160. Diese geringe Macht war selbstverständlich nicht instande, die Aschantis aufzuhalten, als sie von den mit der Abtretung an England nicht einverständenen Fantis zur Hilfe herbeigerufen gegen die Küste vordrangen. Die Verminderung der Garnisonen war ein um so unvorsichtigerer Schritt, als die Engländer schon vor 50 Jahren Gelegenheit gehabt hatten, die Widerstandskraft der Aschantis kennen zu lernen. Damals in den Jahren 1822 bis 1824 waren sie wiederholt, am entscheidendsten bei Essamaloh von den Aschantis geschlagen worden. Der Gouverneur McCarthy, der mit ungenügenden Streikräften dem Feinde schließlich selbst entgegenzog, fiel in der Schlacht und sein Kopf wurde als Siegestrophäe nach Kumassie geschickt (siehe Seite 170). Erst als die Engländer 1826 die Congreve-Raketen gegen den Feind zur Verwendung brachten, wandte sich das Kriegsglück, und der neue Gouverneur Campbell schloß 1831 einen für die Engländer nicht ungünstigen Frieden. Der Übermut der Aschantis war aber nicht gebrochen worden, sie hielten es für unmöglich, daß die Engländer in das Innere ihres Landes eindringen könnten, und als ein 1863 ausgebrochener zweiter Krieg für die Engländer erfolglos blieb, befestigte sich bei den Aschantis immer mehr die Überzeugung, daß die Engländer sich vor einem Aufstand scheuten. Voll Siegeszuversicht drangen daher nun die Aschantis im Februar 1873 in 3 Heerhaufen über den Prah, überall von den Fantis als Befreier begrüßt. Der König von Elmina schloß sich ihnen an, ein kleines Heer von Eingeborenen, welches die Engländer ihnen entgegen sandten, wurde aufgegeben, und die Aschantis erschienen vor Kommenda. Sir Garnet Wolseley, Englands bewährter Heerführer, sollte der Retter in der höchsten Not werden, aber man sandte ihn ohne Soldaten an die Goldküste, und sein Versuch, eine Armee aus Eingeborenen zu bilden, mißlang. Erst im Dezember sandte man ihm einige europäische Truppen, wodurch es ihm möglich wurde, zur Offensive überzugehen. Trotz ihrer großen Übermacht wurden die Aschantis bei Essaman, bei Abrakampa, Amoasul (siehe Seite 169), Bequa, Ordahse geschlagen, und Sir Garnet Wolseley zog als Sieger in ihre Hauptstadt ein. Die von allen Einwohnern verlassene Stadt wurde in der Nacht nach dem Einzug der Engländer völlig eingeebnet, aber dem Aschantikönig war die Lust zur Fortsetzung des Krieges vergangen. Er erkaufte den Frieden unter harten Bedingungen: er mußte auf die Oberhoheit über die Königreiche Akim, Assin, Denkera, Elmina u. s. w., kurz über alle früher unter holländischem Protektorat gestandenen Stämme verzichten und überdies 50 000 Unzen Gold (etwa 4 Millionen Mark) zahlen.

<sup>148)</sup> Von allem Gold, das im Lande gefunden wird, ist eine Steuer im Betrage von 50 Prozent des Goldwertes zu entrichten. Captain Brandon Kirby, *A journey into the interior of Aschanti*. Proceedings of the Royal geographical society. London, 1884, VI. Band, Augustheft, Seite 449.

<sup>149)</sup> Bis zum Jahre 1872 bildete der Verkauf von Sklaven an die Holländer eine der Haupteinnahmen des Königs. Er verkaufte ihnen alle Kriegsgefangenen, die sie unter ihre Negeregimenter steckten und nach ihren Kolonien im ostindischen Archipel sandten. Die Nynheers trieben demnach bis in die jüngste Zeit ganz im stillen Sklavenhandel, und würden ihn wahrscheinlich noch heute treiben, wenn die Kolonie in ihren Händen geblieben wäre.

<sup>150)</sup> Zwei Söhne des Königs, welche 1831 als Geiseln nach Cape Coast Castle kamen, wurden dort von einem Methodistenprediger bekehrt. Im Jahre 1839 drang der erste Missionar, der farbige Freeman, in Aschanti ein und kam bis Kumassie, wo er vom König die Erlaubnis zu einer Mission im Lande erhielt. Missionsbilder aus Afrika. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung, Seite 43.

sichern und ihren Zorn von sich abzuwenden. Der in Kumassie wohnende Oberpriester ist der erste Vermittler zwischen den Göttern und den Menschen und das Haupt eines zahlreichen Priesterstandes, welcher den Aberglauben des Volkes gut auszunützen versteht und durch Orakelsprüche, durch Verkauf von Zaubermitteln und Amuletten und Erteilung von Rat an fromme Gläubige sich ein reichliches Einkommen verschafft.

Der Fetischglaube, in dessen Banden sich auch die Aschanti befinden, zieht sich wie ein roter Faden durch alle von Negern bewohnten Gebiete, und auf ihm beruhen überall, wo noch nicht der Islam oder das Christentum Fuß gefaßt haben, alle religiösen Anschauungen der Neger. Nach ihrem Glauben hat die Thätigkeit des höchsten Wesens mit der Erschaffung der Welt ein Ende gefunden und es verharrt nun, in unnahbarer Majestät im Himmel thronend, in völliger Ruhe. Die Vermittlung seines Verkehrs mit den Menschen bleibt seinen Kindern, den Fetischen überlassen, welche teils gute, teils böse Geister sind und auf Erden wohnen, wo sie in den verschiedenartigsten Gegenständen ihren Wohnsitz nehmen. Ein Berg, ein Baum, ein Fluß, ein



Die ersten deutschen Erwerbungen in Ober-Guinea.

Termitenhäufen, aber auch ein Krug oder Topf kann der Wohnsitz eines Fetisches sein und wird dadurch, daß dieser sich in ihm niederläßt, zu einem besetzten Wesen. Die Fetischmänner, die Priester, welche mit dieser Geisterwelt verkehren, vermögen einen Fetisch zu veranlassen, in einem beliebigen Gegenstand seinen Wohnsitz zu nehmen, wodurch derselbe zu einem wirkungsvollen Amulett wird. Da Krankheiten und überhaupt alles Übel, von dem der Mensch heimgesucht wird, Folgen des Zornes eines Fetisches sind, besitzen die Fetischpriester, welche den erzürnten Geist zu versöhnen vermögen, überall großen Einfluß. Der Fetisch teilt durch den Mund des Priesters mit, wie groß die Buße — in Geld oder Naturalien — sein soll, durch welche man seinen Zorn abwenden könne, und der Priester nimmt dieselbe in Empfang. Jedem Fetisch ist ein bestimmtes Tier geheiligt, das in seinem Dienste steht und ihm als Bote dient. Damit hängt es auch zusammen, daß bei den Guinea-Negern jeder zu Ehren seines Fetisches sich irgend einer Speise oder eines Getränkes enthält „Daher ist der eine kein Rindfleisch, der andere kein Ziegenfleisch und Hühnerfleisch, der Dritte enthält sich vom Palmwein oder Branntwein.“



Kumassie.



Königspalast in Kumassie.

Die Fetischpriester bilden eine eigene Kaste, in welcher das Priestertum sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzt. Sie lassen das Haupthaar so lang als möglich wachsen und kleiden sich in weiße Gewänder. In dem Tempel, dem „Himma“, den jeder Priester besitzt, dürfen die heiligen Steine nicht fehlen, Meteore oder Stücke Magneteisenstein, welche von den Fetischpriestern stets während eines Gewitters auf dem Boden gesucht und aufgefunden werden. Bevor er einen solchen Stein gefunden hat, kann ein Priestersohn nicht Priester werden. Es giebt auch wandernde Fetischmänner, doch diese sind nicht im Besitze eines heiligen Steines, sondern tragen nur an einem Lederrücken allerlei Amulette, aus denen sie wahr sagen. Das einträgliche Gewerbe wird auch von Frauen ausgeübt, und die Fetischweiber (siehe Seite 148) erfreuen sich nicht geringern Ansehens als die Fetischmänner. Viel Aberglauben haftet ferner an den dem Golde gleichgeschätzten Agriessteinen, die bald einfarbig (blau, gelb, grün, rot), bald mosaikartig gemustert sind, teils gebrannter Ton oder langsam verwitternde Glasflüsse, teils Achate, Jaspise, Karneole u. s. w. Diejenigen, welche ich selbst vor Augen gehabt, sagt Robert Hartmann, erinnerten mich lebhaft an das unter anderem von Kubary so genau beschriebene Geld der Palauintseln im Pacific, ferner an gewisse ähnliche ägyptische, indische und selbst alteuropäische, Schmuckperlen darstellende Gräberfunde. Zu alledem gesellen sich noch die von Mohammedanern herrührenden Amulette, auf ein Blatt geschriebene Verse aus dem Koran, für welche zuweilen sehr hohe Preise gezahlt werden.

In gewisser Beziehung bezeichnet das Fetischwesen jede kulturelle Handlung, „durch welche man für sich mit der unsichtbaren Welt ein befriedigendes Abkommen herzustellen sucht, im Tanzen des Fetisches, in Fetischbesessenheit oder in Begeisterung, in Opfern, Gebeten u. s. w.“ Wenn die Neger ihrem Gott opfern oder zu ihm beten wollen, sagen sie: Wir wollen Fetisch machen. „Ebenso machen sie Fetisch, um sich zu rächen, wenn sie von jemand beleidigt wurden, und zwar tragen sie dann Fleisch, ein Getränk oder sonst etwas zu ihrem Fetisch oder Priester, damit dieser es verzaubert. Dann bringen sie es an einen Ort, von dem sie wissen, daß ihr Gegner ihn zu betreten pflegt, und glauben fest daß er in kurzer Zeit sterben muß, wenn er etwas von den verzauberten Dingen berührt.“ Derjenige, auf den es abgesehen ist, sucht sich, sobald er die Gefahr bemerkt, dadurch gegen die Folgen des Zaubers zu schützen, daß er sich von dem gefährvollen Orte forttragen läßt, in welchem Falle weder ihm, noch den Trägern etwas zustoßt, da das Zaubermittel nur dann wirkt, wenn jener, für den es bereitet worden ist, es berührt.<sup>151)</sup>

Zu einer richtigen Beurteilung des Fetischismus wird das Aschantiland, wenn es erst genauer bekannt geworden ist,<sup>152)</sup> wichtiges Material liefern können, da sich dort noch mancher Aberglaube und mancher Gebrauch unberührt von den fremden Einflüssen erhalten hat, denen die Küstestämme ausgesetzt waren. Ein wichtiger Beobachtungsposten ist auch das an der Sklavenküste gelegene Reich Dahome, wo der Tempel der Fetischschlangen mit seinen Hunderten geheiligter Schlangen weit und breit berühmt geworden ist.

<sup>151)</sup> Wir werden im folgenden noch wiederholt auf den Fetischdienst zurückkommen. Jedenfalls verdient der Fetischismus nicht jene Geringschätzung, mit der er bisher nach den oberflächlichen Beobachtungen von Reisenden behandelt wurde. „Der Fetischismus der Neger,“ sagt Bastian, „gilt als die roheste Auffassung der Religion, aber roher noch dürfte fast die europäische Auffassung solch afrikanischer Auffassung erscheinen, besonders wenn im eigenen Haus gekehrt werden sollte.“ — Eine Zusammenstellung der vielen und mannigfaltigen, auf ihn bezüglichen Mitteilungen siehe in: Adolf Bastian, Der Fetisch an der Küste Guineas auf den deutschen Forschungs nähergerückten Stationen der Beobachtung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1884, Seite 25.

<sup>152)</sup> So mangelhaft unsere Kenntnis des Landes noch ist, so sind uns doch seine Nordgrenze und seine Nachbargebiete nicht mehr völlig fremd. Nach dem Feldzug Lord Wolseleys bereifte das Aschantiland 1876 Dr. Goulsbury und kam bis Salagha, und seit 1881 hat die Regierung der Kolonie ihr Augenmerk namentlich auf die Eröffnung von Verkehrsstraßen nach den hinter Aschanti gelegenen Ländern gerichtet. Kapitän Landsdale drang 1881 und 1882 nordöstlich bis Yendi und nordwestlich bis Buntaku vor, und Kirby gelangte bis zur Nordgrenze Aschantis im Koranzagebiet, von wo Karawanen nach Timbuktu und nach Sokoto gehen. — Siehe über das Land und seine Bewohner: Bowdich, Mission der englisch-afrikanischen Kompagnie nach Aschantee. Weimar, 1820. — J. D. Hay, Ashanti and the gold coast. London, Cloth, 1874. — A. Brun, Mon voyage à Cocomassie. Bulletin de la Société de géographie. Paris 1882, Seite 280. — J. Gros, Voyages, aventures et captivité de J. Bonnat chez les Achanti. Paris, Plon 1884.

An Schlangen und giftigen Reptilien ist die Goldküste sehr reich, und dieselben vermehren sich trotz aller Verfolgung, da ihnen Wälder und Kaktusgebüsch vortreffliche Schlupfwinkel bieten. An Tieren, welche dem Menschen gefährlich werden können, ist überhaupt kein Mangel. Auf den Sandbänken in den Flüssen kann man Alligatoren und Krokodille scharenweise sich sonnen sehen, der Leopard haust in den Wäldern, nachts hört man das klagende Geheul der Schakale, und Hyänen streichen Beute suchend um die Menschenwohnungen herum. Außer durch diese Raubtiere ist die Tierwelt durch ihre riesigsten Geschöpfe vertreten: Elefanten, die allerdings immer seltener werden, durchziehen die Urwälder, große Büffelherden weiden in den sumpfigen Niederungen, und der Volta ist von zahlreichen Flußpferden belebt. An den Ufern der Flüsse wimmelt es von Tieren. Da stehen hochbeinige Flamingos und Reiher am Wasser, wilde Enten schwimmen auf der Flut, und auf den Zweigen der Bäume wiegt sich ein Heer bunt gefiederter Vögel, unter denen sich grüne und aschgraue Papageien durch ihr kreischendes Geschrei bemerkbar machen. Besonders mannigfaltig und zahlreich ist die Tierwelt in den östlichen Teilen der Goldküste, in jenen Gebieten, welche der Volta durchströmt.

Den östlichen Teil der Goldküste, welcher im Norden vom Aduapimgebirge, im Osten vom Sakumo und im Westen vom Volta begrenzt wird, ein etwa 60 □ Meilen großes Gebiet bewohnen die Akra-Neger und die ihnen stammverwandten Wangmeer. „Der eigentliche Küstenrand zieht sich als magerer Sandstrich und weiter landeinwärts als Savanne am Meere hin. Aus dieser tauchen vereinzelt Cassave- und Erbsenpflanzungen zwischen dem wogenden Gras, den spärlichen Gebüsch und zahllosen Euphorbien und Fächerpalmen auf. Hier und da streift das Auge auch einen einsamen Weiler, den einige Laubbäume und Palmen beschatten, und zu dem ein schmaler Pfad über den eisenhaltigen Kies führt. Um so zahlreicher sind die hohen Termitenpfeiler,<sup>153)</sup> welche die geschäftigen Ameisen aus roter Erde aufgeführt und wie Wahrzeichen auf der wellenförmigen Fläche aufgezogen haben.“<sup>154)</sup> Ein freundlicheres Bild bietet der hinter diesem sich hinziehende Küstenstrich, der sich bis zum Fuße des bewaldeten Gebirges erstreckt, welches etwa 10 Stunden vom Meere entfernt ist. Inmitten grünender Mais- und Nampflanzungen liegen dort Plantagendörfer und Farmen, beschattet von Pisang und Bananen, und bei keiner Ansiedlung fehlen Olpalmen, Orangen-, Limonen- und Mangobäume. Alles gedeiht vortrefflich in dem fruchtbaren Boden, der durch die hier häufigeren Regen genügende Feuchtigkeit erhält. So anziehend aber das Land auf den ersten Anblick erscheint, so hat das schöne Bild doch sehr große Schattenseiten. Die Sümpfe und die vielen stehenden Gewässer, die sich hier befinden, sind der Herd gefährlicher Fieber, von denen kein Europäer, der sich an der Küste niederläßt, auf die Dauer verschont bleibt. „Üppig wuchert vermöge der tropischen Triebkraft Gras, Schilf und Wald empor, und der vermodernde Abfall, von Feuchtigkeit durchzogen und von der tropischen Sonne bebrütet, wird zur verderblichen Pestilenz für die Bewohner. Erst durch eine energische Kulturarbeit und mit Aufhören der Kulturlosigkeit im tropischen Afrika werden sich auch die sanitären Verhältnisse dieser sonst so sehr gesegneten Erdstriche bessern.“

Die eingeborene Bevölkerung dieses Landstriches zählt etwa 140 000 bis 150 000 Seelen. Sie unterscheidet sich von den einem Sprachstamm angehörenden Stämmen im westlichen Teil der Goldküste, welche man gewöhnlich als Tschistämme bezeichnet (von den Santis, Akimern, Aduapimern u. s. w.) sowohl durch die Sprache als durch Hautfarbe und Körperbau. Sie ist viel muskulöser als die Tschistämme, ihre Hautfarbe heller.

<sup>153)</sup> Termiten sind an der Küste West-Afrikas durch eine Menge von Arten vertreten, welche Bauten von beträchtlicher Höhe auführen. Die Formen der Termitenhügel sind sehr verschieden: man trifft solche von Kegelform, andere kleben an Baumstämmen in gewissen Zwischenräumen übereinander und gleichen Pilzsegmenten, und in Mulamba sah Pogge Termitenbauten in Obeliskform, welche 3 bis 5 Meter hoch waren und am Boden einen Umfang von 4 bis 5 Meter hatten. Am Capene sind solche Obeliske gesehen worden, welche 15 bis 20 Fuß hoch waren. — Siehe: Die Loango Expedition. Zweite Abteilung. Leipzig, Paul Froberg, 1879, Seite 80.

<sup>154)</sup> Paul Steiner, Land und Leute von Akra. Deutsche Kolonialzeitung 1885, Seite 10.

An der Akra-Küste liegen die befestigten Plätze Akra und Christiansborg. Vom Meere aus gesehen, schreibt Soyauy, „präsentiert sich Akra mit dem Hintergrunde fernbläulicher Bergzüge einladend. Vor uns dehnt sich im Schutze des St. James-Forts die europäische Stadt mit schmucken Häusern aus . . . Stattliche weißmaurige oder ehrwürdig verwittert erscheinende Gouvernementsbauten und Forts mit niedrigen Platt-Türmen, teils näher am Strande, teils weiter in der Stadt, überragen die einfacheren Häuser der europäischen Kaufleute und der Eingeborenen, welche letzteren die Einrichtungen in den Häusern der Weißen in oft komischer Weise nachzuahmen suchen. Die Kolonie erhebt sich auf zirka 10 bis 12 Meter hohem Aferrande aus eisenhäufigem, braunrotem Lehm; westlich der Stadt wird das Ufer flacher, und dort kann der Blick über eine wellige Ebene auf die Berge des Innern schweifen.“ Man vermißt hier, wie an einem großen Teil der Küste, den Mangel der Vegetation. Nur vereinzelt erblickt man Kokospalmen und niedrige Gebüsch.

Von Akra aus führt eine mit Bäumen eingefasste Kunststraße, welche den besten europäischen Landstraßen gleichkommt, nach der alten dänischen Niederlassung Christiansborg, dessen weiße Mauern man in einer Entfernung von etwa  $\frac{1}{2}$  Meile am andern Ende der kleinen, von vielen Fischerbooten belebten Bucht, welche es von Akra trennt, am Ufer schimmern sieht. Im Äußern unterscheidet es sich fast gar nicht von seiner Nachbarstadt: da sind dieselben alten Festungsmauern und die Häuser auf hohem Aferrande, dieselbe kahle Umgebung, „das Fort jedoch macht einen imposanten, großartigen Eindruck.“ Die bedeutendsten Gebäude der Stadt sind jene der Basler Mission, welche schon im Jahre 1828 an der Küste sich niederließ, aber, durch das Klima gehindert, erst am Beginn der vierziger Jahre eine nachhaltigere Thätigkeit zu entfalten begann. Mit Unterstützung der dänischen Regierung gründete sie damals eine Kolonie in Akropong, wo Neger aus Westindien angesiedelt wurden. Heute zählt die Mission Stationen im Akra-, Wdangme-, Akwapim- und Akem-Gebiet, wo eine Menge Schulen errichtet worden sind (die wichtigsten in Akropong und Christiansborg), in denen über 1000 Kinder und junge Leute Unterricht erhalten. In Akropong ist ein Seminar für Eingeborene errichtet worden, in welchem diese eine gründliche Bildung (Unterricht im Griechischen, Hebräischen und Theologie) erhalten, welche sie befähigt, als Missionäre zu wirken. In den höheren Schulen in Akropong und Christiansborg erhalten die Schüler Unterricht „in der biblischen Geschichte, in Weltgeschichte, Religionslehre, Kirchengeschichte, Geographie, Rechnen, Geometrie, Naturgeschichte, Naturlehre, Griechisch, Englisch, der Tshi- und Gã-Sprache, Zeichnen und Musik.“ Außerdem werden die Neger von den Missionären in verschiedenen Handwerken unterrichtet, und man trifft ihre Zöglinge an der ganzen Küste als Zimmerleute, Böttcher, Tischler, Maurer und Schmiede thätig, und namentlich die von ihnen gefertigten Boote werden von den Eingeborenen sehr geschätzt. Die Baseler Mission ist eine sogenannte Handels-Missionsgesellschaft. Sie hat neben den Missionshäusern, welche sich der Befehrung und dem Unterricht der Eingeborenen widmen, noch Handelshäuser gegründet, welche von den Missionären beaufsichtigt werden und einen Teil ihres Gewinnes an die Mission zur Bestreitung der Kosten derselben abliefern müssen. Neben der Baseler Mission wirkt jenseits des Voltaflusses, also bereits auf dem Gebiete der Sklavenküste, die Bremer Mission seit dem Jahre 1847. Sie hat viel unter den Feinden der einzelnen Stämme und mehr noch durch die Raubzüge der Aschantis zu leiden gehabt, von welchen letzteren im Jahre 1868 Tausende vor den Augen der Missionäre hingeschlachtet und die Missionäre Ramsfeyer und Kühne nach Aschanti in die Gefangenschaft geschleppt wurden. Seitdem sind auch für die Bremer Mission bessere Tage gekommen, sie ist von der Küste immer weiter ins Innere vorgedrungen und hat dort im Ewe-Gebiet Stationen in Waya, Wegbe, Pekvi errichtet, welche gut gedeihen.

Die Küste, die wir hier betreten, bietet vom Meere aus gesehen einen unfreundlichen Anblick. Eine öde Sandfläche sehen wir vor uns, und nur die hier und da vorhandenen Kokosnußbaumwälder, bei denen die Dörfer der Eingeborenen liegen, bringen einige Abwechslung in die einförmige Landschaft. Die Küste ist durchschnittlich nur eine halbe Stunde breit und wird landeinwärts von Lagunen bespült, welche eine Breite von 3 bis 4 Stunden erreichen. Diese Lagunen, welche sich fast längs der ganzen Sklavenküste hinziehen, sind eine Quelle des Segens, aber zugleich auch des Verderbens für die Bewohner der Küste. Obwohl das

Wasser nur 3 bis 4 Fuß tief ist, so genügt doch eine solche Tiefe für die Kähne der Eingeborenen, deren Handelsverkehr mit dem Hinterlande durch diese Wasserstraße bedeutend erleichtert wird. Die Lagunen sind reich an Fischen, welche die Hauptnahrung der Anwohner bilden, und wenn sie in der regenlosen Zeit austrocknen, ist der Boden weit und breit mit einer schneeweißen Salzkruste bedeckt, welche von den Eingeborenen aufgelesen, gereinigt und getrocknet wird, um später weithinein ins Binnenland, wo an Kochsalz Mangel ist, als gesuchter Handelsartikel geführt zu werden. Diesen Vorteilen, welche die Lagunen der Uferbevölkerung bieten, stehen aber nicht minder große Nachteile gegenüber: wenn die Sonnenstrahlen den ausgetrockneten Lagunenboden erhizen, bilden sich gefährliche Miasmen, welche eine Fieberlust erzeugen, deren Einwirkungen kein Europäer auf die Dauer zu widerstehen vermag.



Sklavin von der Goldküste.

Die öde, starre Küstenlandschaft bildet jedoch auch hier, wie so häufig an der afrikanischen Küste, nur die Scheidewand, hinter welcher sich die üppigste Vegetation verbirgt. Wenn man 2 oder 3 Stunden durch die sandige Ebene, in welcher man nur stellenweise niederes Gras oder vereinzelte Gebüsch antrifft, landeinwärts gewandert ist, gelangt man in den afrikanischen „Busch“.

In nebeliger ferne sieht man vom Ufer aus den Atakla, einen schroff und steil aus der Ebene emporsteigenden Berg, eine natürliche Festung, welcher, um uneinnehmbar zu sein, nichts fehlt, als das Trinkwasser, welches in der trockenen Jahreszeit die auf dem Berge wohnenden Neger mühsam zu ihren Hütten hinauftragen müssen. Der Atakla ist der äußerste Vorposten des tiefer im Innern aufsteigenden Gebirges. Hinter ihm breitet sich Hüggelland aus, welches allmählich in das über 500 Meter hohe Gebirge übergeht, auf welchem die eigentliche üppige Tropenvegetation, der Urwald mit seinen gewaltigen Baumriesen beginnt.

Das Volk, welches jenseits des Volta, an der Ostgrenze des Aschantireiches und des Adangmeergebietes wohnt, sind die Ewe oder Eweer, die sich selbst Eweao nennen, ein in viele kleine Stämme geteiltes Volk, welches von Osten her in seine jetzigen Wohnsitze eingewandert sein soll. Da sie keine Schriftsprache besitzen, ist ihre frühere Geschichte in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

In mündlicher Überlieferung hat sich bei den Ewe die Erinnerung an viele Begebenheiten in ihrer Vorzeit, allerdings meist nur in Sagenform, erhalten. Als ihre Urheimat betrachten sie Nodzie, eine noch jetzt bestehende Stadt im Osten. Von dort sind sie mit Aschantis und den Aquambus ausgewandert, weil sie die Tyrannei ihres Königs, welcher sie in seiner Grausamkeit zwang, mit Nägeln und Kaktusdornen untermischten Thon zu treten, nicht länger ertragen konnten. Die Stadt Nodzie gilt dem Eweer nicht nur als Wiege seines Geschlechtes, sondern des Menschengeschlechtes überhaupt. An der Stelle, welche die Stadt jetzt einnimmt, bildete Gott die ersten zwei Menschenpaare, nachdem er Himmel und Erde geschaffen hatte. Zuerst schuf er zwei weiße Menschen, dann zwei schwarze, und ließ nachher zwei zugedekte Körbe, einen großen und einen kleinen, vom Himmel auf die Erde nieder, die beiden Menschenpaare auffordernd, sich friedlich in den Inhalt der beiden Körbe zu teilen. Das schwarze Menschenpaar bemächtigte sich sofort des größern Korbes. Es fand in demselben eine Hacke zum Plantagenbau, Baumwolle zu Fischenetzen, einen Bogen mit Pfeilen zur Jagd und Goldstaub zum Handel. In dem kleinen Korb welcher dem weißen Paar zufiel, befand sich nichts als ein Buch, aber die weißen Menschen lasen fleißig darin und wurden viel klüger als die schwarzen, und infolge dessen auch viel reicher. Die schwarzen sahen voll Neid den wachsenden Reichtum ihrer weißen Nebenmenschen und begannen ihnen nachzustellen, aber Gott nahm sich der Verfolgten an, ließ ein Seil vom Himmel herab und leitete sie über das große Wasser hinüber.<sup>155)</sup>

Wie der Eweer in der Stadt Nodzie die Wiege des Menschengeschlechtes sieht, von wo auch jetzt noch bei der Geburt eines Menschen dessen Seele kommt, so glaubt er auch, daß die Seelen der Verstorbenen dorthin zurückkehren. Dort soll sich ein dichter Buschwald befinden, Mawuwe (Gottesstätte) genannt, der als großes Heiligtum gilt und den außer dem Priester niemand betreten darf.

Der Eweer glaubt an ein höchstes Wesen, Mawu (der Unübertreffliche) genannt, welches die anderen Götter, die Welt und die Menschen geschaffen hat. Nachdem Mawu die Schöpfungsarbeit vollendet, kümmert er sich aber nicht mehr viel um seine Schöpfungen. Die Untergötter hat er ja nur geschaffen, damit sie ihm die Last der Weltregierung erleichtern, und er hat daher auch jedem Volke bestimmte Götter zugewiesen. Dem Neger hat er nun einmal nach seiner unbeschränkten Wahl diejenigen gegeben, welche er als seine Götter, Schutzgeister und Vermittelungswesen zu kennen meint, und zu diesen hat er sich in ein entsprechendes Verhältnis zu setzen. Daher kommt es, daß der Missionär so oft die Antwort erhält: „Ja, euch Weißen hat

<sup>155)</sup> Außer solchen Sagen besitzen die Ewe noch einen reichen Schatz von Sprichwörtern, von denen wir einige mitteilen: Do kple dso me fadiwo, Wasser und Feuer sind nicht beisammen (d. h. wenn das Verhältnis zweier Charaktere dem von Feuer und Wasser gleicht, so vertragen sie sich nicht). — Afi me bl'a ame wo, die Hand täuscht niemand (d. h. das Wahrnehmen mit eigenen Sinnen beugt leichter der Täuschung vor). — Afi gholo meyi'asime wo, leere Hand geht nicht zu Markt (dieses Sprichwort wird angewendet, wenn jemand auf Vorkauf etwas kaufen will. Der Sinn ist: Zum Kaufen braucht man Geld). — So med'a dome wo, der große Wassertopf geht nicht zum Brunnen (das vom Flusse oder einer Quelle geholte Wasser wird in einen großen, halb in den Boden eingegrabenen Topf geschüttet, welcher als Wasserbehälter dient. Man wendet das vorstehende Sprichwort an, wenn die Frauen, welchen das Füllen der Wasserbehälter obliegt, zu faul sind, zweimal zur Quelle zu gehen, und lieber eine große Last auf einmal schleppen; außerdem wird es angewendet, wenn eine Arbeit zu vollbringen ist, welche nach der Volksitte nur den Jungen und Sklaven geziemt). — Dekadefa ago dso na, je eine Fächerpalme fällt (d. h. jeder muß sterben, aber einer stirbt nach dem andern). — Atidsedje ge d'ati te, die Baumfrucht fällt unter den Baum (d. h. der Apfel fällt nicht weit vom Stamm). — Eovi mekua do fu wo, Krokodillkind ertrinkt nicht (d. h. Unkraut verdirbt nicht). — Amegbeto menyia kugbe wo, Menschenkind weiß nicht seinen Codestag. — Ame defa mesubo ame (e) ve wo, ein Mensch dient nicht zwei Menschen (d. h. niemand kann zwei Herren dienen). — Awo enye ame, Kleid ist Mensch (d. h. Kleider machen Leute). — Hotsui nye ame, Geld ist Mensch. — Dekadefa kplea dekuwo kpata, eine Palmnuß verdirbt alle Palmnuße (wenn sich unter den Nüssen der Ölpalme, welche eingestampft und gekocht werden, verdorbene Nüsse befinden, verdirbt alles Palmöl. Der Sinn des Sprichwortes ist also: ein rändiges Schaf steckt den ganzen Stall an). — Vergleiche: Miß. G. Bündel, Land und Volk der Eweer; Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band 12, Seite 386. u. f.

Mawu nur eben einmal einen andern und allerdings — wir geben das zu — einen höhern Gott gegeben, als die unseren sind, aber wir können uns nicht so ohne weiteres unseren Göttern entziehen.“<sup>126)</sup>

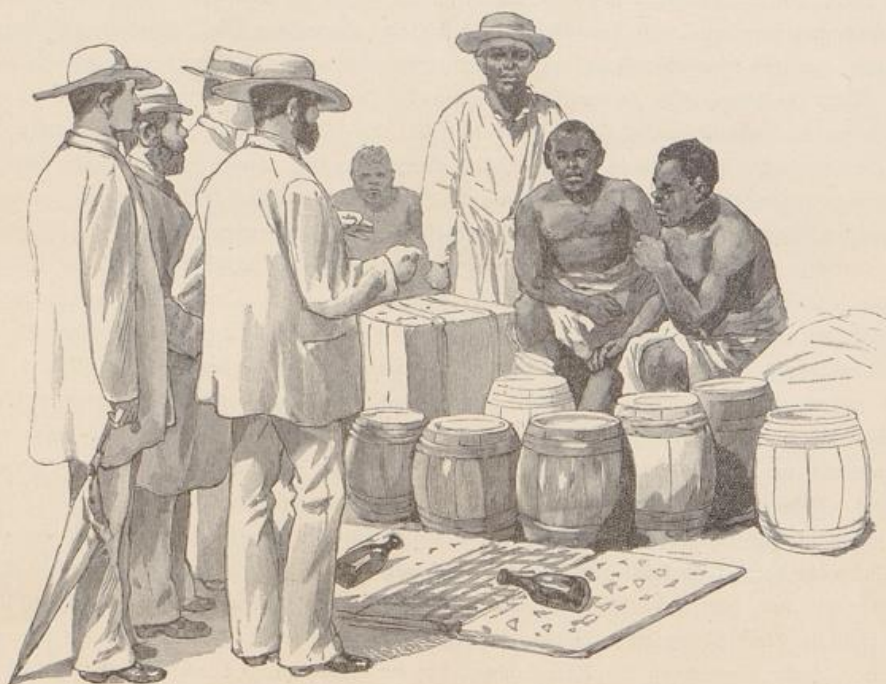
Unter den Göttern zweiten Grades, den Drowo (Vermittlungswesen), wie sie der Eweer nennt, stehen mehrere Naturerscheinungen in erster Reihe. In der Sternschnuppe verehrt der Eweer einen seiner mächtigsten Götter, den Kriegsgott Nyikiplä, welcher dem in den Kampf ziehenden Heere voraneilt und unsichtbar am Kampfe teilnimmt und den Sieg entscheidet. Seltsamerweise denkt man sich diesen Kriegsgott in europäischer Kleidung. Wenn eine Sternschnuppe durch den Himmelsraum dahinschießt, kommt Nyikiplä hoch zu Ross herangesprengt. Er ist der Beherrscher des Himmels und verfügt daher auch über den vom Himmel kommenden Regen, mit welchem er in manchen Redensarten sogar identifiziert wird. Der Mittelpunkt seines Kultus befindet sich in der Hauptstadt Angla, und dort wohnt auch der oberste seiner Priester. Die Priester Nyikipläs tragen als Abzeichen eine spitz zulaufende, aus Fasern von Palmblättern geflochtene Mütze und einen mit roter Erde überstrichenen Stock. In Angla wird dem Gotte alljährlich ein Ochse als Sühnopfer dargebracht, welchen die Priester schlachten und verzehren. An das Opfer reiht sich eine Prozession: Die Teilnehmer bestreichen ihren Körper mit einem gewissen Blumenstaub und ziehen dann unter Gesängen und Trommelschlag durch die Städte und Dörfer. Wenn es lange nicht geregnet hat, müssen die Priester den Gott um Regen bitten, was stets bei Nacht und unter fürchterlichem Geschrei geschieht. Da der Gott europäische Kleidung trägt, ist das Tragen derselben seinen Verehrern streng untersagt, und ebenso streng ist es untersagt, in seiner Lieblingsstadt Angla gleich ihm zu reiten, ein Verbot, von welchem auch Europäern gegenüber keine Ausnahme gemacht wird. Nicht allgemein verbreitet, aber sehr ausgebildet ist der Kultus des Donnergottes, welcher als Vollstrecker der göttlichen Zornurtheile angesehen wird. Seinem Dienst widmet sich hauptsächlich das weibliche Geschlecht in dem Orden der sogenannten Agbui-Leute, dessen Leiter Priester sind, welche junge Mädchen für den Dienst des Gottes ausbilden und in die Mysterien einweihen. Häufig werden Mädchen schon bei der Geburt dem Gotte geweiht, es kommt aber auch vor, daß die Priester, welche die Mitgliederzahl ihres Ordens möglichst zu vermehren suchen, junge Mädchen bei Nacht heimlich entführen und dann ihren Eltern erklären, der Gott habe sie entführt. Sobald ein Agbui-Mädchen das 12. Lebensjahr erreicht hat, wird es in einer Art Kloster untergebracht, wo ihm ein Priester durch 3 bis 4 Jahre in den Zeremonien und in der Ordenssprache Unterricht erteilt. Während dieser Zeit muß die Novize allen Verkehr mit der Außenwelt meiden, doch wird ihr erlaubt, zeitweilig das Kloster zu verlassen, um milde Gaben zu ihrem Lebensunterhalt einzusammeln. Sobald der Unterricht beendet ist, kehrt das Mädchen zu seiner Familie zurück, es bleibt aber ihr Lebenlang eine „Himmelsbraut“ und darf nicht heiraten. Alle Angehörigen des Ordens tragen am linken Arm eine aus Eisen verfertigte Nachbildung eines Blitzes, so daß sie leicht kenntlich sind. Durch die Menge seiner Mitglieder und geschickte Ausnutzung des Aberglaubens hat der Orden große Macht erlangt, und da er keine Beleidigung eines seiner Mitglieder ungestraft läßt, ist er sehr gefürchtet. Seine Thätigkeit beginnt, sobald ein Gewitter im Anzug ist. Die Mädchen begeben sich dann mit den Priestern ins freie Feld hinaus und suchen durch Geschrei den Zorn der Gottheit, den diese durch den Donner zu erkennen giebt, zu besänftigen. Wenn der Blitz in ein Haus schlägt, hat der Besitzer desselben durch irgend eine Handlung den göttlichen Zorn erregt und seine Schuld muß gesühnt werden. Als bald erscheint ein Agbui-Priester mit einer Schar Mädchen, welche das Haus niederreißen und aus den Trümmern den vom Gott geschleuderten Feuerstein hervorholen. Die Stelle, auf welcher das Haus stand, wird dann mit geweihtem Wasser besprengt, und in solchem Wasser müssen sich alle Hausbewohner waschen, worauf sie als entsühnt gelten. Die Kosten einer solchen Entführung, welche der obdachlos gewordene Hausbesitzer zu tragen hat, sind aber nicht unbedeutend.

Minder verbreitet ist die Verehrung des Regenbogens. Dieselbe gilt eigentlich nicht diesem, sondern einer Riesenschlange, deren Hautfarben sich im Regenbogen abspiegeln, wenn sie aus ihrer Höhle hervorkommt,

<sup>126)</sup> Miss. G. Zündel, Land und Volk der Eweer; Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band 12.  
23\*

um sich zu sonnen. Die bei dem weiblichen Geschlecht sehr beliebten Glasperlen sollen von einheimischen Kaufleuten, welche sie zum Verkaufe brachten, für abgeschuppte Teile der Haut einer Riesenschlange ausgegeben worden sein, was die Veranlassung zur Verehrung derselben wurde, wodurch man sie zu bewegen sucht, recht viel Perlen zu spenden. Die Schlange gilt als eine Personifikation desjenigen Gottes, dem von Mawu alle Schätze zur Verteilung an die Menschen anvertraut sind, und so wurde denn auch der mit der Schlange in Verbindung gebrachte Regenbogen göttlicher Verehrung teilhaftig.

Die Ewe glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die Seelenwanderung. Während der Leib zu Staub zerfällt, leben nach dem Tode die Seelen im Totenreich fort, wo die guten von den bösen geschieden sind. Die Strafe der letzteren besteht darin, daß sie erst einen langen Reinigungsprozeß auf der Wanderung durch verschiedene Tierkörper bestehen müssen, bevor sie wieder in einen menschlichen Körper gelangen, während



Kaufleute unterhandeln mit Eingeborenen.

die Seelen der guten schon nach kurzer Zeit wieder Menschen werden. Die Leichen derjenigen, welche eines natürlichen Todes sterben, werden in der Hütte begraben, in der sie gewohnt. Verbrecher, welche hingerichtet wurden, haben den Anspruch auf ein Begräbnis verwirkt, ihre Leiche wird auf das freie Feld hinausgeschleppt und dort den wilden Tieren und den Raubvögeln zum Fraße überlassen.

Die Beschneidung ist allgemein üblich, doch wird sie erst im Alter von 12 bis 13 Jahren vollzogen. Während der ersten 7 Tage nach der Geburt erhält jedes Kind 2 Namen, deren einen der Vater bestimmt, während der andere von dem Tage abhängig ist, an dem das Kind geboren wurde.

Die Ewe pflegen ihre Kinder schon in frühem Alter zu verloben, lange bevor das Mädchen heiratsfähig ist, ja zuweilen bezieht sich das Eheverlöbniß auf ein Mädchen, dessen Geburt man erst entgegenfieht. Der Freier pflegt den Eltern des Mädchens, das sein Wohlgefallen erregt hat, ein Stück Tuch zum Geschenk anzubieten, und wenn dieses angenommen wird, gilt die Verlobung als geschlossen. Das noch nicht heirats-

fähige Mädchen bleibt im Elternhause bis zum Eintritt der Mannbarkeit, worauf sie unter vielen Ceremonieen ihren Einzug in das Haus des Bräutigams hält. Im festlichen Brautschmuck zieht sie von ihren bisherigen Gespielinnen umgeben durch die Straßen. Unterwegs werden Lieder gesungen, in welchen ihre Jungfräulichkeit gepriesen wird, und wenn man beim Hause des Bräutigams angekommen ist, wird diesem der Beweis geliefert, daß man ihm eine reine Jungfrau zuführe, worauf er ihr — als Symbol ihrer Reinheit — Kopf,



Krieger in Dahome.

Hals und Brust mit einer weißen Farbe bestreicht. Nach einem nochmaligen Zuge durch das Dorf, während dessen die Freunde des Bräutigams Freudenschüsse abfeuern, legt eine alte Frau die Hände des verlobten Paares ineinander, senkt den Segen Mawus auf sie herab, und — die Beiden sind nun Mann und Frau.

Der Mann hat die Frau gekauft — die Morgengabe, welche er ihren Eltern gegeben hat, betrug etwa 120 Mark nach unserem Gelde — und er betrachtet sie daher auch als sein volles Eigentum. Alle Arbeit

bleibt der Frau überlassen, der Mann arbeitet gar nicht, und da die Polygamie gestattet ist, nimmt jeder so viele Frauen als er erkaufen kann, da ja ihre Arbeit für ihn zu einer Quelle des Reichtums wird. Die Frauen nehmen infolgedessen eine sehr tiefe Stellung in der Ewe-Gesellschaft ein und sind fast den Tieren gleichgestellt. Da sie viel außerhalb des Hauses auf den Feldern beschäftigt sind und außerdem noch für ihre kleinen Kinder sorgen sollen, pflegen sie dieselben, so lange sie noch nicht laufen können, auf ihrem Rücken festzubinden und sie überall mitzuschleppen. Die Töchter helfen ihnen später bei der Arbeit, die Knaben bleiben ihnen aber nur bis zum 10. Lebensjahre überlassen, worauf der Vater, der sich fast gar nicht um sie gekümmert hat, sie als Gehilfen beim Handel verwendet oder sie auf den Fischfang mitnimmt oder, falls er ein Gewerbe betreibt, sie in demselben zu unterrichten beginnt.

Von Gewerben trifft man bei den Ewe dieselben, welche wir schon bei anderen vorgeschrittenen Neger-völkern getroffen haben; sie sind Weber, Färber, Gerber, Sattler, Töpfer, Schmiede u. s. w. Viel Gefallen findet kein Ewe am Betrieb eines Gewerbes, er widmet sich wie alle Neger am liebsten dem Handel, der keine große körperliche Anstrengung erfordert. Wie die Gewerbe ist infolgedessen auch der Ackerbau noch auf einer sehr niedrigen Stufe geblieben. Ein Pflügen mit Juktieren kennt man nicht. Man bremt das Gras und Gestrüpp nieder, dessen Asche als Dünger verwendet wird, und bearbeitet dann den Boden mit der Hacke. Und doch würde derselbe bei nur einigem Fleiß und besserer Bewirtschaftung die Arbeit des Ackerbaues reichlich lohnen! Man säet und erntet zweimal jährlich. Die Ausaat findet im April und im September statt, die Ernte im Juli und November. Der Ewe hat aber kein Interesse an dem Gedeihen seiner Grundstücke, die ja nicht einmal sein Eigentum sind, da alles Land, welches ein Dorf umgiebt, Gemeingut der Gemeinde, und derjenige, der es bebaut, nur der zeitweilige Besitzer desselben ist.

Völlig verschieden von der Bevölkerung des Binnenlandes ist jene der Küste und der derselben benachbarten Gebiete, wo die Mehrzahl der Eingeborenen entweder überwiegend oder ausschließlich sich mit Handel beschäftigt und viele Eingeborene sogar Chefs von Handelshäusern sind, welche mit Europa in Verbindung stehen. Wir wenden uns dort zunächst jenem Gebiet zu, welches unser Interesse augenblicklich am meisten in Anspruch nimmt, weil dasselbe vor kurzem durch Aufheben unserer Flagge unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt wurde. Es ist sozusagen das Herz der Sklavenküste, in der Mitte derselben und mitten zwischen den englischen Besitzungen gelegen, und wie geschaffen zu einem Zentralpunkt des Handels mit den volkreichen Hinterländern, zu dessen Vermittelung in den letzten 3 Jahrzehnten eine Menge deutscher, englischer, französischer und eingeborener Faktoreien an der Küste entstanden ist.

Die Portugiesen waren die ersten Europäer, welche an der Küste Faktoreien errichteten und mit den Eingeborenen Handel zu treiben begannen. Sie standen mit diesen auf dem besten Fuße, nahmen farbige Frauen und vermischten sich mit den Negern so sehr, daß sie allmählich nicht nur ihre weiße Hautfarbe verloren, sondern geradezu aufhörten, Europäer zu sein. Im Jahre 1845 ließ sich das französische Haus Regis aine & Co. an der Küste nieder und machte, fast gar nicht durch Konkurrenz belästigt, vortreffliche Geschäfte, durch welche es eine der reichsten Firmen der Sklavenküste wurde. Durch einen Teilhaber dieser Firma, der aus derselben ausgeschieden war, wurde das Haus Cypr, Fabre & Co. gegründet, dessen Geschäftsumsatz gegenwärtig jenem von Regis aine & Co. gleichkommt. Bald nach den Franzosen ließen sich auch die Engländer an der Küste nieder, deren Handel jedoch jetzt sehr zurückgegangen ist. Die Deutschen sind in neuerer Zeit an die Stelle der Engländer getreten. Im Jahre 1856 errichteten Friedrich M. Viktor Söhne die ersten Faktoreien, 1880 ließen sich Wölber & Brohm an der Küste nieder, und gegenwärtig sind außer diesen auf der zwischen dem Voltafluß und Porto Novo gelegenen Strecke der Sklavenküste, welche zum Teil unter deutschem Schutz steht, zum Teil noch unabhängig ist, noch die Hamburger Firmen C. Gödelt (in Kita, Lome, Weida) und Max Grumbach (in Klein- und Groß-Povo) ansässig.

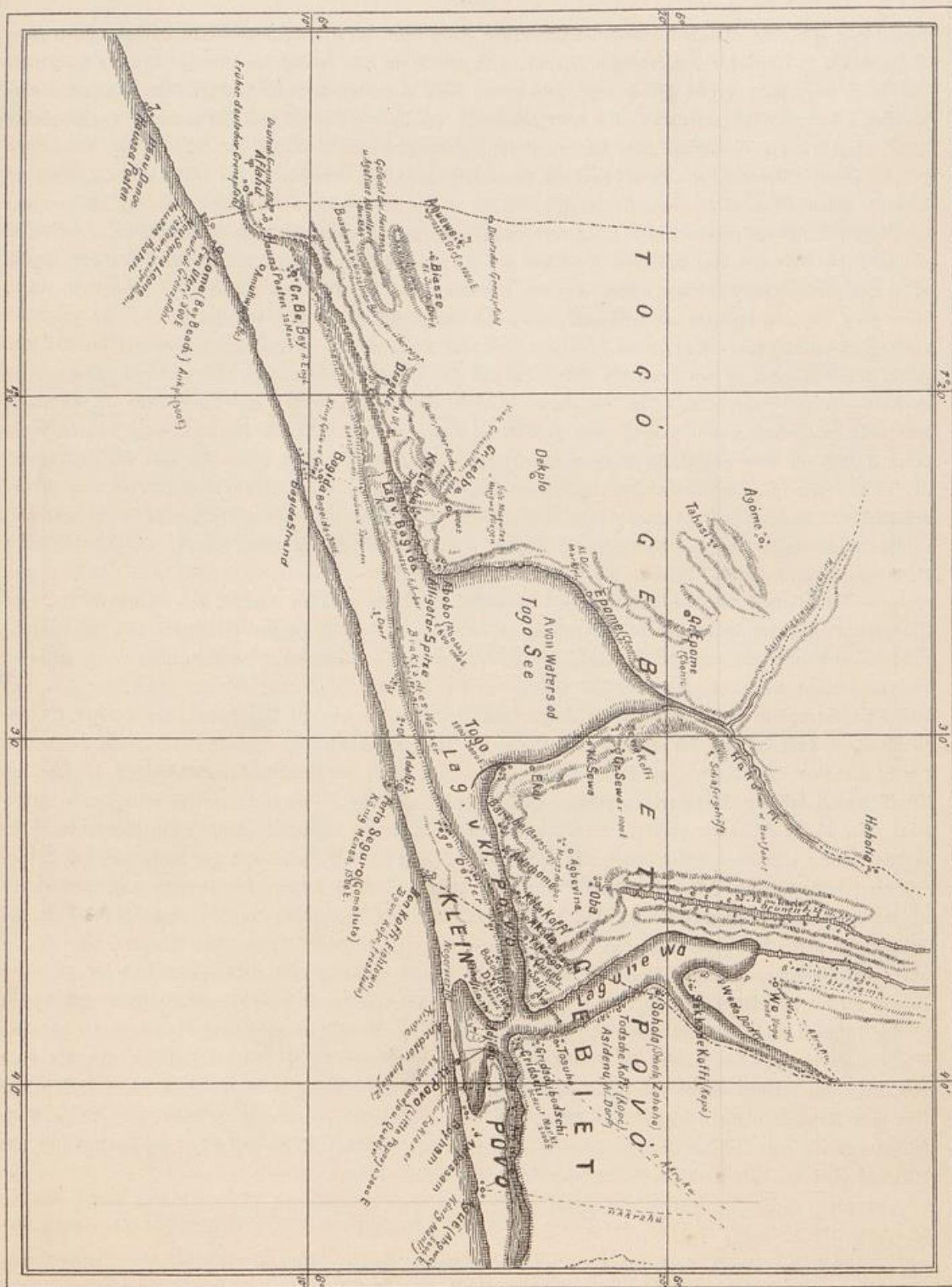
Der überseeische Sklavenhandel, welchem die Küste ihren Namen verdankt, hat hier sehr spät aufgehört. Er fand erst im Jahre 1863 ein Ende, weil es für die schwarze Ware kein Absatzgebiet mehr gab.

Sowohl in Dahome als auch an der Sklavenküste kann man heute noch Sklaven in Menge kaufen (zum Preise von 320 Mark für den kräftigen Mann), aber der Handel bleibt auf die Küste beschränkt, ausgeführt werden Sklaven nicht mehr. Zöllner erzählt nach den Mitteilungen eines portugiesischen Marquis, eines ehemaligen Sklavenhändlers, wie einträglich der Handel noch am Anfang der sechziger Jahre war.<sup>157)</sup> „Im Jahre 1862,“ berichtet der Marquis, „kam ich mit einigem Vermögen von Portugal zur Sklavenküste, kaufte eine hübsche Anzahl Sklaven, befrachtete damit ein Segelschiff und fand, heimlich in der Nähe von Neu-Orleans landend, guten Absatz. Das zweite Mal machte ich eine ebenso erfolgreiche Fahrt nach Brasilien. Ich war auf dem besten Wege ein reicher Mann zu werden, und beschloß nun einen Hauptschlag zu führen, nach dessen Gelingen ich mich von dem riskanten Geschäft zurückgezogen haben würde. Ich kaufte gegen hohe Preise nicht weniger als 1400 kräftige Leute, charterte diesmal einen Dampfer und richtete den Kurs nach Kuba. Alles ging gut, wir landeten ohne bemerkt zu werden und traten den Marsch ins Innere an. So ging das einen Tag, einen zweiten Tag, einen dritten; mißgünstige Leute müssen aber wohl Anzeige bei der Behörde gemacht haben, denn an jenem vierten Tage, als wir das mündlich vereinbarte Ziel erreichen sollten, nahte es sich — trapp, trapp, klirr, klirr. Berittene spanische Carabineros waren auf den Fersen, an Entrinnen war nicht zu denken, und um Leben und Freiheit zu retten, gab ich alle die Hunderte von Schwarzen, zu deren Ankauf ich mein ganzes Vermögen verwandt hatte, für freie Passagiere aus. Ich war ein Bettler, und ähnlich wie mir ist es vielen anderen ergangen. Es ruht kein Segen auf diesem Geschäft, es war zu viel mündliche Abmachung und zu wenig Schriftliches dabei. Ich habe seit meinem Mißgeschick durch langsame, ruhige Arbeit einige tausend Pfund Sterling erspart, und diese machen mir mehr Freude, als jenes fürstliche Vermögen, das ich damals schon in der Tasche zu haben glaubte.“

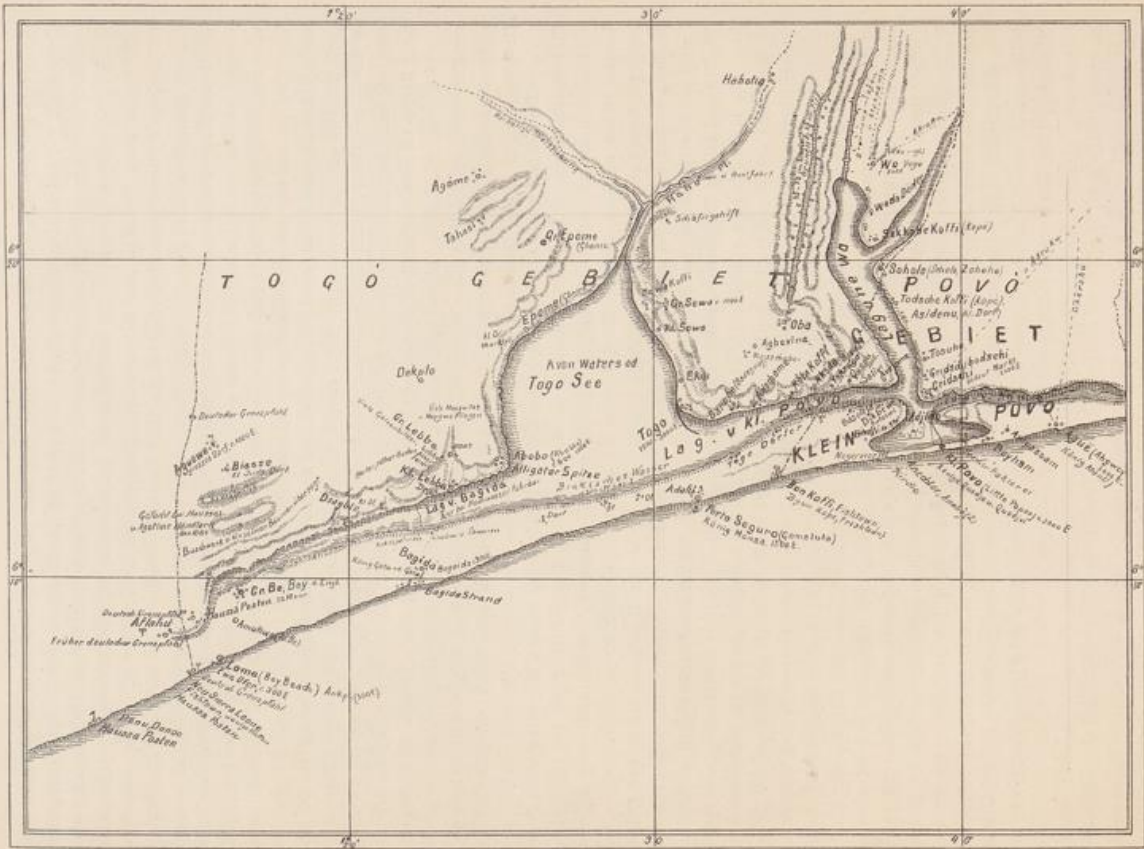
Die Sklaven, welche heute noch an diesem Teil der Küste gehalten werden, sind ausnahmslos Hausflaven, und allen wird eine gute Behandlung zu teil. Beim Verkauf dürfen die Eltern von den Kindern nicht getrennt werden, und die Kinder selbst werden, wenn sie herangewachsen sind, nicht mehr Sklaven, sondern bleiben nur noch als eine Art Leibeigene mit dem Herrn in Verbindung. Auch von den hier ansässigen Europäern halten noch immer einige Sklaven, ohne sich um die Verachtung der anderen Weißen zu kümmern, doch befindet sich unter diesen Sklavenhändlern erfreulicherweise kein Deutscher. Die Missionäre kaufen zuweilen Negerkinder, um sie zu erziehen und ihnen dann selbstverständlich die Freiheit zu schenken. Die Sklaverei bei den Eingeborenen plötzlich zu unterdrücken, dürfte weder leicht durchführbar, noch ratsam sein. Hier ist die Sklaverei geradezu ein Bedürfnis, und solange der europäische Einfluß sich noch nicht weiter in das Innere erstreckt als jetzt, muß man sogar vom Standpunkt der Humanität die Fortdauer der jetzigen Sklaverei befürworten. Schon die Verminderung der Nachfrage nach Sklaven hat bewirkt, daß in Dahome alljährlich eine große Anzahl Kriegsgefangener hingerichtet wird, weil keine Aussicht vorhanden ist, sie als Sklaven zu verkaufen. Die Sklaverei wurzelt ebenso tief wie die Vielweiberei. Die Eingeborenen pflegen alles, was sie ersparen, zum Ankauf von Sklaven oder Frauen zu verwenden, und man trifft wohl heute im ganzen Orient die Vielweiberei nicht mehr so entwickelt wie hier an der afrikanischen Sklavenküste. Ein halbes Dutzend Frauen zu besitzen, ist gar nicht auffallend, Wohlhabende besitzen aber Dutzende, und der schwarze Agent eines französischen Hauses in Klein-Povo ist sogar glücklicher Gatte von 80 Frauen. Da die Frau von den Eingeborenen ebenso zur Arbeit angehalten wird wie der Sklave, so ist der Besitz vieler Frauen eine sehr gute Kapitalanlage, umso mehr da die Frauen auch im Handel mit den Europäern eine wichtige Rolle spielen und ein gut Teil desselben in ihren Händen ruht.<sup>158)</sup> In Klein-Povo leiten die Frauen Abgabe und Mensavi zwei der bedeutendsten Geschäfte, welche Eingeborene besitzen.

<sup>157)</sup> Siehe H. Zöllners Bericht aus Bagida: „Der Handel der Sklavenküste“, Kölnische Zeitung, 13. Januar 1885, Nr. 15, 3. Blatt.

<sup>158)</sup> Walter Brohm, Land und Leute der Sklavenküste. (Vortrag, gehalten in der geographischen Gesellschaft zu Hamburg, 2. Oktober 1884.) Deutsche Kolonialzeitung, 1884, 21. Heft, Seite 422.

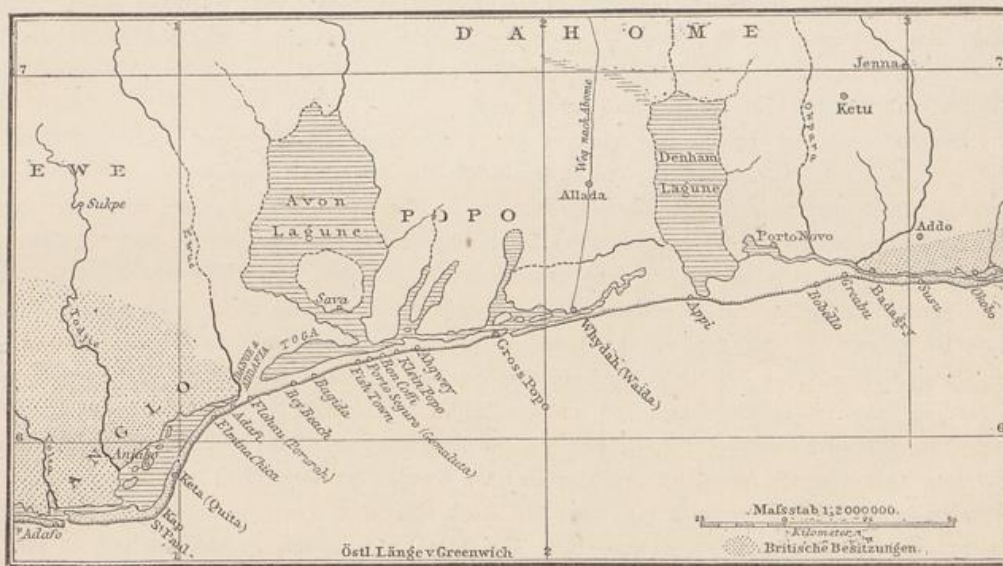


Karte des Togo-Gebietes. Nach H. Söllers Angaben mit einer Perthes'schen Karte.



Karte des Togo-Gebietes. Nach H. Höllers Angaben und einer Perthes'schen Karte.

Einer der größten Übelstände, an denen der Handel an der Sklavenküste leidet, ist das Kreditgeben in Form von Vorschüssen an die Händler, welche den Verkehr mit dem Innern vermitteln. Der Vorschuß wird zwar meist nur von einem Markttag zum andern gewährt, aber Verluste sind trotzdem unvermeidlich. Eine Abhilfe wäre nur dadurch möglich, daß alle Firmen sich einigten, keine Vorschüsse mehr zu geben. Solange auch nur eine einzige Firma an dem Gebrauch festhält, bleibt den anderen keine Wahl, sie müssen ebenfalls Vorschüsse geben, da sonst alle Händler der Faktorei ihres coulanten Konkurrenten zuströmen würden. Geht aber ein Händler mit dem erhaltenen Vorschuß durch, so hat der Weiße absolut kein Mittel, ihn zur Zahlung zu zwingen, wenn er gegen gültige Mahnungen sich unempfindlich zeigt. In einzelnen Fällen gelingt es dem Weißen, durch entschiedenes Auftreten zu seinem Gelde zu gelangen, in der Regel aber hat er sein Geld verloren, sobald der Schwarze entschlossen ist, nicht zu zahlen. Die Neger helfen sich, wenn sie Ansprüche gegen Angehörige eines andern Dorfes erfolglos geltend gemacht haben, gewöhnlich dadurch, daß sie den Schuldner oder einen Verwandten desselben abfangen und ihn nicht eher freigeben, als bis sie befriedigt worden sind,



Die Sklavenküste nach alten Karten.

aber zu diesem äußersten Mittel kann der europäische Kaufmann nicht greifen. Er würde zwar seine Befriedigung in dem speziellen Falle vielleicht erlangen, aber gleichzeitig sich unmöglich gemacht und seinen ganzen Handel ruiniert haben, da gewiß alle Händler fortan seine Faktorei meiden würden.

Die Eingeborenen spielen hier nicht nur als Zwischenhändler, sondern auch als Beamte in den Faktoreien eine wichtige Rolle, da das niedere Personal der Faktoreien ausschließlich aus Eingeborenen, aus Mulatten besteht. Die Leitung der Faktoreien ruht meist in den Händen von Europäern. Kräftige Männer im Alter von 20 bis 25 Jahren werden von den Hamburger und Bremer Häusern auf den Zeitraum von 3 Jahren engagiert und, wenn sie sich als tüchtig bewährt haben, später oft mit der selbständigen Leitung einer Faktorei betraut. Ihnen stehen eingeborene Kommis zur Seite, welche man als „Native Clerks“ oder auch kurzweg als „Clerks“ bezeichnet. Dieselben wissen mit der Feder ziemlich gut umzugehen, sind auch leidliche Rechner, genießen aber keine große Achtung, da die Ehrlichkeit in der Regel ihre schwächste Seite ist. Sie werden deshalb scharf beaufsichtigt, und man pflegt die Waren im Laden, deren Verkauf ihnen anvertraut wird, genau zu verzeichnen und sie für etwaigen Abgang verantwortlich zu machen. Gewöhnlich

sind in einer Faktorei 4 Clerks beschäftigt; einer fungiert als Verkäufer im Laden, dem zweiten sind die im Hofraum lagernden Waren anvertraut, und die beiden anderen besorgen das Messen der von den Händlern gebrachten Palmkerne und des Öls.<sup>159)</sup>

Die Faktoreien werden um 6 Uhr morgens geöffnet. Als bald finden sich Frauen mit Waren ein, und die Unterhandlungen, bei denen der Genever nicht fehlen darf, beginnen. Gegen ein Glas Genever und ein freundliches Entgegenkommen sind die schwarzen Händlerinnen nicht unempfindlich, und von einem Verkäufer wird daher in erster Reihe verlangt, daß er es verstehe, ihre Gunst zu erwerben. „Es heißt, daß die Franzosen stets etwas billiger als alle übrigen einkauften, weil sie sich auf diese Kunst am besten verstanden.“ Die Sprache, in welcher man sich zu verständigen sucht, ist die englische in Lome, Bagida und Klein-Porto, die portugiesische in Agua, Porto Seguro und Weida. Bei Porto-Novo wird ein wenig französisch gesprochen, doch darf man nicht erwarten, bei den Eingeborenen eine genaue Kenntnis irgend einer europäischen Sprache zu finden. Die deutsche Sprache hat sich trotz der vielen deutschen Firmen noch nirgends Boden erobert, was dem Umstand zuzuschreiben ist, daß die Kaufleute selbst nicht wünschen, daß ein Eingeborener ihre Sprache lerne, damit das Personal, welches sie tagsüber umgiebt, ihre Unterredungen nicht belauschen könne. Andererseits trifft man auch unter den Europäern — abgesehen von den Missionären — nur höchst selten einen, der sich in der Sprache der Eingeborenen geläufig auszudrücken versteht, obwohl jeder mit der Zeit einige Brocken sich aneignet und namentlich die Zahlen bald kennen lernt.

Die Faktoreien sind von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends geöffnet und nur zu Mittag zwei Stunden (von 12 bis 2 Uhr) geschlossen, doch ist die Arbeit eine sehr ungleichmäßige, je nachdem sich mehr oder weniger Handelsweiber einfänden. Zuweilen kommen sie scharenweise herangezogen, und dann vergehen vielleicht Wochen, bevor sich wieder eine einfundet. Da die Konkurrenz eine sehr rege ist, muß der Leiter einer Faktorei alles Mögliche aufbieten, um die Eingeborenen an sich zu ziehen. So schickt man zum Beispiel den aus dem Innern kommenden Handelsweibern Clerks entgegen, welche in dem Orte, in dem jene ihr letztes Nachtquartier nehmen, sie aufsuchen und sich bemühen, sie zum Besuche ihrer Faktorei zu veranlassen. Im allgemeinen gleicht im Leben auf der Faktorei ein Tag dem andern. Der stets gleichen Tagesarbeit, welche im Verkauf der im Laden aufgehäuften Waren und im Messen des Öls und der Palmkerne besteht, folgt nach Geschäftschluß tagtäglich dieselbe Erholung: nach der Hauptmahlzeit, welche um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr eingenommen wird, wandert man nach einer der benachbarten Faktoreien, um dort in der Gesellschaft von Berufsgenossen die Abendstunden zu verplaudern. Kommt man dann im Abenddunkel nach Hause, so hat sich das Aussehen der Faktorei und ihrer Umgebung wesentlich verändert. Der tagsüber so belebte Hofraum ist nun öd und leer, von einer großen Lampe, welche in der Mitte desselben angebracht ist, beleuchtet, und durch die tiefe Stille, welche ringsum herrscht, dringt nur das monotone Geräusch, welches der die Runde machende Wächter durch Schläge auf eine leere Blechkiste hervorbringt, wodurch seine getreue Pflichterfüllung kontrolliert wird.<sup>160)</sup>

Eine Abwechslung kommt in das einförmige Leben auf der Faktorei nur bei Ankunft eines Schiffes, welches neue Waren bringt und die angesammelten Vorräte abholen soll. Sobald am fernen Horizont ein

<sup>159)</sup> Junge Kaufleute, welche ohne Kenntnis der afrikanischen Verhältnisse im Togoland ihr Glück versuchen wollen, können jedoch nicht genug vor überreichten Schritten gewarnt werden. Ganz abgesehen davon, daß die Stellung eines Beamten auf einer Faktorei durchaus keine leichte ist und das Klima auf jeden neuen Ankömmling nachteiligen Einfluß ausübt, ist es im Togoland nicht leicht, eine Stellung zu finden, da das Angebot die Nachfrage stets bedeutend übersteigt. Ein junger Mann, der ohne genügende Mittel in der Hoffnung, rasch Beschäftigung zu finden, die Reise nach der fernen Küste unternähme, würde sehr traurige Erfahrungen machen. „Glücklicherweise,“ schreibt Jöller, „haben bisher die mangelhaften Verkehrsverhältnisse und der Umstand, daß alle Neuangestellten bereits von Hamburg oder Bremen aus engagiert werden, einen Zustrom von beschäftigungslosen Leuten verhindert, und es ist sehr zu wünschen, daß namentlich durch die Presse solche Leute, welche die Absicht haben sollten, ohne Stellung nach Afrika heranzukommen, eindringlich gewarnt würden. Wenn sie nicht mit sehr reichlichen Geldmitteln versehen sind, wird völliger Untergang ihr sicheres Los sein.“

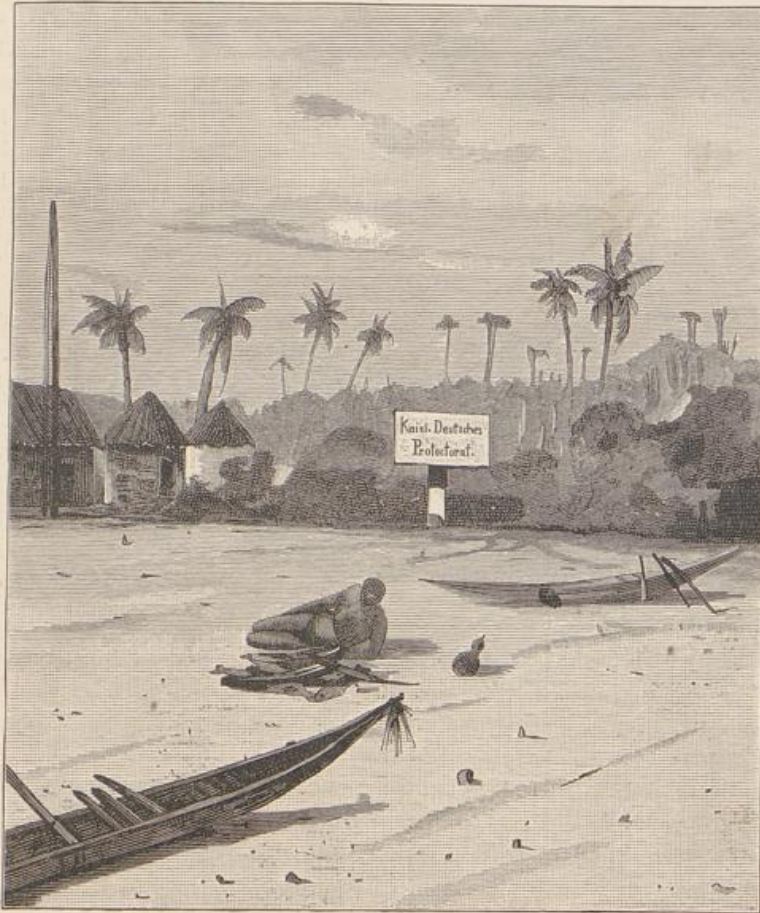
<sup>160)</sup> Vergleiche H. Jöllers Bericht aus Bagida: „Das Leben auf einer westafrikanischen Faktorei.“ Kölnische Zeitung 1884, Nr. 51, drittes Blatt; Nr. 52, drittes Blatt.

Rauchwölkchen sichtbar wird, bemächtigt sich aller in der Faktorei, Angestellten eine fieberhafte Erregung. Alles stürzt nach dem Strande und sucht durch die Fernrohre zu entdecken, was für ein Schiff sich naht. Endlich werden die Umrisse des Schiffes deutlicher sichtbar und man unterscheidet schließlich, welcher Firma der Dampfer gehört. Nun beginnt man sich schleunigst zum Empfang zu rüsten. Während in allen Faktoreien die Flaggen der betreffenden Nationen gehißt werden, ruft in jener, für welche der Dampfer bestimmt ist, die Arbeitsglocke alle in der Faktorei beschäftigten Kroneger ans Ufer. Die Bote werden in Bereitschaft gesetzt, und wie auf dem Dampfer die Ankerketten rasselnd niedergehen, ist derselbe auch schon von den Boten umgeben, und im nächsten Augenblicke befinden sich die Clerks der Faktorei an Bord. Die nächsten Tage bringen viel und schwere Arbeit. Die Ladung des Dampfers muß gelöscht werden, und die Krus müssen sich fleißig regen, denn der Dampfer liegt mindestens eine halbe Seemeile vom Lande entfernt, und die Waren können nur in kleinen Boten ans Land gebracht werden. Große Schwierigkeiten bereitet die Brandung, und trotz der Geschicklichkeit, mit welcher die Krus ihre Boote zu steuern verstehen, ist es doch keineswegs selten, daß eines derselben umschlägt. Die Fahrt der Boote durch die Brandung ist stets ein fesselndes, hochinteressantes Schauspiel. Da stehen die muskulösen, glänzend dunkelbraunen Gestalten der Krus neben den Booten am Strande und erwarten gespannt das Kommando ihres Führers, welcher die Blicke forschend über die heranrollenden Wogen schweifen läßt, um den zum Abstoßen günstigen Moment zu erspähen. Jetzt giebt er das erwartete Zeichen, die Krus schieben das Boot ins Wasser, schwingen sich, sobald es flott ist, hinein, und nun beginnt der schwierigste Teil der Aufgabe des Führers, denn es gilt nun, das Boot so zu lenken, daß es die brechenden Wogen vermeidet. Der Führer ist aber mit dem Meer und seinen Tücken vertraut und weiß genau, welche der nahenden Wogen und an welcher Stelle sie sich brechen wird. Auf einen Wink ruhen die Ruder, einen Augenblick liegt das Boot unbeweglich, um aber gleich darauf, von kräftigen Ruder schlägen vorwärts getrieben, pfeilschnell über das Wasser hinzuschleßen und die gefährliche Stelle zu passieren. Schwerbeladene Boote sind allerdings schwieriger zu lenken als solche, in denen sich nur die Ruderer befinden. Trotz aller Geschicklichkeit kann es der Führer zuweilen nicht erzielen, daß sein Boot eine sich brechende Welle vermeidet. Es gerät vielleicht unter dieselbe und wird von dem niederstürzenden Wasser gefüllt, oder es wird von der Welle erfaßt und hoch emporgehoben, um im nächsten Augenblick umzuschlagen. In solchen gefahrvollen Augenblicken bewährt sich aber stets die Kaltblütigkeit der Krus. Die Gefahr mit raschem Blick erkennend, springen sie sofort ins Wasser, um nicht von dem umschlagenden Boot verletzt zu werden, und suchen dasselbe schwimmend zu erreichen und wenn möglich wieder flott zu machen. Solche Unfälle sind noch die geringsten, welche beim Löschen der Ladung eines Dampfers vorkommen. Mancher Kroneger hat schon, obwohl sie alle vortreffliche Schwimmer sind, beim Umschlagen eines Bootes den Tod gefunden, oder einen Arm oder ein Bein eingebüßt, die ihm von dem Boote zerschmettert wurden.

Wenn das Boot der Krus allen Gefahren der Brandung glücklich entronnen und bei dem Schiffe, dessen Ladung gelöscht werden soll, angelangt ist, beginnt erst die eigentliche Arbeit. Es ist keine leichte Aufgabe, die schweren Fässer, Ballen und Säcke in den schwankenden Booten unterzubringen, namentlich bei unruhiger See. Viel vermag ein Kruboot auf einmal nicht zu transportieren, zwei Fässer sind die gewöhnliche Ladung, und so geht es denn nach kurzem Aufenthalt rasch wieder dem Lande zu. Die Rückfahrt ist leichter als die Fahrt vom Lande ins Meer hinaus, da das Boot auf einer nach dem Ufer rollenden Welle wie ein Pfeil dahinschießt und erst in der Nähe des Ufers, wo wieder Wellenbrecher Gefahr drohen, Vorsicht nötig wird. Kaum ist das Boot ans Ufer aufgefahren, so springen die Krus heraus und suchen jene Waren, welche nicht durchnäßt werden dürfen, so schnell als möglich landeinwärts in Sicherheit zu bringen, da schon nach wenigen Sekunden die nächste Welle das Boot treffen und über dasselbe hinspritzen wird. Vollständig trocken kommt ohnehin kein Warenstück ans Land, und man sucht sie daher durch sorgfältigste Verpackung gegen Beschädigung zu schützen. Ein Saß Salz oder ein Faß Tabak, das ins Wasser fällt, ist allerdings verloren, aber bei anderen Waren nimmt man bei der Verpackung darauf Bedacht, daß sie, wenn das

Boot umschlägt, nicht unterinken, sondern schwimmen und so doch noch ans Ufer gebracht und gerettet werden können.

Es ist fast unglaublich, was ein Kru leisten kann. Der ganze Handel an der Sklavenküste wäre aber auch in Frage gestellt, wenn es dort keine Krus gäbe, denn zu der schweren Arbeit, welche sie verrichten, sind die Eingeborenen nicht zu brauchen. Die Krus, welche zu allem zu verwenden sind, über welche der Europäer unumschränkte Gewalt besitzt, und die ihm, mag er sie noch so streng behandeln, doch jederzeit mehr zugethan sind als den Eingeborenen, sichern dem Europäer sein Übergewicht über die letzteren. Im großen



Der deutsche Flaggenstock in Bagida.

und ganzen kommen die Eingeborenen, wenigstens dort, wo sich noch kein englischer Einfluß unter ihnen geltend macht, dem Europäer in einer Weise entgegen, daß das Verhältnis beider jenem zwischen Vater und Sohn ähnlich ist. Der Neger erkennt rückhaltslos die moralische Überlegenheit des Europäers an, er weiß, daß er bei einem Zusammenstoß mit demselben den Kürzern ziehen muß, und so sehr er ihm in der Regel an Körperkraft überlegen ist, so pflegt er doch von derselben nur höchst selten Gebrauch zu machen. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist in dem ausgebildeten Gerechtigkeitsgefühl des Negers zu suchen. Er wird jede Züchtigung durch einen Weißen ohne einen Gedanken an Rache hinnehmen, wenn er annehmen muß, daß die Strafe eine gerechte war,



Greif-Pore.



Groß-Port.

aber ungerechte Bestrafung verbittert ihn und kann, wenn sie andauert, das ganze freundschaftliche Verhältnis zu dem Europäer untergraben.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Eingeborenen und den europäischen Kaufleuten wird aber sofort gestört, wenn die ersteren mit der von den englischen Missionären vertretenen eigenartigen Humanität Bekanntschaft gemacht haben. Der Neger in den unter englischem Einfluß stehenden Teilen der Sklavenküste ist ein unleidlicher Gesell, mit dem viel schwerer auszukommen ist als mit den Bewohnern des vor kurzem noch unabhängigen, jetzt unter deutschem Schutze stehenden Gebietes. Wie sehr auch die letzteren unter Umständen durch Agitatoren umgewandelt werden können, das haben die jüngsten Vorgänge an der Sklavenküste gezeigt, welche zum Schutz deutschen Eigentums gegen englische Untriebe die Entfaltung unserer Flagge nötig machten.

Ein Blick auf die Zustände, welche S. M. Kanonenboot „Möve“ an der Küste vorfand, wird dies deutlich zeigen.

Es ist ein alter Gebrauch, daß nach dem Tode eines Königs ein Interregnum eintritt, welches ein Jahr dauert und während dessen der Stabträger des Verstorbenen in dessen Namen alle Funktionen eines Königs ausübt. Vor zwei Jahren war nun der König von Gredji gestorben, sein Stabträger folli Njoada hatte bis zum Juli 1884 die Regierung geführt, und bei der dann stattgehabten Königswahl war er zum König erkoren worden. Dieses Ereignis würde wahrscheinlich keine größere Bedeutung erlangt haben als alle früheren Königswahlen, wenn England nicht danach zu streben begann, sein Zollgebiet hierher auszu dehnen. Von den benachbarten englischen Besitzungen aus wurden plötzlich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um auch in dem noch unabhängigen Gebiet den englischen Einfluß zum herrschenden zu machen, trotzdem dort nicht ein einziges englisches Haus ansässig war. Ein geeignetes Werkzeug für die englischen Intrigen fand sich in dem Ingenieur W. Lawson, welcher einer in Sierra Leone ansässigen Familie angehörte, die vor mehreren Jahrzehnten aus Klein-Povo dorthin ausgewandert war und nachher ihren Namen D'Almeida in Lawson<sup>161)</sup> umgewandelt hatte. Die D'Almeida-Familie, in welcher die Cabufiers- oder Oberhäuptlingswürde seit undenklicher Zeit sich fortgeerbt hat, ist eine der zahlreichsten und mächtigsten Familien an der Küste. Ihre Angehörigen haben eine für die afrikanischen Verhältnisse sehr gute Erziehung genossen und verdanken ihrer Bildung einen großen Einfluß auf ihre schwarzen Stammesgenossen. Diesen ausnützend, suchte nun Lawson, ein schlauer und dabei redengewandter Mann, dem es an Geldmitteln nicht fehlte, Propaganda für einen seiner Vettern, einen ziemlich unbedeutenden Menschen zu machen, und brachte es auch wirklich dahin, daß derselbe in dem Dorfe Badji zum Könige ausgerufen wurde. Das in Gredji herrschende Interregnum kam diesen Untrieben zugute, indem von dort nichts geschah, um den Usurpator in die gebührenden Schranken zurückzuweisen, und wahrscheinlich würde W. Lawson heute der alleinige Herrscher in Klein-Povo sein, wenn er sich nicht zu jenen unklugen Feindseligkeiten gegen die deutschen Kaufleute hinreißen ließ, welche das Einschreiten der „Möve“ veranlaßten.

Gegenwärtig hat das Land anstatt eines Königs deren thatsächlich vier: im Innern residiert in Gredji der im Juli 1884 erwählte König folli Njoada, dessen Macht sich außer über den Landstrich im Norden noch indirekt über einen Teil von Povo erstreckt, wo die der D'Almeida-Familie angehörenden Hauptlinge Pedro Quadjo und Quadjovi zwar so gut wie unabhängig sind, aber doch auf Seiten des Königs von Gredji stehen, und in einem kleinen Teil von Povo, sowie in einem Teil von Badji herrscht König Lawson,

<sup>161)</sup> Die portugiesischen Namen, welche viele Neger sich beilegen, deuten nicht immer auf Abstammung von Europäern hin. Zum Teil sind wohl die Träger solcher Namen Mulatten, die sich wieder mit Negern vermischt haben, in den meisten Fällen aber kann man annehmen, daß in ihren Adern kein Tropfen europäischen Blutes vorhanden ist und sie nur Abkömmlinge von Bediensteten oder gar Sklaven eines früher hier ansässigen Portugiesen sind, dessen Namen sich ihre Voreltern nach der Abreise des Herrn beigelegt haben. — Siehe: „Vier Könige an einem Tage besucht.“ Kölnische Zeitung, 1885, Nr. 39, zweites Blatt.

dessen Streben noch immer darauf gerichtet ist, sich zum König des ganzen Landes zu machen. Die eingeborene Bevölkerung ist daher in mehrere feindliche Lager geteilt und das Land befindet sich stetig im Kriegszustande, aber der Ruhe droht deshalb noch lange keine Gefahr. Wenn nicht fremde Einflüsse und Heterereien mitwirken, geht es bei solchen Parteinungen unter den Schwarzen recht gemächlich und harmlos zu. Zu Thätlichkeiten und zu Blutvergießen kommt es nicht, die feindlichen Parteien beschränken sich auf das mündliche Verfechten ihrer Ansprüche und auf lärmende Aufzüge, in denen sie vor den Gegnern ihre Macht zu entfalten suchen, um dieselben einzuschüchtern, wobei gewöhnlich viel Pulver verschossen und noch mehr — in der Regel auf Kosten der Faktoreien — Bier und Branntwein vertilgt wird. Pedro Quadjo hatte sich vor mehreren Jahren um französischen Schutz beworben, sein Gesuch blieb jedoch unbeachtet. Erst im Mai 1885 erschien ein französisches Kriegsschiff an der Küste von Klein-Povo und stellte das Gebiet unter den Schutz Frankreichs, wogegen jedoch ein Teil der Bevölkerung protestierte.

Für die Kaufleute sind die Streitigkeiten der Eingeborenen nur insofern von Interesse, als es sich um die Entscheidung der Frage handelt, an welchen von den Häuptlingen die Zölle zu entrichten sind. Diese Frage ist für den König selbstverständlich eine sehr wichtige, denn die Eingeborenen zahlen keine Abgaben, sondern geben dem König nur bei gewissen Gelegenheiten, nach der Ernte, bei einer Heirat u. s. w. Geschenke, und die Einkünfte desselben sind daher auf die Zölle beschränkt, welche er von den Europäern erhebt.

Ostwärts grenzt an Klein-Povo das kleine Königreich Agué (englisch Ughwey geschrieben). Der König desselben hat lange mit Pedro Quadjo Krieg geführt, aber schließlich doch seine Unabhängigkeit behauptet. König Atande ist vom Schlagfluß gerührt, und die Regierung ruht in den Händen seines „Ministers“ Todege-reapu, unter dessen Verwaltung eine gräuliche Mißwirtschaft eingerissen ist. Die gleichnamige Hauptstadt von Agué zählt zwar etwa 9000 Einwohner, aber im ganzen Königreich ist nicht eine europäische Faktorei vorhanden. Dagegen lebt dort allerlei das Licht der Kultur scheuende ehrenwerte Gesellschaft, namentlich ehemalige portugiesische Sklavenhändler, die sich dort zur Ruhe gesetzt haben. Zoller bezeichnet daher Agué als das Wiesbaden der Sklavenhändler.

An Agué grenzt nach Osten das kleine Königreich Groß-Povo, welches sich bis zur Grenze von Dahome erstreckt, und dessen am Agomefluß gelegene Hauptstadt Albanage etwa 1500 Einwohner zählt. Als König von Groß-Povo ist Njamle, ein Mann in mittleren Jahren, anerkannt, da er aber arm ist und bisher die mit der Königswahl verbundenen Festlichkeiten nicht veranstalten konnte, macht ihm ein Häuptling von Albanage, John Doe, der viele Sklaven besitzt, Opposition und sucht das Volk gegen ihn aufzuregen. Der Handel leidet darunter sehr, ganz abgesehen davon, daß auch hier, wie in Klein-Povo, von den Königen in einzelnen größeren Ortschaften Häuptlinge und Kabusiers eingesetzt wurden, welche sich mehr oder minder selbständig gemacht haben. In dem Orte Groß-Povo regiert der Häuptling Naya, der den Titel „Schascha“ (Beschützer der Weißen) angenommen hat, und in Hevey der Häuptling Quaku. Die Zollgebühren, welche die europäischen Kaufleute zu entrichten haben, werden zum Teil von Njamle (dem die deutschen Firmen Zoll zahlen), zum Teil von Quaku und John Doe (welchem die Franzosen steuern) erhoben.

Die Zölle dürfen jetzt laut dem mit dem Kommandanten der „Sophie“ vereinbarten Abkommen 1 Mark von jedem Faß Palmöl und jeder Tonne Palmkerne nicht überschreiten, aber seither sind trotzdem schon Versuche gemacht worden, durch Errichtung neuer Zollzäune (die faktisch niemals vorhanden, sondern nur fingiert sind) noch mehr Nutzen aus dem Handel zu ziehen. Solche erpreßte neue Zölle beschränkten sich teils auf eine Flasche Genever für jedes passierende Boot, teils waren sie aber auch so hoch, daß sie geradezu als Prohibitivzölle wirkten und den Handel zeitweilig völlig zum Stocken brachten. König Njamle von Groß-Povo war übermütig geworden, weil sich lange Zeit kein deutsches Kriegsschiff an der Küste blicken ließ; er glaubte, obwohl er denselben Vertrag unterzeichnet hatte, wie die anderen Häuptlinge, diesen ungescheut brechen zu können, und beanspruchte von jedem Canoe, welches den von ihm geschaffenen neuen Zollzaun passierte, einen Zoll von 6 Mark! Eine ernste Mahnung genügte jedoch, den Zollzaun verschwinden zu machen.

Viel günstiger als in den Povo-Gebieten war die Lage der deutschen Kaufleute in dem benachbarten Togó. Die Häuptlinge waren ihnen freundlich gesinnt und einer englischen Annerkennung abgeneigt. Nur König Mensa von Porto-Seguro neigte zu England, aber er kam gar nicht in Betracht, da festgestellt wurde, daß er nicht die volle Souveränität über Porto-Seguro besaß, sondern König Mlapa von Togó ihm Land bloß als Privateigentum, ohne Hoheitsrechte abgetreten hatte. In Togó spielte, als die „Möwe“ an der Küste erschien, seit König Mlapas Tode dessen Stabträger Plaku, „wenn auch mehr theoretisch und platonisch als thatsächlich“, die erste Rolle. Ein neuer König ist auch heute noch nicht eingesetzt, obwohl Angehörige von Mlapas Familie noch vorhanden sind. Das Land bildet zwar kein so abgeschlossenes Staatswesen wie z. B. Dahome, aber die meisten Niederlassungen sind Gründungen des aus dem Innern zur Küste vorgeprägten Togó-Stammes, welcher allmählich die anderen Volkselemente absorbiert hat, und alle Häuptlinge erkennen ihre Abhängigkeit von dem König von Togó an.

Daß jetzt in Togó ein Interregnum herrscht, berührt die Europäer nicht. Die Einsetzung eines neuen Königs verzögert sich in diesen Ländern oft nur aus dem Grunde, weil der Thronerbe noch nicht imstande ist, die für die Krönungsfeierlichkeiten notwendige Quantität Rum und Pulver zu bezahlen. Ein volles Jahr nach seinem Tode gilt überdies noch der verstorbene König für alle Welt als weiterlebend, „Besuchern überbringt man die Komplimente des Königs oder macht und empfängt in seinem Namen Geschenke.“ Die Sölle erhebt indessen der Stellvertreter des Verstorbenen, in Togó sein Stabträger.

Bei den Streitigkeiten, welche an der Sklavenküste zwischen den Königen, Kabustiers und Häuptlingen häufig vorkommen, handelt es sich nächst dem Zoll, den die fremden Kaufleute zahlen, auch noch um den von ihnen zu entrichtenden Grundpachtzins. Der Grund und Boden, auf welchem die Faktoreien errichtet sind, ist nämlich nicht Eigentum der Kaufleute, sondern ihnen von den Eigentümern desselben nur gegen einen Jahreszins in Erbpacht überlassen. Während der schwarze Grundeigentümer das Pachtverhältnis nie lösen kann, steht es dem Faktoreibesitzer frei, seine Faktorei mit allen auf ihr haftenden Rechten und Pflichten einem andern zu überlassen oder auch sie völlig aufzugeben, aber er darf in letzterem Falle nur sein bewegliches Gut mitnehmen und muß die auf dem gepachteten Boden errichteten Gebäude stehen lassen. Der Pachtzins, den die Faktoreien zahlen, beträgt durchschnittlich etwa 100 Dollars jährlich, aber bei den unklaren Besitzverhältnissen ist es oft zweifelhaft, ob jener, welcher den Pachtzins beansprucht, auch wirklich der zur Erhebung desselben Berechtigte ist. Kein Neger würde sich aber bereit finden lassen, einem Europäer Grund und Boden zu vollem Eigentum zu überlassen. Das ist durch ein altes Landesgesetz verboten, und da der Neger an derartigem Herkommen zäh festhält, ist dies schon ein genügend großes Hindernis, welches sich der Kolonisation im Togogebiet entgegenstellt. Die Gründung von Ackerbaukolonien ist hier, ganz abgesehen von den klimatischen Verhältnissen, unmöglich, und wenn nicht durch Erwerbungen in dem heute noch wenig bekannten Hinterland neue Verhältnisse geschaffen werden, wird die Wichtigkeit unseres Besitzes an der Sklavenküste stets nur in dem Handelsverkehr der Faktoreien an der Küste liegen.

Die klimatischen Verhältnisse dieses Landes sind bedeutend günstiger als in den westlicher gelegenen Küstenstrichen, in Liberia, Sierra Leone und Senegambien. Vom Wechselfieber bleibt allerdings auch hier kein Europäer verschont, der längere Zeit an der Küste verweilt (auch die Neger leiden am Wechselfieber), aber Epidemien, welche sowohl westlich als östlich vom Togoland schon sehr häufig große Verheerungen angerichtet haben, sind hier niemals aufgetreten, ausgenommen die Pocken, welche einmal unter den Schwarzen wüteten, jedoch auf dieselben beschränkt blieben, da eine Übertragung des Krankheitsstoffes von Schwarzen auf Weiße nicht stattfindet. Unter den Eingeborenen sind viele Hautkrankheiten verbreitet, deren ansteckendste die Krafra ist, und auch der Guineawurm kommt häufig vor. Die für Europäer ungesundeste Jahreszeit sind die Monate, während welcher die Tornados über das Land dahinbrausen, welche besonders heftig gegen Ende der Regenzeit wehen; die gesündesten Monate sind September und Oktober. Man unterscheidet eine

große und eine kleine Regenzeit. Die erstere dauert von Anfang Mai bis August, worauf der Himmel sich klärt und dem oft drückend heißen Tag eine ziemlich kühle Nacht folgt. Ende Oktober beginnt dann die kleine Regenzeit, welche nur einige Wochen dauert. Auch hier regnet es jedoch während der Regenzeit nicht ununterbrochen. Die große Regenzeit gleicht auch hier einem regnerischen Sommer in Europa, und in der



Bonny.

kleinen kommen Regengüsse nur vereinzelt im Laufe mehrerer Wochen vor. Dabei ereignet es sich häufig, daß der Regen völlig ausbleibt, dagegen besonders heftige Tornados wehen, welche stets Fieberanfalle erzeugen. Sie kommen von Südost oder Ost und brechen so plötzlich herein, daß oft nur wenige Minuten zwischen ihrem



Mt. Kalabar.

Losbruch und der Wahrnehmung des ersten Erkennungszeichens ihres Nahens vergehen. Der schon früher erwähnte, von Norden kommende Landwind, der Harmattan, beginnt auch hier im Dezember zu wehen und wirkt durch die großen Temperaturwechsel, welche er hervorbringt, nachtheilig auf die Gesundheit ein. Während der 6 Wochen seiner Dauer ist die Luft trocken und mit Staub erfüllt, die Nächte sind empfindlich kühl.

Ebenso lästig sind die Nebel, welche Ende November vor Sonnenaufgang über der Gegend liegen und den zum Aufenthalt im freien Gezwungenen durchnässen. Von Ende Januar bis Ende November wehen erfrischende Winde von der See und vom Lande her, und die Hitze erreicht dann auch zu Mittag höchstens 27 bis 32° Celsius.<sup>102)</sup>

Das Klima im Hinterlande, namentlich an der etwa 5 bis 10 Tagereisen von der Küste entfernten Bergkette, welche sich von der Goldküste her nach Osten zieht, dürfte ein viel gesünderes sein als jenes an der Küste. Auf den bisher vorliegenden Karten findet man hinter Lomé und Bagida eine weit in das Land hinein sich erstreckende Lagune verzeichnet, deren sumpfige Umgebung bisher als eine der Hauptursachen der an der Küste herrschenden Fieber angesehen wurde. Zöllner, der vor wenigen Monaten bis zum dritten deutschen Grenzpfahl im Norden des Gebietes vorgedrungen ist, hat diesen Irrtum berichtigt.<sup>\*)</sup> Nach seinen Mitteilungen ist die Lagune bei weitem nicht so groß wie man bisher annahm. „Sie stellt,“ schreibt er, „von einigen wenig ausgedehnten Sumpf- und Schilfdickichten abgesehen, eine angenehme, von Höhenzügen eingerahmte Wasserstraße dar. Die gleich hinter der Lagune beginnenden Bodenwellen werden je weiter man vordringt immer höher und erreichen am nördlichen Punkte, bis zu welchem ich gelangt bin, eine Höhe über die Sohle der Thäler von 300 bis 400, auch bis 500 Fuß über dem Meerespiegel. Man sieht nur langgestreckte, vielfach sich durcheinander krümmende Wellen, aber nirgends Berge oder Hügel. Die niedrig gelegene nächste Umgebung der Lagune hat hellgrauen Boden, im übrigen findet sich überall derselbe dunkelrote und sehr fruchtbare Thonboden. Steine finden sich bloß als Knollen-Eisenstein bei Togo, anstehender Fels findet sich bloß bei Porto Seguro im Meer und bei Klein-Povo (Sandstein) in der Lagune. Bloß am Haho-Fluß traf ich regelrechten Urwald, sonst überall von Baobabs, Yucca- und Affenbrotbäumen überragtes Buschwerk, sowie an den niedrigeren Stellen sehr verschiedene Grasarten.“

Der Lagune, welche sich parallel mit der Küste hinzieht, hat Zöllner den Namen Togo-See gegeben, da sie sich etwa in ihrer Mitte zu einem nach Norden hin sich ausbreitenden See erweitert. Die Hauptstadt Togo liegt an der Ostseite des Sees. Sie zählt 2500 bis 3000 Einwohner und dürfte der größte Ort des Landes sein. Der zweitgrößte ist wahrscheinlich Groß-Be (englisch Bey) mit 2000 bis 2500 Einwohnern, der Sitz des Häuptlings Adey. Außerdem befinden sich im Togoland eine Menge Ortschaften von 800 bis 1000 Einwohnern, Abobo (Abobbo) am südwestlichen Ende des Sees Togo gegenüber, Sewa, Oba, Ghome, Tahisi, Agome, Lebbo, Aguwe u. s. w. Einer der wichtigsten Plätze im Innern ist der Buschmarkt Wo, zwar nur ein kleines Dorf, aber an Markttagen, wenn fernher aus dem Innern Händler mit Palmöl und Palmkernen ankommen, oft von 6000 Menschen besucht, welche an manchen Markttagen bis zu 3000 Gallonen Palmöl umsetzen. Europäer besuchen diesen Markt nicht, einestheils, um sich nicht mit den Marktweibern, welche den Zwischenhandel als ihr Monopol betrachten, zu verfeinden, andererseits, weil dort die Verhandlungen mit den Eingeborenen für den Europäer zu umständlich und zeitraubend sind. Die Plätze, in welchen sich europäische Faktoreien befinden, liegen sämtlich am Meeresstrand: das etwa 1200 Einwohner zählende Porto-Seguro (Gowoluta), der Sitz des „Königs“ Mensa, einer der unsaubersten Orte von Togoland, dessen Dörfer sich sonst fast ausnahmslos durch freundliche Häuser und saubere Straßen auszeichnen — Bagida-Strand, welches seit 1880 stetig an Bedeutung gewonnen und sich aus einem nur wenige Hütten zählenden Dorfe zu einem lebhaften Handelsplatz entwickelt hat, während das 1 1/2 Kilometer landeinwärts gelegene Bagida-Stadt, wo sich früher die Faktoreien befanden, immer mehr verfällt und nur noch als Dorf gelten kann — und Lomé, der westlichste Küstenplatz von Togoland mit etwa 300 Einwohnern und 7 Faktoreien, welche einen Jahresumsatz von 720000 bis 960000 Mark erzielen. Lomé wird von den Engländern Bey-Beach genannt nach der 3 bis 4

<sup>102)</sup> Siehe H. Zöllners Bericht aus Bagida: „Das Klima an der Sklavenküste.“ Kölnische Zeitung, 1885, Nr. 18, zweites Blatt. — Hugo Zöllner, Das Togoland und die Sklavenküste. Stuttgart, W. Speinann, 1882, Seite 193.

<sup>\*)</sup> Vergleiche die auf Zöllners Aufnahmen beruhende Karte des Togo-Sees (Seite 184) mit der daneben stehenden alten Karte der Sklavenküste, welcher die Angaben der großen Seekarte zu Grunde liegen.

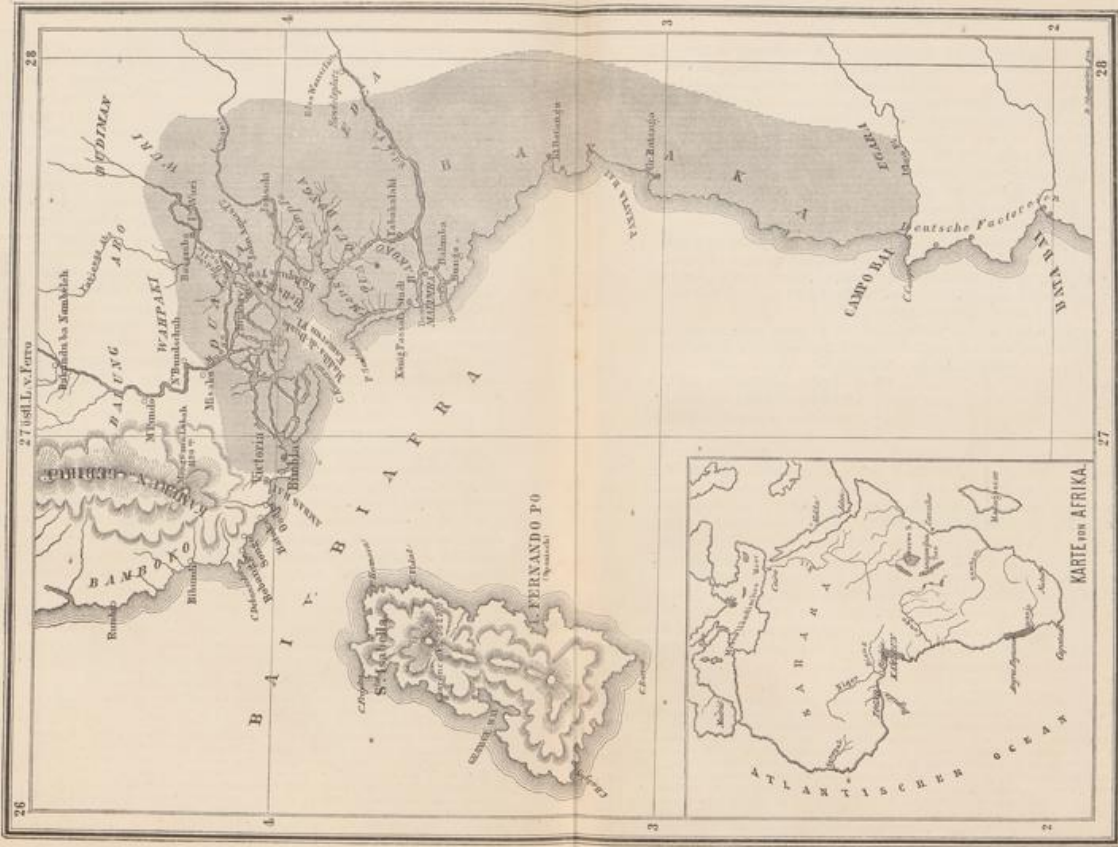
mit  
nicht  
mit

Kilometer landeinwärts gelegene Stadt Be (Bey). Hinter Lóme befindet sich einer der deutschen Grenzpfähle, unweit des bereits englischen Ortes New-Sierra-Leone; der zweite steht nördlich von diesem, jenseits der Lagune, östlich von dem Dorfe Aflahu; der dritte nordwestlich von Aguewe, wo er gegenüber dem noch unabhängigen Teil des Ewegebietes die deutsche Grenze markiert; der vierte bei Bon-Koffi (Bgun-Koffi, Sijstown) an der Grenze von Klein-Povo. Jenseits der Lagune ist an dieser der Grenzort gegen Klein-Povo das Dorf Sakkade-Kopé (Koffi). Die weiter ostwärts gelegene, von den Lagunen von Klein-Povo und Wo umfaßte Landspitze gehört zu Klein-Povo, dessen Hauptstadt Grigi (Gridsch) ihr gegenüberliegt, aber auch noch jenseits der Wo-Lagune, nördlich von Grigi, gehört ein Landstreifen zu Togó, und die Grenze geht mitten durch das dort gelegene Dorf Sohólo, dessen eine Hälfte jetzt unter deutschem Schutz steht, während die andere zu Klein-Povo gehört. Das Dorf Wo, nach welchem die Lagune benannt ist, der schon oben erwähnte Buschmarkt, ist einer der am weitesten nach dem Innern gelegenen Orte des Togólandes, welche bisher von Europäern besucht wurden. Zóller kam auf der Fahrt auf dem durch viele Fichzäune versperrten Hahosfluß nur unbedeutend weiter ins Innere, und im Westen war Agóme der äußerste von ihm erreichte Punkt.

Der Handel der Togóküste befindet sich überwiegend in den Händen deutscher Firmen, von denen einige sowohl westwärts im englischen Gebiet, als auch ostwärts im jetzt französischen Klein-Povo und in Groß-Povo eine wichtige Rolle spielen. Wir finden in Lóme die Firmen E. Goedelt und Wölber & Brohm aus Hamburg und Friedr. M. Vietor Söhne aus Bremen; in Bagidá Wölber & Brohm und Friedr. M. Vietor Söhne.<sup>162)</sup> Die ersten Faktoreien sind von M. Vietor Söhne angelegt worden. In Manufakturwaren vermag zwar Deutschland mit der englischen Ware nicht zu konkurrieren, aber in einer Menge anderer Artikel beherrscht es völlig den Markt, so in Eisenwaren (Remscheid, Solingen), Rum (Hamburg), Genever (Hamburg, zum Teil auch Holland), Tabak (Bremen, Hauptgeschäft von Friedr. M. Vietor Söhne), Pulver, Parfümerien (beide teils aus Deutschland, teils aus England) u. s. w. In Lóme ist der Hauptmarkt für europäische Erzeugnisse, und es werden dort jährlich für etwa 1 Million Mark umgesetzt, und zwar gegen bares Geld, da die Eingeborenen ihre eigenen Produkte lieber auf dem englischen Gebiet verkaufen, wo sie dafür höhere Preise erzielen. Die Ausfuhr von Lóme steht daher hinter der Einfuhr weit zurück und erreicht höchstens 75 Tons Palmkerne und ebensoviel faß Palmöl per Monat.

Nichts beweist so klar und deutlich das gewaltige Übergewicht des Weißen über den Neger als die geringe Anzahl der Europäer, welche sich auf einer Faktorei aufhalten. Im Innern lebt oft ein einzelner Weißer inmitten einer nach Tausenden zählenden schwarzen Bevölkerung, aber kein Haar wird ihm gekrümmt, trotzdem es nie an kleinen Kämpfen zwischen den einzelnen Negerdörfern fehlt. Der Neger weiß, daß er den Europäer nicht entbehren kann. Durch ihn erhält er alles, was ihm begehrenswert erscheint, durch ihn wird der Zwischenhandel erhalten, von dem der Neger lebt, und die Zölle und der Bodenpachtzins, den der Weiße zahlt, bilden eine nicht zu verschmähende Einnahmequelle. Der Neger hütet sich daher, dem Manne, der für

<sup>162)</sup> In Klein-Povo finden wir von deutschen Firmen M. Vietor Söhne, Wölber & Brohm und Max Grumbach (Hansa-Faktorei). Friedrich M. Vietor Söhne besitzen Zweigfaktoreien in Badgi und Degbenn. In Groß-Povo sind Wölber & Brohm und Max Grumbach ansässig, welche Zweigfaktoreien in Abanage und „im Busch“ besitzen. Neben den deutschen Firmen sind in Klein-Povo noch Cypr. Fabre & Co., welche eine Zweigfaktorei in Porto Seguro besitzen, und Regis ainé & Co., ferner von Sierra-Leone-Leuten S. B. Cole, Gladstone Cole und D. W. Munday, in Groß-Povo Cypr. Fabre & Co. und Regis ainé mit Zweigfaktoreien in Abanage und „im Busch“ vertreten. Sierra Leone-Lente, ein Mulatte und ein Portugiese haben ferner Faktoreien in Ague. Dort sind bedeutende Faktoreien im Besitz von S. B. Cole, einem Sierra-Leone-Neger, von Olympig, einem brasilianischen Mulatten und von Garcia, einem Portugiesen. Deutsche, französische und englische Firmen sind in Ague nicht vertreten. Von den eingeborenen Händlern sind die bedeutendsten Creppy und Gomez, Albert Wilson, Mammel D'Almeida, Francesco D'Almeida, Joaquim D'Almeida und die Frauen Mensavi und Abagebe in Klein-Povo, John Nhy in Ague. Die Vertretung der europäischen Firmen befindet sich zum Teil in den Händen von Eingeborenen. So ist der Vertreter von Regis ainé & Co. in Klein-Povo eines der angesehensten Mitglieder der D'Almeida-Familie, ein gewisser Aite. Die Zahl der Weißen ist auf keiner Faktorei groß. Friedrich M. Vietor Söhne sind durch 2, Wölber & Brohm in Klein-Povo durch 3, in Groß-Povo durch 2, Max Grumbach in Klein- und Groß-Povo durch je 2 Weiße vertreten; die Franzosen haben in Klein-Povo 5 in Groß-Povo 5 weiße Beamte.



Karte der ersten beiden Bights Benue und Biafra in Kamerungebiet.



Karte der ersten deutschen Erwerbungen im Kamerungebiet.

ihn eine große Bedeutung beifügt, zu nahe zu treten. Dazu kommt aber auch noch das Bewußtsein der großen geistigen Überlegenheit des Weißen, von dem beide Teile durchdrungen sind, und wodurch der Weiße eine Sicherheit im Auftreten erlangt, die bei einem gleichen numerischen Mißverhältnis inmitten anderer Völker geradezu als Tollkühnheit angesehen werden müßte. Dem Deutschen kommt noch zugute, daß die Neger seine Sprache nicht verstehen, welchem Umstand er ein viel größeres Ansehen verdankt als die Engländer genießen, von deren Sprache ein großer Teil der Neger einige Brocken sich angeeignet hat und nun in seinem Dünkel sich diesen nahezu als gleichgestellt betrachtet.

Jene Treue, welche an den amerikanischen Negern soviel gerühmt wurde, ist zwar hier nicht zu finden, und die Moral des Negers ist auch ziemlich lag, wo es sich um seine Beziehungen zu dem Weißen handelt, welchen zu bestehlen und zu betrügen als kein Verbrechen gilt, aber Achtung bringt er ihm doch entgegen, und das ist ja hier die Hauptsache. Er sieht eben in dem Weißen ein höheres Wesen, und willig unterwerfen sich die Neger auf einer Faktorei stets dem Richterspruch des Herrn, überzeugt, daß derselbe gerecht sein werde. Namentlich die deutschen Kaufleute erfreuen sich hoher Achtung bei den Eingeborenen, und wenn nicht englische Heßereien im Spiele waren, würde es nie dazu gekommen sein, daß die deutschen Kaufleute an das auswärtige Amt die Bitte um Schutz vor Vergewaltigung richten mußten, als sie nicht bloß den Fortbestand ihrer Faktoreien, sondern auch das Leben der in denselben Angestellten bedroht sahen.

Der Anstoß zu den Feindseligkeiten gegen die Deutschen, welche mit der Hissung der deutschen Flagge im Togogebiet enden sollten, ging von Klein- und Groß-Povo aus<sup>164</sup>). Dort erschien im Februar 1884 S. M. Korvette „Sophie“, Kapitän Stubenrauch, gerade zur rechten Zeit, um Unheil zu verhüten. William Lawson hatte sein Intriguenspiel begonnen, durch welches ihm als dem unbeschränkten Minister des von ihm eingesetzten Schattenkönigs G. A. Lawson die Macht in die Hände gespielt, der deutsche Handel vernichtet und Englands Einfluß über die ganze Küste ausgedehnt werden sollte. Kapitän Stubenrauch gelang es leicht, auf einem Palaver eine Einigung mit allen Häuptlingen, Lawson ausgenommen, zustande zu bringen, und er verließ Klein-Povo mit der festen Überzeugung, daß die Ruhe wieder hergestellt sei. Kaum in Groß-Povo angekommen, wurde er durch einen zu Pferde von Klein-Povo angekommenen Vertreter der Firma Wölber & Brohm benachrichtigt, daß die Lawson-Leute bewaffnet vor den Faktoreien erschienen seien, und daß man das Schlimmste befürchten müsse, wenn nicht schleunigst Hilfe komme. Die „Sophie“ dampfte sofort nach Klein-Povo zurück, 100 Mann wurden gelandet und die Häuptlinge gefangen an Bord gebracht, wo sofort eine Untersuchung der jüngsten Vorgänge eingeleitet wurde. Dieselbe ergab, daß die Lawson-Leute die Unruhestifter gewesen. Die Häuptlinge Pedro Quadjo und Quadjovi wurden daher sofort in Freiheit gesetzt. Mit den Hauptschuldigen, dem Minister William Lawson, dem Mulatten Gomez und einem gewissen Wilson dampfte die „Sophie“ nach Lagos. Da dort der Minister Lawson nachwies, daß er englischer Unterthan sei, mußte er zwar in Freiheit gesetzt werden, aber der englische Gouverneur in Lagos verpflichtete sich schriftlich, ihm die Rückkehr nach Klein-Povo nicht zu gestatten. Gomez und Wilson blieben als Geiseln an Bord der „Sophie“, welche sie bekanntlich nach Deutschland mitnahm, von wo sie erst im Juli 1884 durch S. M. S. „Möve“ in ihre Heimat zurückgebracht wurden.

<sup>164</sup>) „Während bis 1883 der Häuptling Quadjovi der unbestrittene Machthaber in Little-Povo war, wird jetzt Georg sehr gewachsen. Während bis zum Jahre 1883 Quadjovi der unbestrittene Machthaber in Little-Povo war, wird jetzt Georg Lawson am meisten gefürchtet. Gleichwohl wurde es aber von den Deutschen bezweifelt, daß seine Streitkräfte denen der beiden anderen Häuptlinge überlegen seien und daß er allein die Sicherheit der Deutschen zu gewährleisten imstande sein würde. Am 31. Januar wurde, um eine Sicherstellung der deutschen Interessen zu erreichen, von dem Kommandanten S. M. S. „Sophie“ ein Palaver abgehalten, zu welchem Vertreter des Königs von Grigi und des Häuptlings Pedro Quadjo, der Häuptling Quadjovi und der Minister William Lawson erschienen. Dasselbe blieb erfolglos. Dagegen gelang es am folgenden Tage, mit den Vertretern des Königs von Grigi und den Häuptlingen Quadjovi und Pedro Quadjo eine Vereinbarung zu schließen, in welcher dieselben den von den deutschen Firmen im Jahre 1882 mit Quadjovi abgeschlossenen Vertrag als zu Recht bestehend anerkannten und worin dieselben sich verpflichteten, für die Sicherheit der Deutschen und ihrer Faktoreien zu sorgen. Obgleich die Partei Lawson dem Vertrag nicht beigetreten war, glaubten die Vertreter der deutschen Firmen doch, daß ihnen durch dieses Abkommen genügender Schutz gewährt werde.“ Bericht des Kommandanten S. M. S. „Sophie“ d. do. 22. Februar 1884.

Als die „Möve“ am 2. Juli nachmittags auf der Rhede von Klein-Povo vor Anker ging, waren die politischen Verhältnisse des Ländchens noch ebenso zerrüttet wie ein halbes Jahr zuvor, da aber den deutschen Kaufleuten seit dem Besuch der „Sophie“ keinerlei Unbill widerfahren, war Generalkonsul Dr. Nachtigal, der kaiserliche Kommissar, der mit der „Möve“ angekommen, entschlossen, die Geiseln in Freiheit zu setzen. Die deutschen Kaufleute hatten gehofft, daß die nächste Folge des Erscheinens der „Möve“ die Übernahme des Protektorats durch Deutschland sein werde, und sie waren auf höchste bestürzt, als Dr. Nachtigal sich auf seine Instruktionen berief, welche ihm eine Beeinflussung der politischen Verhältnisse in Klein-Povo unmöglich machten<sup>165)</sup> und ihn auf Gewährung von Schutz für etwa bedrohte deutsche Unterthanen beschränkten. Die Kaufleute waren überzeugt, daß dies als ein Zeichen von Schwäche aufgefaßt werden und die Lawsonpartei nur zu neuen Ausschreitungen reizen werde. Wie sehr sie recht hatten, solche zu fürchten, zeigt der Bericht des Generalkonsuls Dr. Nachtigal über ein am nächsten Tage in Klein-Povo abgehaltenes Palaver, bei welchem recht interessante Enthüllungen über englische Umtriebe zur Sprache kamen. Dr. Nachtigal berichtet darüber:<sup>166)</sup>

„Ich begab mich in Begleitung des Dr. Buchner gegen Abend an Land, um folgenden Tags möglichst früh das Palaver abhalten zu können, behufs dessen Zusammenberufung ich unverzüglich Botschaften an den Vertreter des Königs von Grigi und die Häuptlinge von Little Popo ergehen ließ. Im Laufe des Abends hörten wir von den deutschen Herren, zu denen sich auch der Hauptagent von Victor Söhne (Bremer Faktorei), Herr Reimann, gesellte, noch manchen Beitrag zur Geschichte der Vergrößerung des dortigen englischen Kolonialbesitzes erzählen: wie Sir Samuel Rowe, der ehemalige Generalgouverneur der Goldküste-Kolonie — er ist seit kurzem abberufen und soll nicht wieder auf seinen Posten zurückkehren — nach Kapitän Stubenrauchs Einschreiten in Little Popo dorthin gekommen sei und einige Tage hindurch öffentlich angekündigte Geldspenden an Frauen und Mädchen verteilt habe; wie bezahlte schwarze Agenten, meist Sierra-Leone Neger, in die noch unabhängigen Negerländchen geschickt würden, um Zwistigkeiten, Unruhen, Schädigungen des europäischen Handels und dadurch Gelegenheiten zum gewaltsamen Einschreiten hervorzurufen; wie besonders gegenwärtig das zwischen Little Popo und der englischen Goldküste-Kolonie gelegene Togoland mit den Küstenortschaften Porto Seguro, Bagida und Lome (Bey-Beach) durch die Drohungen des englischen Distriktkommissars Firminger von Kitta (Quittah) in Aufregung versetzt worden sei. Dieser Herr sei kürzlich mit englischen Kolonialsoldaten (Hausa) in den drei genannten Küstendistrikten erschienen, um sich bei deren Häuptlingen über den Schmuggel, der mit dem daselbst frei eingegangenen Tabak, Pulver, Rum und Gin nach der englischen Besitzung getrieben werde, zu beklagen und denselben Geld für die Annahme des englischen Protektorats zu bieten. Als die Häuptlinge sich auf ihre Abhängigkeit von Togo beriefen und aus einer Unterredung in Porto Seguro mit Abgesandten des Königs von Togo — dieser selbst, welcher gleichzeitig ein großer Fetischpriester ist, darf seine Residenz nicht verlassen — kein günstigeres Resultat für seine Absichten erfolgt war, hätte Firminger den Leuten erklärt, er lasse ihnen 30 Tage Zeit, um entweder die fremden Kaufleute aus ihrem Lande zu entfernen oder das Protektorat anzunehmen, und werde, wenn sie weder das eine noch das andere freiwillig thun wollten, nach Ablauf der gestellten Frist das Land mit Gewalt nehmen und der Goldküste-Kolonie einverleiben. Dann begab er sich zu den in Bagida und in Lome (eine halbe Stunde von der englischen Grenze entfernt)

<sup>165)</sup> Die dem kaiserlichen Kommissar erteilte Instruktion lautete: „Um den Angehörigen des Reiches an der Westküste von Afrika gegen die Verdrängung aus den in einzelnen Gebieten errungenen Positionen durch etwaige Besitzergreifung von anderer Seite Sicherheit und hiermit die Möglichkeit weiterer Entwicklung zu gewähren, hat Seine Majestät beschlossen, den Schutz der Deutschen und ihres Verkehrs in einigen Küstenstrichen im Namen des Reiches unmittelbar zu übernehmen. Die Einrichtung eines Verwaltungsapparates, der die Entsendung einer größeren Anzahl deutscher Beamten bedingen würde, die Errichtung ständiger Garnisonen mit deutschen Truppen und die Übernahme einer Verpflichtung des Reiches, den in solchen Gebieten sich ansiedelnden Deutschen und ihren Faktoreien und Unternehmungen auch während etwaiger Kriege mit größeren Seemächten Schutz zu gewähren, wird dabei nicht beabsichtigt. Für unsern Zweck wird der Abschluß von Freundschafts-, Handels- und Protektoratsverträgen ausreichen, durch welche die zur Ausübung wirksamen Schutzes deutscher Unterthanen erforderlichen Rechte erworben werden.“

<sup>166)</sup> Bericht an Se. Durchlaucht den Fürsten von Bismarck, d. do. Golf von Benin, 19. Juli 1884.

angesiedelten deutschen Agenten der Firmen Wölber & Brohm, Victor Söhne und C. Goedelt, um ihnen zu sagen, daß die Eingeborenen Böses gegen sie im Schilde führten, daß er aber in Kitta vorkommendenfalls stets zu ihrer Hilfe bereit sein werde. Sobald Firminger das Land verlassen hatte, waren die Leute von Lome und Bagida zu den Kaufleuten mit der Erklärung gekommen, daß sie sich bereit machen möchten, das Land zu räumen, da andernfalls die Engländer kommen zu wollen gedroht hätten.“

In der Hansefaktorei wurde nun ein Palaver abgehalten, zu welchem auch Lawson sich einfand. Dr. Nachtigal teilte den kaiserlichen Befehl mit, die Geiseln in Freiheit zu setzen, wenn in der letzten Zeit das gute Einvernehmen zwischen den Kaufleuten und Eingeborenen nicht gestört worden sei, verlangte aber von Lawson die schriftliche Erklärung, daß er auch nach freigabe der Geiseln sich durch den mit dem Kommandanten der „Sophie“ vereinbarten Vertrag gebunden halte. Als Lawson unter allerlei nichtigen Vorwänden einer befriedigenden Erklärung auswich, wurden die Geiseln wieder an Bord gebracht, und am Nachmittag verließ die „Möve“ die Rhede von Klein-Povo. In der Nacht waren nämlich beunruhigende Nachrichten



Ufer des Kamerun.

aus Lome und Bagida eingelaufen. Es wurde gemeldet, daß die dortigen deutschen Faktoreien in der höchsten Gefahr schwebten. Um den Engländern jeden Grund zum Einschreiten zu nehmen, hatte der König von Togo die Leute an der Küste aufgefordert, die Deutschen zu veranlassen, ihre Faktoreien freiwillig zu räumen, wenn sie aber dieser Aufforderung nicht folgten, sie mit Gewalt zu vertreiben. Die „Möve“ fuhr zunächst nach dem nur 15 Seemeilen entfernten Bagida, wo das Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes rasch einen Umschwung herbeiführte. Die Häuptlinge erklärten, daß nur Furcht vor den Drohungen des englischen Kommandanten in Keta sie veranlaßt habe, die Deutschen zur Räumung der Faktoreien aufzufordern, und baten gleichzeitig um Schutz, indem sie ausdrücklich erklärten, eine englische Besitzergreifung ihres Landes verhüten zu wollen.

Auf Grund der dargelegten dringlichen Verhältnisse und einer formellen Bitte der autorisierten Personen um den Schutz des Deutschen Reiches, heißt es in dem Bericht Dr. Nachtigals, hielt ich es zur Sicherstellung des nicht unbeträchtlichen deutschen Handels in Lome und Bagida für geboten, mit den Vertretern des Königs von Togo und den Häuptlingen der beiden genannten Küstendistrikte einen Vertrag zu vereinbaren

der das Togogebiet unter das Protektorat Seiner Majestät des Kaisers von Deutschland stellt, obgleich Euer Durchlaucht in den mir unter dem 19. Mai d. J. erteilten Hohen Instruktionen eine derartige Sicherstellung vor fremder Besitznahme für irgend ein Gebiet dieses Teiles der afrikanischen Westküste nicht inbetracht gezogen hatten. Außer dem zwingenden Grunde der Beschützung und Erhaltung deutscher Reichsangehöriger und ihrer Faktoreien können noch zwei Rücksichten zum Beweise der Opportunität meines Vorgehens geltend gemacht werden. Erstens sind im Togogebiet nur unbedeutende Interessen nicht deutscher europäischer Kaufleute vertreten. In Bagida sind außer den Herren Wölber & Brohm und Vietor Söhne nur noch zwei Sierra-Leone-Neger etabliert und in Lome finden sich außer den genannten deutschen Firmen, zu denen hier noch C. Goedelt kommt, gleichfalls nur Negersfirmen (vier Sierra-Leone-Leute), mit Ausnahme des englischen Hauses F. & A. Swanzy, welches hier aber gleichfalls nur einen farbigen Agenten hält. Zweitens darf das



Faktorei am Kamerun.

kleine Gebiet von Togo bezüglich der Handelswege in das fernere Innere ein vielversprechendes genannt werden. Von Lome führt ein Weg schon jetzt nach Salaga am obern Volta, dem unter dem Namen Gondscha bekannten Endpunkte zahlreicher Karawanen, wohin die Leute ebensowohl aus Timbuktu, als aus dem HaussaStaate und selbst aus Bornu zum Kaufe der Kola- (Guro-) Nuß ziehen. Bei den exorbitanten Einfuhrzöllen, welche in der englischen Goldküste-Kolonie von nicht englischen Artikeln erhoben werden, und welche 100 Prozent (Tabak, Gin), 200 Prozent (Pulver) und 25 Prozent (Rum) vom Einkaufspreise betragen, würde überdies ein daneben gelegenes Freihandelsgebiet einer glänzenden Zukunft entgegengehen, da der englische Besitz an der Goldküste sich, soviel ich habe in Erfahrung bringen können, rechtlich nur über 10 Seemeilen ins Innere erstreckt und sich also die Hinterländer aus jenem Gebiete mit den genannten Waren versehen würden. Die Klagen der englischen Behörden über den aus dem Togolande nach der Goldküste-Kolonie betriebenen sogenannten Schmuggelhandel haben, auch meinen Erkundigungen zufolge, größtenteils den

legitimen Handel aus Togó nach dem Hinterlande der Goldküste zum Gegenstande und sind nur zum kleinen Teil gerechtfertigt, indem die Waren direkt aus genanntem Gebiet über die Grenze der Kolonie ohne Zoll eingeführt werden.

Beim Abschluß des Vertrages wurde mit der größten Vorsicht vorgegangen. Da die Häuptlinge an der Küste eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatten, begnügte sich Nachtigal nicht mit der Unterschrift der Vertreter des Königs von Togó, sondern sorgte dafür, daß auch die Häuptlinge von Bagida und Lome den Vertrag unterzeichneten.

Das am 8. Juli 1884 zwischen New Sierra Leone und Bon Koffi unter deutschen Schutz gestellte Küstengebiet, welchem im September durch S. M. S. „Leipzig“ noch Porto-Seguro hinzugefügt wurde, ist zwar im Verhältnis zu dem französischen und englischen Besitz an der Westküste sehr klein, aber seine Ausdehnung landeinwärts ist ja nicht ausgeschlossen, und dort eröffnet sich uns noch ein weites Gebiet zu erfolgreicher Thätigkeit. Die Grenzen des Königreiches Togó nach dem Innern sind noch nicht genau bestimmt. Viele Ortschaften mögen dort in mehr oder minder losem Abhängigkeitsverhältnis von Togó stehen, aber es sind dort auch, wie Zöllner kennen zu lernen Gelegenheit hatte, Ortschaften, deren Bevölkerung den Anschluß an Deutschland wünscht. Das Vordringen nach dem Innern kann nur ein langsames, successives sein, da die um ihr Handelsmonopol besorgten Küstenbewohner jedem Reisenden mit Mißtrauen begegnen. Gelegenheit zur Vermehrung unseres Einflusses an der Küste bietet sich auch in Groß-Povó, wo durch die Streitigkeiten zwischen König Njamle und dem reichen Häuptling von Albanage unablässig viel Sündstoff angehäuft wird. Jenseits Groß-Povó beginnt aber das Gebiet von Dahomé, dem wohl noch eine wichtige Rolle beschieden ist, und das deshalb nicht außer acht gelassen werden sollte.

Dahome ist durch dreierlei berühmt geworden, durch seine Amazonen, durch seine Menschenopfer und seinen Schlangendienst. Richard F. Burton hat das Frauenheer des Königs von Dahome ausführlich geschildert und manche Übertreibungen, die in bezug auf dasselbe in Umlauf gekommen waren, richtig gestellt. Während früher die Zahl der Kriegerinnen mit 20000 angegeben wurde, schätzte Burton sie auf 1000 bis 1500. Es waren unter ihnen viel junge, hübsche Mädchen, doch fehlten auch bejahrte nicht, unter welchen einige wahre Wunder von Beleihtheit waren. Ihre Kleidung bestand aus einer ärmellosen, vorne zugeknöpften Jacke und einem blauen, roten oder gelben Lendentuch, welches bis zu den Knöcheln reichte und um die Hüften durch eine weiße Binde zusammengehalten wurde. Um das Haar war ein baumwollenes Band von blauer oder weißer Farbe geschlungen, und die schwarzlederne Patrontasche, der an einem Riemen über die rechte Schulter gehängte Kugelsack, ein Messer oder ein Krummsäbel und eine Flinte vervollständigten ihre Ausrüstung. Die Kriegerinnen waren alle unverheiratet; sie betrachteten sich als die Weiber des Königs, obwohl König Gelele seinen Harem von seiner Leibgarde streng gesondert hielt, und ein Verstoß gegen die Keuschheit wurde daher wie ein Ehebruch oder eine Majestätsbeleidigung bestraft. Trotzdem ereignete es sich während Burtons Reise durch das Land, daß nicht weniger als 150 Amazonen als schwanger gefunden wurden. Der König hielt strenges Gericht, mehrere Männer und Frauen wurden zum Tode verurteilt, andere verbannt. Die bevorzugte Stellung, welche die Frauen in Dahome einnehmen, beruht darauf, daß nach dem Staatsgesetz alle Männer Sklaven des Königs und die meisten Weiber seine Frauen sind. Nur die Angehörigen des königlichen Geschlechts, über 1000 Seelen, sind hiervon ausgenommen, und der König gilt nicht als Mann, sondern als Gott. Er ist ein Doppelwesen, Fürst und Priester zugleich, hat dem entsprechend auch einen doppelten Hofstaat, und die Zweifelt, welche er darstellt, kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß alle Ämter im Staate doppelt besetzt sind, sowohl durch einen Mann als durch eine Frau. Es giebt einen männlichen und einen weiblichen Oberpriester, einen männlichen und weiblichen Oberbefehlshaber und Minister. Eine seltsame Stellung nimmt die Mutter des Königs ein. Ein König von Dahome darf nicht ohne Mutter regieren, und wenn seine leibliche Mutter stirbt, adoptiert er eine andere. Zu den Vorrechten der weiblichen Krieger gehört es auch, daß sie,

wenn zum Tode verurteilt, nicht öffentlich hingerichtet werden dürfen. Die Hinrichtung wird stets von weiblichen Offizieren innerhalb der Palastes vollzogen, und kein Mann darf dabei zugegen sein.

Von den Hinrichtungen, oder richtiger gesagt Mezeleien, welche in Dahome stattfinden, haben alle Reisenden, welche das Land besuchten, grauenhafte Einzelheiten berichtet. In der Hauptstadt Abomeh befindet sich in der Mitte eines großen Platzes gegenüber dem königlichen Palaste und den Amazonenkasernen ein unscheinbares Häuschen mit gewölbtem, von Säulen getragenen Dach — das ist der für die Menschenopfer bestimmte Tempel, in welchem schon ungezählte Tausende von Verbrechern und Kriegsgefangenen umgebracht worden sind. Ein holländischer Kaufmann, der in Abomeh Zeuge der Kreuzigung eines schwarzen Missionärs war, schildert die Menschenopfer, die er gesehen, folgendermaßen: Nachdem der König auf einem großen Gerüst, das auf dem Marktplatz errichtet worden, unter seinem Sonnenschirm sich niedergelassen, wurden die Opfer herbeigebracht, welche geschlachtet werden sollten, weil der König in einem kurz vorher gefühlten Erdbeben eine Mahnung des Geistes seines Vaters erblickte, in der Darbringung der Menschenopfer nicht so lässig zu sein. Man hatte 24 Personen in Körben so festgebunden, daß nur die Köpfe hervorragten, und warf sie nun von dem Gerüst herab, unter das Volk, welches sich darum raufte, wer den armen Opfern die Köpfe abschneiden sollte, da für jeden Kopf eine Belohnung in Kauris gezahlt wurde. Als der französische Schiffskapitän Vallon von Dialmath in Dahome als Gesandter weilte, wurde nach einem Manöver, welches die Amazonen vor den fremden Gästen aufgeführt hatten, etwa ein Dutzend Gefangene herbeigeschleppt, welche zu Ehren des Gesandten hingerichtet werden sollten. König Ghézo hat um Entschuldigung, daß er wegen der schlechten Zeiten nicht mehr bieten könne, und er hielt es für Bescheidenheit, als Vallon ihn bat, die Leute nicht hinrichten zu lassen. Nur durch die energische Drohung, daß er die Stadt sofort verlassen werde, wenn der König auf der Hinrichtung der Unglücklichen bestehende, erlangte der Gesandte, daß ihm der Anblick des blutigen Schauspiels, das man ihm bieten wollte, erspart blieb.

Die dritte Eigentümlichkeit Dahomes, der Schlangenkultus, beschränkt sich auf die Küste und ist nicht in das Innere des Landes eingedrungen. Seltsamerweise hat sich der Schlangenkultus gerade dort bis auf unsere Zeit erhalten, wo Dahome mit europäischer Zivilisation in Berührung trat: in Weida. Hunderte von Schlangen aller Größen werden dort im großen Tempel gefüttert, und es ist gar nicht selten, daß man in den Straßen Schlangen begegnet oder gar im Hause durch ihren Besuch überrascht wird.<sup>167)</sup> Solche Flüchtlinge aus dem Tempel werden dann stets durch einen der Priester zurückgeholt. Gefahr ist dabei nicht vorhanden, da unter den Schlangen keine giftigen sind — nur die nicht giftigen sind fetisch — aber selbst eine Boa Constrictor würde hier, wenn sie nicht gereizt wird, niemandem gefährlich werden, da die Schlangen so gut gefüttert werden, daß ein Angriff auf Menschen nicht zu befürchten ist. Alles dies klingt um so befremdender, als man gewöhnt ist, Weida als englischen Besitz zu betrachten, weil die Stadt auf allen Karten als solcher verzeichnet ist, aber darin liegt eben der Irrtum: aus den Forts, welche Franzosen, Engländer und Portugiesen früher hier errichtet haben, längst sich nicht der Schluß ziehen, daß ihnen irgend welche Hoheitsrechte über die Küste zustanden. Der König von Dahome hätte die Errichtung von Forts an seiner Küste gewiß nicht gestattet, wenn er in derselben nicht eine Ehrenbezeugung gesehen hätte.<sup>168)</sup> Als für den Seeverkehr ruhigere Zeiten kamen, als die Gefahren, die ihn in den Tagen des Faustrechts bedroht hatten, verschwanden, und als schließlich auch der Sklavenhandel aufhörte, gaben England und Frankreich ihre Forts auf, und so gern das letztere in dem Lande festen Fuß fassen möchte, so hat es doch bisher jeden Versuch dazu sorgfältig vermieden. Das Königreich mit seinen seltsamen Einrichtungen und seiner unleugbar guten und strammen Verwaltung ist ein *noli me tangere* geblieben, und es sorgt selbst dafür, daß es ein solches auch fernerhin bleibt und seine natürliche Schutz-

<sup>167)</sup> Richard F. Burton, A mission to Gelele, king of Dahomey. — Forbes, Dahomey and the Dahomans. Being the journals of two missions to the king of Dahomey etc. Paris, Baudrys European Library, 1851. — Richard Oberländer, West-Afrika vom Senegal bis Benguela. Leipzig, Otto Spamer, 3. Auflage, Seite 222.

<sup>168)</sup> Siehe: Im Lande der Amazonen. Kölnische Zeitung, 1881, 22. März, N. 88, zweites Blatt.

wehr, die Sümpfe, welche es gegen die Meeresküste abschließen, auch fernerhin den Zugang in das Innere erschweren.

Die Stadt Weida liegt  $3\frac{1}{2}$  Kilometer von der Küste entfernt, jenseits der Lagune, welche wiederum ein Sandstreifen von 1 Kilometer Breite vom Meere trennt. Der Weg zur Stadt führt abwechselnd über festen Boden und durch Sumpf, und man muß scharf darauf achten, daß man nicht mit Alligatoren Bekanntschaft macht. Die Erbauung einer hölzernen Brücke, welche über den Sumpf hinweg führen würde, wird von Dahome hartnäckig verweigert, obwohl sie eine sehr gute Einnahmequelle bilden könnte. So bleibt Weida unnahbar wie bisher inmitten seiner Sümpfe, darin ebenso konservativ wie die Portugiesen im Behaupten des verfallenen Forts, in welchem sich 30 Mann Besatzung und einige Vorderladegeschütze befinden. Die Ruinen des französischen Forts wurden von Régis ains & Comp., jene des englischen von F. & N. Swanzy in eine Faktorei umgewandelt, die letztere Firma trat jedoch bald ihre Gebäude dem Hamburger Hause C. Gödel ab.



Landschaft am Kamerun-Fluß.

„Die Portugiesen,“ sagt Zöller, „werden von den Negern als diejenige Nation angesehen, welche ihnen am meisten ähnlich ist,“ aber ihr Handel bleibt dennoch weit hinter jenem der Deutschen und Franzosen zurück. Einst war die portugiesische Faktorei Njuda der erste Handelsplatz in Dahome, aber ihre Bedeutung sinkt von Jahr zur Jahr mehr. Ein freundlicheres Bild bietet das ostwärts an Dahome grenzende Porto-Novo, die Hauptstadt des gleichnamigen Königreiches, welche etwa 30 000 Einwohner zählt. Porto-Novo wurde schon 1863 unter französisches Protektorat gestellt und dieses, nachdem es 1874 aufgehoben worden, 1882 aufs neue bestätigt.<sup>169)</sup> Heute ist Porto-Novo einer der bedeutendsten Handelsplätze an der Küste von Ober-Guinea, vielleicht bedeutender als Lagos, der größte englische Platz an der Gold- und Sklavenküste.

<sup>169)</sup> Ein genaues Bild der dortigen Handelsverhältnisse fehlt, da die französische Kolonialhandelsstatistik die Verkehrszahlen von Porto-Novo in der Generalübersicht des westafrikanischen Handels nicht spezifiziert.

Die Stadt Lagos liegt auf einer Insel zwischen dem Meere und einer Lagune, inmitten mehrerer kleinerer, mit üppiger Vegetation bedeckten Inseln, etwa 24 Kilometer vom Festlande entfernt. Obwohl man die Mangrovwälder, die Brutstätten des Sumpffiebers, weithin ausgerodet hat, sind die sanitären Verhältnisse der Stadt immer noch sehr unbefriedigend. Vom April bis September wehen beinahe täglich sehr heftige



Dualla.



William Wilson aus Hicorytown.



Dualla.



Alter Fetischer aus Aquatown.

Cornados, wogegen in den völlig regenlosen Monaten November bis Februar nur bei Tage ein leichter West oder Nordwest weht, bei Nacht aber völlige Windstille herrscht. Der gesündeste Monat ist der Januar, in welchem der Harmattan weht, der die durch die Waldbrände in Inner-Afrika entstandenen Rauchwolken mit sich bringt. Die mittlere Temperatur ist 20 bis 22° C.

Die Kolonialverwaltung hat keine Mühe gescheut, um den Europäern den Aufenthalt in der Stadt erträglicher zu machen, und es ist ihr in der That gelungen, Lagos einen europäischen Anstrich zu verschaffen, durch den es sich vorteilhaft von allen Küstenplätzen bis hinab nach Mossamedes unterscheidet. Die Stadt besitzt breite, gepflasterte Straßen und große Plätze, die bei Nacht beleuchtet sind, und das ehemalige verrufene Sklavenhändlerneß ist durch englische Energie nicht nur ein lebhafter Handelsplatz geworden, sondern kann sich auch einer solchen Menge von Bildungsanstalten rühmen, wie man sie in Afrika nicht zu finden erwartet. Das Christentum hat zwar bisher unter den Ibo, einem Stamm der Yoruba-Neger, welche die Mehrzahl der etwa 120 000 Köpfe zählenden eingeborenen Bevölkerung bilden, erst sehr geringe Fortschritte gemacht, aber die Missionäre sind unermüdetlich in Gründung von Schulen, und die verschiedensten Konfessionen wetteifern hier in dem Bestreben, dem Christentum und der Zivilisation neuen Boden zu gewinnen<sup>170)</sup>.

Lagos ist erst seit dem 6. August 1861 englische Kolonie, nachdem es vorher lange genug unter portugiesischem Schutz einer der Hauptexporthäfen für den Sklavenhandel gewesen war. Heute sind die bedeutendsten Ausfuhrartikel Palmöl und Palmkerne, Baumwolle (jedoch eine schlechtere Sorte als jene von Angola), Sefamsamen, Ingwer, Indigo, Mais, Erdnüsse, Wachs und Elfenbein, die Haupteinfuhrartikel Genever, Rum, Gewehre, Pulver, Baumwollstoffe, Salz, Tabak und Zigarren, daneben auch noch die von Sansibar kommenden Kaurimuscheln, welche auch hier die Münze der Eingeborenen bilden. Deutschland ist nächst England am Lagoshandel am meisten beteiligt und sein Anteil ziemlich so groß wie jener aller anderen Länder, England ausgenommen. Der deutsche Handel ist bedeutend gestiegen, seitdem die deutsche Firma C. Wörmann in Hamburg eine regelmäßige direkte Dampferverbindung zwischen Hamburg und der Westküste Afrikas geschaffen hat, wogegen der englische Handel dort seit einigen Jahren bedeutend zurückgegangen ist. Vor 8 Jahren bestanden in Lagos 15 Handelshäuser, welche 20 Dampfer unterhielten, und der Handel war überwiegend in englischen Händen. Jetzt giebt es in Lagos nur 3 englische Firmen, dagegen 3 deutsche, 3 französische, 4 portugiesische und 2 Faktoreien von Eingeborenen, welche in direktem Verkehr mit Europa stehen. Deutschland importiert hauptsächlich Rum, Genever (zusammen 700 000 bis 800 000 Gallonen) und Salz. In der Ausfuhr des Palmöls und der Palmkerne sind England und Frankreich nahezu gleichmäßig beteiligt, wogegen Deutschland dabei (mit etwa  $\frac{1}{3}$  der englischen Ausfuhr) erst in dritter Reihe kommt. Man hat versucht, in der Kolonie eine Palmkernfabrik zu errichten, aber dieselbe rentierte nicht und stellte ihre Thätigkeit bald ein. Auch andere Versuche, in Lagos eine Industrie ins Leben zu rufen, haben keine nennenswerte Resultate erzielt. Die Industrie von Lagos beschränkt sich heute auf die Erzeugung von Schmuckgegenständen aus Leder, Schnitzereien, Strohgeflechten, Thonwaren und eine nicht bedeutende Erzeugung von Farben aus Farbhölzern.<sup>171)</sup>

Von der Küste, welche von Lagos sich ostwärts zieht, bis zum Rio del Rey, sowie vom Unterlauf des Niger und dem Binuë bis Ibi hat England im Juni 1885 Besitz ergriffen und dadurch seinen bereits auf der Afrikanischen Konferenz gewährten Ansprüchen Ausdruck verliehen.

In dem östlich von Lagos an der Benin-Mündung gelegenen Gebiet hatte das Hamburger Haus G. L. Gaiser von Lagos aus Verbindungen angeknüpft, und am 23. Januar 1885 erschien dort der Generalkonsul Dr. Nachtigal mit der „Möve“, um sich über die Verhältnisse zu unterrichten. Die Küste war noch völlig unbekannt. Schiffe von 8 bis 10 Fuß Tiefgang können nirgends näher als bis auf 2 oder 3 Seemeilen ans Land herankommen. Man fand die Ufer dicht bevölkert, Dorf reihte sich an Dorf. „Die braunen Dächer der Negerhäuser erinnerten an Norddeutschland, und man hätte sich, wäre nicht an der einen Seite die offene See gewesen, an die Ufer der untern Elbe versetzt denken können.“ Dr. Nachtigal landete bei dem Dorfe Gogoro und fuhr am folgenden Tage durch die Lagune und eine Menge schmaler Kanäle nach dem 7 Stunden entfernten Dorfe Mahin, der Residenz des Königs Amapetu. Dieselbe ist sehr weitläufig gebaut, aber die Häuser sind sauber, die Wege und Pflanzungen gut gehalten, und alles atmet ein hohes Maß von

<sup>170)</sup> Hermann Soyauz, *Als Lagos*. — „Aus allen Weltteilen“, 1877, VIII. Band, Seite 334.

<sup>171)</sup> Siehe Kapit. Rabenhorst, „Lagos“. „Weltpost“, 1882.

Ordnung und Wohlstand.“ Von Mahin gelangt man im Ruderboot in etwa 8 Stunden nach Aboto, und von dort in 3 Stunden zu dem landeinwärts gelegenen Marktplatz Atidjere, zu welchem die Engländer einen Weg durch den Wald geschlagen haben. In Itebu, 1<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Stunde hinter Atidjere, residiert Mõnuwa, Amapetus Bruder. Das ganze Gebiet steht nun unter englischem Schutz; Deutschland hat auf die von Dr. Nachtigal vollzogene Erwerbung verzichtet.<sup>172)</sup>

Der Niger ist nächst dem Kongo die wichtigste Wasserstraße West-Afrikas, da er die reichen Sudanländer dem europäischen Handel zugänglich macht. Schon zu den alten Griechen waren Nachrichten von ihm gedrungen, aber was Herodot<sup>173)</sup> und später Ptolemäus<sup>174)</sup> über ihn berichten, zeigt nur, daß sie eine sehr unklare Vorstellung von dem Flusse hatten. Die ältesten Geographen hielten den Niger für identisch mit dem Nil, und erst später kam für den großen Fluß im Innern Afrikas der Name Niger auf. Das Mittelalter trug trotz der Handelsverbindungen der Araber mit Inner-Afrika so gut wie nichts zur Vermehrung der Kenntnisse vom Niger bei und hielt an dem schon im Altertum vorhandenen Glauben fest, daß der Niger seinen Ursprung aus einem See im Innern nehme. Noch Sebastian Münster läßt ihn aus einem bis zum Äquator reichenden Landsee entspringen, nach Norden fließen, dann unter der Erde verschwinden und erst 60 Meilen weiter wieder zum Vorschein kommen, worauf er den See von Leone und den großen See von Subur durchfließt und in 3 Armen in den Atlantischen Ozean mündet.<sup>175)</sup> Noch auf Karten aus dem vorigen Jahrhundert finden wir einen großen Binnen-See verzeichnet, aus welchem der Nil fließt, der sich bald in den weißen und schwarzen Nil teilt, deren letzterer mit dem Niger der älteren Karten identisch ist und sich in den Atlantischen Ozean ergießt. Andere Karten verwechseln den Niger mit dem Senegal, und Johann Heinrich Zedler bestreitet in seinem 1740 in Leipzig erschienenen Universal-Lexikon auf Grund der Aussagen von Kaufleuten, „welche in diese Länder gereiset sind“, ganz entschieden die Richtigkeit der Behauptung des Ptolemäus, daß der Niger einen Arm ostwärts sende.<sup>176)</sup> Einige Klarheit erlangte man erst durch Mungo Parks Reise.<sup>177)</sup> Man wußte nun, daß der Niger von Westen nach Osten strömte, aber über seinen fernern Lauf gingen die Ansichten noch sehr auseinander. Während die einen ihn mit dem weißen Nil identifizierten, andere ihn in einen großen Binnensee münden ließen, Mungo Park selbst ihn mit dem Zaire verwechselte, traf schon damals der deutsche Kartograph Ch. G. Reichard allein das Richtige, indem er annahm, daß der Niger ein Knie bilde und dann südwärts dem Golf von Guinea zusieße. Mungo Park fand auf seiner zweiten Nigerreise bei Bussa den Tod, aber die Bahn war nun gebrochen, und eine Entdeckungsreise folgte rasch der andern. Hornemann, Oudney, Clapperton, Denham, Laing, Caillé und die Gebrüder Lander besuchten den Fluß, und die letzteren kamen auf ihrer zweiten Reise 1840 bis in die Nähe von Bussa, wo Mungo Parks Boot gescheitert war. Der Glaube, daß der Niger in einem See im Innern verschwinde, war beseitigt, die Verbindung zwischen seiner Mündung und der Quelle hergestellt.

Die große Bedeutung, welche der Strom als Handelsstraße besitzt, verdankt er den reichen und gut bevölkerten Ländern, welche sowohl von ihm als von seinem bedeutendsten Nebenfluß, dem Binuë, durchströmt werden. Von besonderem Interesse für uns sind die Haussastaaten am Binuë, welche noch ein völlig

<sup>172)</sup> H. Jöller, Das Mahin-Gebiet. Kölnische Zeitung, 1885, No. 114, 115.

<sup>173)</sup> Herodot erzählt, daß 5 Jünglinge der Nafamonen, eines in der großen Syrte wohnenden Volkes, in das Innere Afrikas einzudringen versuchten und über mehrere Seen zu einer großen, von schwarzen Menschen bewohnten Stadt kamen, an welcher vorbei ein großer Strom, in dem sich viele Krokodile aufhielten, von Osten nach Westen floß.

<sup>174)</sup> Ptolemäus kennt in Inner-Afrika bereits 2 große Flüsse, Nigir und Gir, deren ersterer vom Gebirge Thala nordwärts zum See Nigritis läuft. In neuerer Zeit hat Knödel nachzuweisen gesucht, daß unser Niger dem Ptolemäus gar nicht bekannt war und daß dessen Niger in der Sahara gesucht werden müsse. Knödel, Der Niger der Alten. Glogau, C. Flemming.

<sup>175)</sup> Eine Verbindung zwischen Nil und Niger kennt Sebastian Münster nicht, dagegen nimmt er eine solche zwischen Senegal und Niger an.

<sup>176)</sup> Auf den Ursprung zweier Flüsse aus einem See weist auch eine Stelle in Camoens Lustaden hin: „Sieh den See, des Wellen zum Nil und zum Coanza rauschend schwellen“, X, 93.

<sup>177)</sup> Mungo Parks Reisen in Afrika. Neu bearbeitet von Fr. Steger. Leipzig, Karl B. Lortz, 1856, Seite 132.

unbekanntes Gebiet von unseren Besitzungen am Kamerun trennt. Diese durch deutsche Reisende uns schon längst bekannt gewordenen Länder sind das Ziel, nach welchem hin unser Kamerunbesitz in den folgenden Jahren voraussichtlich ausgedehnt werden wird, um auch dem deutschen Handel ein bequemes Eingangsthor zu dem von Franzosen und Engländern jetzt so viel umworbenen Sudan zu eröffnen. Dort liegt das zuerst von Barth besuchte Adamaua mit der Hauptstadt Nola, eine Provinz des mächtigen Hausa-Staates Sokoto, dessen muhammedanische Fulbe-Bevölkerung mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft über die heidnischen Stämme auch dem Islam immer neues Gebiet erobert.

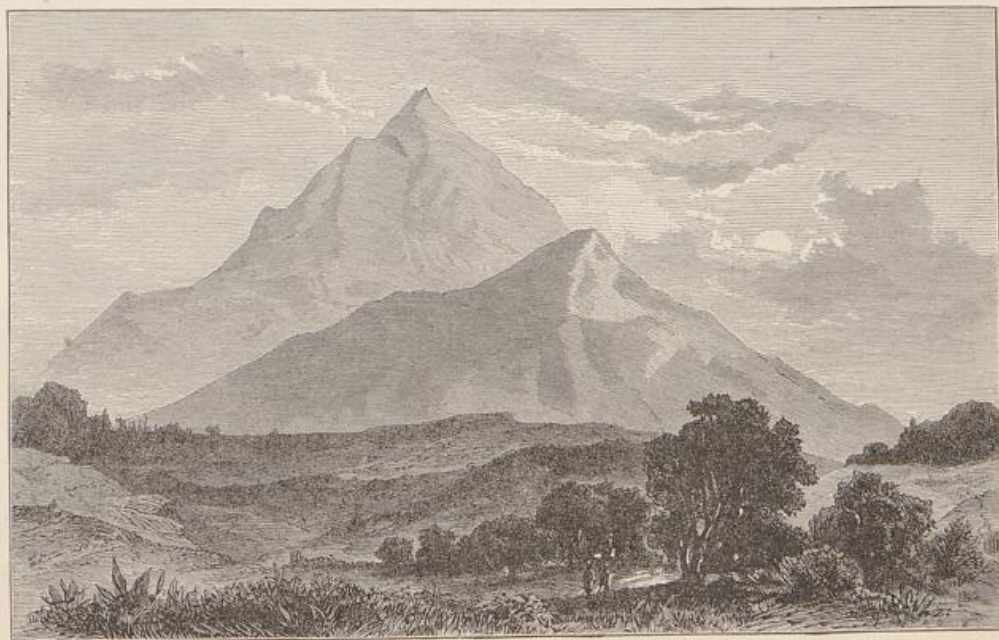
Robert Flegel, der Entdecker der Vinuë-Quellen, schildert die Vinuë-Länder als sehr fruchtbar und als reich an Produkten aller Art. Die Bevölkerung sei eine dichte, so daß der Kaufmann ein gutes Absatz-



Vegetation am Kamerun.

gebiet für europäische Waren finden werde. „Diese reichen Gebiete, namentlich diejenigen südlich vom Flusse auszubeuten, dem Vordringen der Fulbes ein Ziel zu setzen und die volkreichen Gegenden vor allmählicher Entvölkerung durch blutige Kriege zu bewahren, die Menschen hier zur Arbeit heranzuziehen, daß sie den Wert und Nutzen derselben für sich und die Welt kennen lernen, und dieses alles nicht allein aus philanthropischer Absicht, sondern zum eigenen Nutzen nicht minder, wie zu dem des Vaterlandes, das wäre eine Aufgabe, würdig der Männer unserer Tage, eine Arbeit, deren Ausführung wenigstens nicht dem kommenden Geschlecht im nächsten Jahrhundert überlassen zu werden brauchte. Ein solches Unternehmen könnte allerdings nur von einem Volk durchgeführt werden, welches feste Rückhalte in blühenden Kolonien an der Westküste

besäße. Als geeignetster Ort für diese und um Fuß zu fassen in West-Afrika, erscheint das Kamerungebirge.<sup>178)</sup> Der Hauptweg nach den Binné-Ländern ist der Niger und Binné, aber außerdem führt zu denselben der Alt-Kalabar-Fluß und vielleicht auch der Kamerun. Unsere wichtigste Aufgabe an der Westküste Afrikas ist daher in der nächsten Zeit die Herstellung einer direkten Verbindung zwischen Kamerun und Adamaua. Robert Flegel hat festgestellt, daß das Gebirge, aus welchem die weithin schiffbaren südlichen Zuflüsse des Binné kommen, für Handelsniederlassungen vortrefflich geeignet ist. Vor allem gilt dies von dem mächtigen, mit dem Kamerun zusammenhängenden Scheidegebirge, von welchem alle Zuflüsse des Faro, des bedeutendsten Nebenflusses des Binné kommen. Das plateauartig langsam nach Süden sich senkende Gebirge ist nach Robert Flegels Meinung „für deutsche Unternehmungen von großer Bedeutung, da in der hochgelegenen



Der kleine Kamerun.

Gegend und dem gesunden Bergklima die Arbeit für Europäer leichter werden muß als in den Küstenniederungen oder an den Flußufeln selbst.“ Dort öffnet sich daher dem deutschen Handel ein weites Feld, und durch die Eröffnung einer Straße zwischen Binné und Kamerun erlangt das deutsche Gebiet an letzterem erst Wert und Bedeutung, da sich dann aus den jetzigen kleinen Ansätzen ein geschlossenes großes Kolonialgebiet entwickeln kann, welches reiche Ausbeute verspricht. Von solchen Gesichtspunkten betrachtet, erscheint aber auch die vom Fürsten Bismarck auf der Berliner Konferenz vorgeschlagene Handelsfreiheit auf dem Niger als höchwichtig für die Entwicklung des deutschen Handels in Afrika. Die Nigermündungen sind vollständig in den Händen der Engländer und ohne Handelsfreiheit auf dem Niger wäre den deutschen Niederlassungen, welche über kurz oder lang am Binné entstehen werden, die Lebensader unterbunden. Nun aber steht dem deutschen Handel eine bequeme Straße nach den Binné-Ländern zur Verfügung, von denen aus dann später das nicht minder wichtige Projekt des Vordringens von den Binné-Quellen gegen den Kongo zur Ausführung

<sup>178)</sup> Vortrag Robert Flegels im deutschen Kolonialverein in Frankfurt a/M. am 16. Oktober 1884.

gebracht werden kann, und im freiem Wettbewerb mit den anderen Völkern können wir teilnehmen an der Ausbeutung der Schätze des westlichen Sudan, für welche von der großen Wüste bis fast zum Äquator hin der Niger-Vinuu der natürlichste Abfluß ist,<sup>179)</sup> und können bequem die Erzeugnisse unserer Industrie nach den Hauptmärkten des westlichen Sudan bringen. Möge daher recht bald zur Wirklichkeit werden was Robert Flegel in seinem oben zitierten Vortrag im deutschen Kolonial-Verein als seine feste Überzeugung erklärte: daß die deutsche Flagge einst auch am Vinuu wehen werde, an dem einen der beiden Flüsse, die allein einen großen Verkehr mit Zentral-Afrika ermöglichen! Möge Flegels neueste Reise zu einer bahnbrechenden sich gestalten, damit Deutschland, von dessen Söhnen so viele bei der Erschließung Afrikas als Märtyrer gefallen, nicht leer ausgehe bei der Ernte der Früchte ihrer blutigen Ausfaat!

Der Niger bietet der Schifffahrt bei weitem keine solchen Hindernisse wie z. B. der Kongo, der Senegal und andere afrikanische Flüsse. Katarakte, welche die Schifffahrt hemmen, kommen auf seinem ganzen Lauf nicht vor, und man hat nur mit Sandbänken und Untiefen zu kämpfen, von denen überdies viele nur bei niedrigem Wasserstand in Betracht kommen. Das Delta, welches der Niger bildet, hat an Größe und Verzweigung der Arme nicht seines gleichen. Es ist, als könnte der Fluß den Moment nicht erwarten, in dem er das Meer erreichen wird. Das Delta, welches durch die Schlammablagerungen immer weiter ins Meer vorrückt, ist ein mit dichtem Wald bedeckter Sumpf, der verderbliche Miasmen erzeugt, in welchem aber auch eine Vegetation vorhanden ist, wie sie gleich üppig nur an wenigen anderen Orten der Erde angetroffen werden dürfte. Der Wollbaum wird hier bis 100 Fuß hoch und Baobabstämme mit 40 Fuß Durchmesser sind keine Seltenheit. Auffallend ist es, daß gerade an dem ungesundesten Orte im Delta, in Akraffa in der Tuum-Mündung, stets eine verhältnismäßig große Zahl Europäer vorhanden ist.

Deutsche Kaufleute — O'Swald in Hamburg — sind durch das Klima veranlaßt worden, eine Faktorei, die sie im Delta errichtet hatten, aufzugeben, weil die Verluste an Menschenleben zu groß wurden. Man darf übrigens, wie Robert Flegel behauptet, die große Sterblichkeit in diesen Gebieten nicht kurzweg dem Klima zuschreiben, denn die Ursache derselben ist mehr „in unvernünftigen Ausschweifungen aller Art, Geschlechtskrankheiten und ewigen Kriegen zu suchen.“ Die feindselige Haltung der Eingeborenen hat lange Zeit die Anlage von Faktoreien in Niger-Delta verhindert, und es ist der „United African Company“ nicht leicht geworden, dort sich festzusetzen. Am Upper River hat das Vordringen der mohamedanischen Hausa in Gebiete, in denen in den dreißiger Jahren wilde Heidenstämme hausten, jetzt einen friedlichen Verkehr ermöglicht und den Handel auf andere Wege gelenkt. So wurde z. B. früher Elfenbein über Kuka (Bornu) und Kano (Sokoto) auf Kamelen ans Mittelmeer gebracht, jetzt aber sind Egan am Niger und Loko am Vinuu Hauptstapelplätze des Elfenbeinhandels.

Die Bevölkerung im Niger-Delta spricht mit geringen dialektischen Abweichungen dieselbe Sprache und teilt sich in viele Stämme, die Edjo (zwischen Warri und Oguburi), Braß, Bonny, Abo u. s. w., sämtlich rohe Völker von häßlichem Aussehen, die überdies noch das Gesicht durch Hauteinschnitte entstellen. Die gefährlichsten waren zur Zeit, als England im Delta Fuß zu fassen begann, die Braßleute, welche großen Einfluß auf die Deltabevölkerung ausübten und auch heute noch unermüdlich gegen die Engländer intrigieren. Die „United African Company“ hat trotzdem schon etwa 50 Faktoreien am Niger errichtet, und außer ihr sind noch 7 Unternehmungen zu verzeichnen, darunter die „Société française d'Afrique équatoriale“ mit 7 Faktoreien.

Hier begegnen wir auch bei Bonny, im Alt-Kalabar u. s. w. einer Eigentümlichkeit der sogenannten Ölflüsse (so heißen die Flüsse, von denen aus vorzüglich Öl verschifft wird), den Hulks — alten abgetakelten

<sup>179)</sup> Brief Robert Flegels an Gottlob Adolf Krause, d. do. Abuttschi am Niger, 25. August 1885. Siehe „Das Ausland“, 1885, Seite 955.

Schiffen, welche im Flußbett verankert werden, und auf denen die Europäer sich häuslich einrichten, um nicht an dem ungesunden sumpfigen Ufer wohnen zu müssen. Der untere Schiffsraum dient als Magazin, das Zwischendeck als Kaufplatz, die Kabinen sind in Wohnzimmer verwandelt, und das mit einem Dach von Eisenblech oder von Raphiapalmwedeln gedeckte Hinterdeck wird als Speisesaal benutzt. Durch dieses Dach erhalten die Hülfs ein düsteres, fargähnliches Aussehen, welches hier vollkommen zu dem unheimlichen Lande paßt, in welchem die Menschenschlächterei noch ärger ist als in Dahome, und wo auch der Kannibalismus trotz aller Bemühungen der Missionäre immer noch seine Orgien feiert.

Wir wenden uns nun einem freundlicheren Bilde zu, dem äußersten Osten Ober-Guineas, wo Deutschland im schönen Kamerun den Grund zu einem ebenso entwicklungsfähigen Kolonialbesitz gelegt hat, wie ihn Frankreich bereits im äußersten Westen Ober-Guineas besitzt.

Vielleicht noch nie ist ein fremder Name in Deutschland so rasch und so allgemein populär geworden, wie der Name unserer Kolonie Kamerun,<sup>180)</sup> des deutschen Kamerun, wie es mit einer gewissen Vorliebe genannt wird. Es ist aber auch ein bezaubernd schönes Stück Erde, dessen Anblick man vom Bord des Schiffes genießt, welches von Westen her in die Meerenge zwischen dem Festland und der Insel Fernando Po einfährt. Da steigt zur Rechten der Pik von Fernando Po 10700 Fuß hoch über den Meeresspiegel empor, und zur Linken erhebt sich, schroff und steil vom Meeresufer emporstrebend ein riesiger Bergkegel, von dem sich nordwärts eine Höhe kegelförmiger Höhen ins Land hineinzieht. Das ist der 13700 Fuß hohe Mungo ma Eoba, der Berg des Donnerers, wie die umwohnenden Dualla ihn nennen — das ist unser Kamerun. Die beiden dicht bewaldeten Berge bilden ein Riesenportal, „eine gigantische Eingangspforte zum Herzen Afrikas“, und „die Meerenge breitet in tiefem Blau ihren Spiegel zwischen den beiden westafrikanischen Bergkönigen aus, deren Thron, gleichsam auf Saphir ruhend und mit rötlichen Schluchten umkleidet, sich in das Azurblau des Himmels erhebt, während die Häupter im Gold der tropischen Sonne glänzen.“<sup>181)</sup>

Je näher man dem Lande kommt, desto schöner wird das Bild. Die gewaltige Masse des Kamerun gliedert sich vor unseren Blicken, Hügel und Berge treten vor, und dunkle Schluchten wechseln mit im frischesten Grün prangenden Abhängen. Bis zu 3000 Fuß erstrecken sich die Ölpalmenwälder. Dann schlingt sich um den Berg wie ein breites Band die Region der Riesen-Farnkräuter, hinter welcher das kahle vulkanische Gestein hervorragt, und hellblinkende Schneefelder bilden hoch droben den Abschluß. Nach Südosten breitet sich längs der Biafra-Bucht ein flaches Sumpfland aus, dicht bewaldet und von vielen großen Flüssen durchströmt, welche ein gemeinsames riesiges Delta bilden. Die Mündung des eigentlichen Kamerunflusses ist 32 Kilometer breit und das ganze, aus sumpfigem Schwemmland bestehende Delta bedeckt einen Flächenraum von etwa 40 □ Meilen. Mitten durch strömt der Kamerun, der Madimba ma Dualla der Eingeborenen, in seinem obern Lauf Wuri genannt, und von allen Seiten ergießen sich breite, wasserreiche Ströme in sein weites Ästuarium. Von Süden entsendet in dasselbe der Edeasfluß einen Arm, den Quaqua, von Osten her kommen der Donga und Lungasi, von Norden der Mungo. Breite Seitenarme des Hauptstromes und eine Anzahl kleinerer Wasseradern, welche diesen mit den anderen Strömen verbinden, bilden ein labyrinthartiges Netz von Kanälen. Weit in die See hinaus macht die Strömung des Flußwassers durch die schmutziggelbe Farbe sich bemerkbar, welche die von den Flüssen mitgeführten Sand- und Schlamm Massen dem Seewasser verleihen. In der Regenzeit, wenn alle Ströme mächtig angeschwollen sind, treibt die Strömung nicht nur riesige Bäume, sondern auch losgerissene kleine Inseln mit aller auf ihnen befindlichen Vegetation ins Meer hinaus. Endlich treten die Ufer näher heran, das Flußbett wird enger und das ganze Landschaftsbild verändert sich.

<sup>180)</sup> Der Name Kamerun (englisch Cameroons) stammt von dem portugiesischen Worte camarão, Krabbe. Krabben kommen am Kamerun in großer Menge vor, und es ist daher leicht möglich, daß die Seefahrer, welche die Küste zuerst besuchten, sie nach denselben benannten. Möglicherweise verdankt die Benennung ihre Entstehung nur einer hier vorkommenden Art Krustentiere, welche für Krabben gehalten wurden.

<sup>181)</sup> Richard Burton, Abbeokuta and the Cameroons mountains. London, Tinsleys Library, 1863.

*Savaga*

Soweit man da längs der Ufer zu sehen vermag, erblickt man nichts als das einförmige matte Grün der Mangroven (*Rhizophora mangle* L.) und den schlammigen Boden unter ihren hoch hervorragenden Wurzeln. „Die wirkliche Erscheinung,“ sagt Buchholz, „übertrifft alle Vorstellungen, welche man sich davon gemacht hat. Da stehen, gleichsam auf hohe Stelzen gestellt, die zahllosen Stämme, oftmals 4 bis 5 Fuß hoch über dem Schlamm Boden erhaben, so daß man zwischen ihrem Wurzelwerk hindurchkriechen kann. Doch außer diesem



Eingeborene vom untern Kamerun.

den Stamm tragenden Säulenwerke erscheint das Ganze wie verwachsen durch die zahllose Menge der von allen Seiten aus den Stämmen und Ästen bis zu den kleinsten Verzweigungen herab hervorkommenden größeren und kleineren Wurzeln, die sich in unentwirrbarer Weise durchkreuzen, bald wie starke Säulen den Erdboden erreichen, bald wie gekrümmte Taue oder herabhängende Seile nach allen Richtungen ausgespannt sind, oft frei in der Luft endigen. Das Auge wendet sich verwirrt ab, in diesem vegetabilischen Labyrinth vergeblich nach einem Ruhepunkt suchend. Soweit es reicht, gewahrt es während der Ebbe zwischen diesem Wurzelwerke

*F. J. ...*

nur öden, schwarzen Schlammboden, denn kein anderes Gewächs kann hier gedeihen, da während der Flut diese Sümpfe meist von Wasser bedeckt sind.<sup>182)</sup> Nur vereinzelt ragen über die Mangroven an höher gelegenen Stellen Wein- oder Ölpalmen oder Gruppen von Pandanus hervor. Menschenwohnungen sind noch nirgends zu erblicken, aber an Leben fehlt es der Landschaft trotzdem nicht. Am Ufer stehen auf Beute lauernd grau oder weiß gefiederte Reiher, große Entenscharen schwimmen auf dem Wasser, auf den Sandbänken wimmelt es von Flamingos und Pelikanen, und auf den Ästen der Mangroven erblicken wir den Schattenvogel (*Scopus umbretta*) und blauschimmernde Eisvögel. Über dem Wasser schwebt der Geierseeadler (*Gypohierax angolensis*) und zuweilen ertönt der mächtige Flügelschlag des Schopfadlers, der plötzlich mit Blitzesschnelle herabschießt und sich des Opfers, das er sich ausersehen, bemächtigt.



*2*  
*24. Juli*  
*...*

Blick auf den Kamerun vom Helenenberge.

Erst wenn man das Mündungsgebiet des Kamerun, welches mehr einem in viele kleine Buchten zerrissenen Meerbusen als einem Flusse gleicht, hinter sich hat und eine Strecke weit im eigentlichen Fluß, welcher immer noch eine halbe Meile breit und genügend tief ist, um große Seeschiffe zu tragen, hinaufgefahren ist, stößt man zunächst auf Spuren menschlicher Thätigkeit und dann auch auf Menschenwohnungen. Hier und da bemerkt man zunächst an einer höhern Uferstelle eine Hütte, welche Fischern auf ihren Fahrten nach dem Delta als Ruheplatz dient, und endlich tritt auf dem allmählig höher ansteigenden linken Ufer aus dem Grün der umgebenden Palmen und Bananen ein Negerdorf hervor, an das sich nun in rascher Folge andere Dörfer von gleichem Aussehen anreihen. Im Flusse selbst aber liegen, hart am Ufer verankert, abge-

<sup>182)</sup> Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von Carl Heinersdorff. Leipzig, J. A. Brockhaus, 1880, Seite 89.

tafelte Seeschiffe, die uns schon bekanten Huls, und über dieselben hinweg schweift der Blick des Ankömmlings zu den stattlichen Gebäuden in europäischer Bauart hinüber, über welchen als freundlicher Willkommengruß die deutsche Flagge weht. Wir sind bei der ersten der unter deutschen Schutz gestellten Ansiedelungen angelangt und befinden uns, sobald wir das Land betreten, auf dem Grund und Boden des Königs Bell, eines der vielen Negerkönige Afrikas.

Die an der Biafra-Bai wohnenden Völker gehören sämtlich zum Bantustamme, sprechen aber verschiedene Dialekte und unterscheiden sich wesentlich eines vom andern durch ihre Lebensweise, ihre Sitten und Gebräuche. Unmittelbar an den Ufern des Kamerun wohnen die Dualla, das Handelsvolk per excellence unter den Kamerunvölkern, welche den Vorteil wohl auszunutzen verstehen, den ihnen ihre Wohnsitze an der Flußmündung bieten. Sie haben den ganzen Handel monopolisiert, und die Kaufleute können augenblicklich noch bloß durch ihre Vermittelung mit den Stämmen im Innern verkehren, aus deren Gebiet das Elfenbein, Palmöl, die Palmkerne und Erdnüsse kommen, welche den Haupthandelsartikel am Kamerun bilden. Die Duallas wohnen in großen, freundlich aussehenden Dörfern, welche sich durch die Reinlichkeit, welche überall, sowohl in den Straßen als in den Häusern herrscht, auszeichnen. An die Stelle der Lehmhütten, welche anderen Negerstämmen zur Wohnung dienen, sind Hütten aus Flechtwerk getreten, deren Wände mit den Schalen der Bananenstämme überkleidet sind, und das schräg aufsteigende Dach ist mit Palmenblättern bedeckt. Die Hütte ruht auf einem 2 bis 3 Fuß hohen Untergrund von festgestampftem Lehm. Der Eingang befindet sich in der Mitte der Frontseite und kann entweder durch Matten oder durch eine Bretterthür verschlossen werden, bleibt jedoch tagsüber stets offen, da Fenster nicht vorhanden sind, Licht also nur durch die Thür eindringen kann. Eine Familie bewohnt gewöhnlich mehrere Hütten, die aneinander gebaut sind. Eine bewohnt das Familienhaupt, andere sind seinen Weibern und Kindern eingeräumt oder werden als gemeinsamer Kochraum der Familie benutzt.<sup>183)</sup> „Ist dieses die Norm,<sup>184)</sup> so findet doch eine große Variation beim Hüttenbau statt. Einflußreichere Neger, so auch die Kings, haben sich von den durch die Europäer eingeführten Planken hölzerne Häuser mit großen Fenstern, einer Thür, welche sich in Angeln dreht, und Veranda gebaut, die auf mannshohen, über der Erde sich erhebenden Pfählen ruhen und mancherlei Komfort der Weißen, wie Sofa, Kommode, kleinere Schränke bergen. In diesem Fall bewohnt der Mann mit seiner von ihm bevorzugten Ehefrau dies Haus, während seine Familie (die Polygamie steht hier in der schönsten Blüte) ihren Aufenthalt in der vis-à-vis gelegenen, oft äußerst langen Hütte mit vielen Thüren und abgetheilten Räumen hat. In der nächsten Umgebung der Hütte finden wir Öl- und Kokospalmen (*Elaeis guineensis* & *Cocos nucifera*), Mangobäume (*Mangifera ind.*) und Plantains. Plantain oder Pifang (*Musa sapientium*) ist stets ein Kulturgewächs und wird nach zwei Ernten behufs Vermehrung durch versetzte Sprößlinge, die vom abgekappten Wurzelstock ausgehen, erzielt. Nur vor der Hütte und auf dem von einer zur andern Behausung führenden Weg sieht der nackte Boden durch, sonst ist derselbe durch Gräser und Strauchwerk verdeckt, in welchem kurzbeinige Ziegen, langhaarige Schafe, spitzrüßelige Schweine auf der Jagd nach Ratten und Schlangen nebst kleinen Hühnern und großen Enten ihr Wesen treiben. Dazu kommen noch an Haustieren furchtsame Katzen und scheue, meist häßlich aussehende Hunde.“ Die Sklaven, welche die reichen Neger halten, leben nicht mit denselben unter einem Dache, sondern bewohnen bedeutend kleinere Hütten, welche hinter den Uferdörfern liegen. Die Sklaven, Buschnigger oder auch kurzweg Nigger genannt, besorgen mit den Frauen alle Arbeiten auf den Feldern und in den Plantagen, während die freien Männer sich ausschließlich dem Handel widmen. Obwohl der Boden an der Flußmündung nicht sehr ertragsfähig ist, so trifft man doch auch dort in der Umgegend der Dörfer mit Erdnüssen, Hams, Maniok u. s. w. bebaute Felder; etwa eine Tagereise land-

<sup>183)</sup> Die deutsche Kolonie Kamerun. Landesbeschaffenheit, Pflanzen- und Tierleben, Jahreszeiten, Eigenschaften und Sitten der Eingeborenen und europäischer Handel in Kamerun. Nach eigener Anschauung geschildert von Dr. Ant. Reichenow. Berlin, Gustav Behrend, 1884, Seite 8.

<sup>184)</sup> Kamerun. Von Dr. Pauli. Petermanns Mitteilungen, 1885, 1. Heft, Seite 13.

einwärts aber beginnt bereits das Gebiet, in welchem der Ackerbau lohnender ist, und große herrliche Plantagen dehnen sich dort längs der Ufer aus.

Von der Kamerummündung aus sind bisher Europäer noch nicht tief in das Innere des Landes vorgedrungen. Die vielen Stromschnellen im obern Laufe aller durch das Kamerungebiet strömenden Flüsse bewirken, daß keiner weiter als 100 Kilometer landeinwärts schiffbar ist, und wo die Schiffbarkeit des Flusses aufhört, dort hört auch unsere Kenntnis des von ihm durchströmten Gebietes auf. Überdies haben bisher die Küstenbewohner sorgfältig darüber gewacht, daß kein Europäer in jene Gebiete gelangte, da sie fürchteten, dann ihr einträgliches Monopol des Zwischenhandels einzubüßen. Das letzte Stündchen desselben wird aber nun, da am Kamerun die deutsche Flagge weht, bald geschlagen haben, denn dem Interesse der Eingeborenen, das Binnenland den Europäern zu verschließen, steht ein ebenso großes Interesse der letzteren gegenüber, in das Innere vorzudringen. Der deutsche Besitz am Kamerun erlangt erst durch ein Hinterland Wert. „Die Europäer,“ äußerte sich Herr Thormählen in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg, „müssen selbst Zweigniederlassungen ins Innere vorschicken. Dann wird der Handel mit den Landesprodukten nicht nur eine ungeahnte Ausdehnung erlangen, sondern auch neue Absatzgebiete für europäische Waren werden geschaffen sein.“ Sogar unter den jetzigen hemmenden Verhältnissen steigt der Export und Import von Jahr zu Jahr, und in einem der Landesprodukte, in Palmkernen, hat sich der Export seit den siebziger Jahren sogar mehr als verdreifacht. Was ist da erst zu erwarten, wenn nach Aufhören der endlosen Fehden zwischen den einzelnen Negerstämmen der aus den Banden des Zwischenhandels befreite Verkehr auf gesicherten Straßen tief ins Innere hinein durch europäische Faktoreien vermittelt werden wird!

Der Handel an den Flußmündungen ist heute noch ausschließlich Tauschhandel, Ware wird gegen Ware gegeben, aber bei diesem Tauschhandel haben sich allerlei Usancen ausgebildet, welche von jenen im Tauschhandel mit anderen Negerstämmen abweichen. Für gewisse Waren sind die Tauschartikel ein für allemal bestimmt. So müssen z. B. die Schwarzen, welche Elfenbein zum Verkauf bringen, für dasselbe außer den Tauschartikeln, welche sie selbst auswählen können, stets ein Quantum Salz und Tabak annehmen, und andererseits ist der Preis der Lebensmittel, welche der Europäer einkauft, in Ermangelung gemünzten Geldes in gewissen Tauschartikeln festgesetzt, so daß z. B. für Eier Tabak, für Hühner Seife, für Ziegen Salz in Tausch gegeben wird. Man rechnet allgemein nach Kru. Ein Kru entspricht an Wert einem £ oder auch 10 Gallonen Palmöl und besteht aus 4 Kegg (kleine Tonnen), 1 Kegg aus 2 Piggen (Eimer) oder 5 Bar. Als „Standard“ des Handels gilt eine 8 Fuß lange, 1½ Zoll breite und ¼ Zoll dicke Eisenstange, deren 20 einem Kru gleich sind.<sup>185)</sup>

F 100 Kru  
 1 Kru  
 = 2 Kru  
 2 12 -  
 1/4 Zoll -  
 Waren

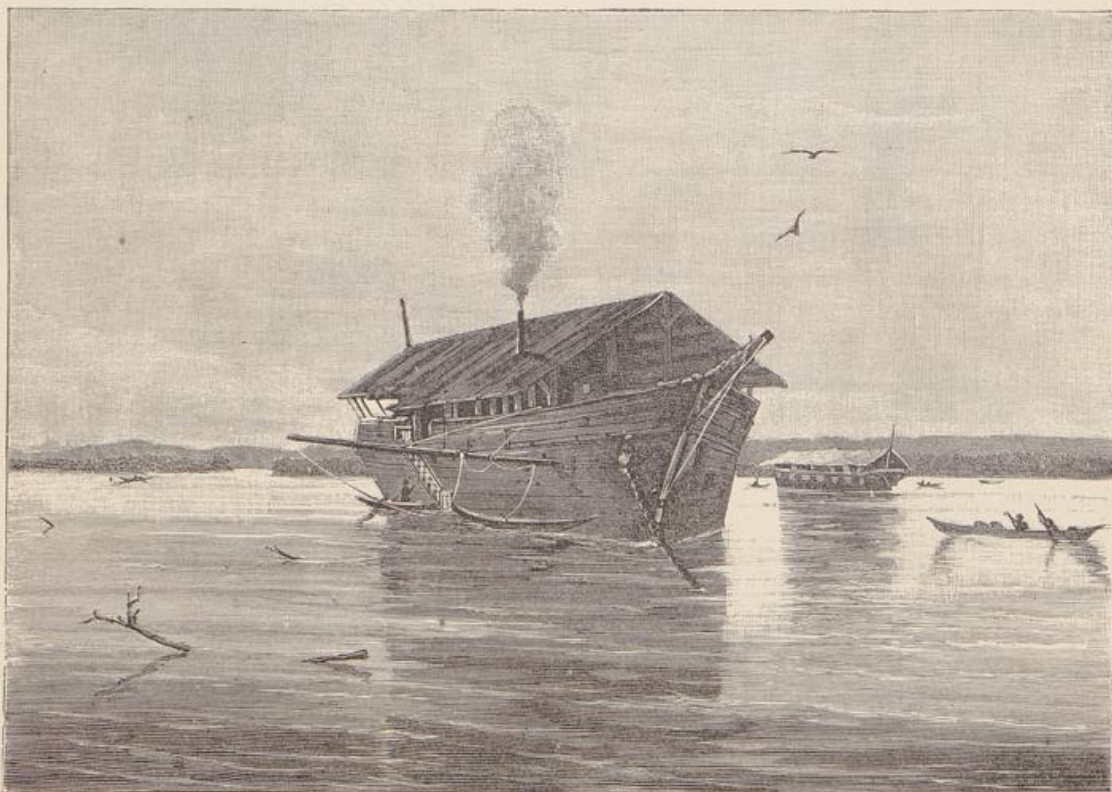
Die Eingeborenen bringen Palmkerne,<sup>186)</sup> Palmöl, Erdnüsse, Gummi und Elfenbein auf den Markt, wogegen die deutschen Kaufleute Baumwollstoffe, Waffen und Pulver, eiserne Töpfe, Beile, Glas- und Porzellanwaaren, Mundharmonikas, Nadeln, Knöpfe und Perlen und andere Kleinigkeiten, sowie Tabak, Spirituosen und Salz liefern. Der Handel war noch vor einem Vierteljahrhundert vollständig in den Händen englischer Kaufleute, und erst 1868 gründete die Firma C. Wörmann eine Faktorei am Kamerun, aber seitdem hat der deutsche Handel im Sturmeschritt sich das Terrain erobert, und heute sind C. Wörmann und Janßen & Thormählen die dominierenden Firmen.

Das Leben und Treiben in den Faktoreien und auf den am Ufer verankerten Hulks bietet tagsüber ein interessantes Bild. Bald nach Sonnenaufgang kommen die ersten Canoes an, in welchen die Eingeborenen ihre Erzeugnisse zum Austausch gegen europäische Waren bringen, und dann wird es rasch in der Faktorei oder auf der stillen Hulf lebendig, denn beim Abschluß von Geschäften mit Eingeborenen geht es stets sehr

<sup>185)</sup> Die Benennung Kru für dieses Maß dürfte von den Krunegern abzuleiten und zur Zeit des Sklavenhandels entstanden sein, als ein Kruneger mit etwa 1 £ bezahlt wurde.

<sup>186)</sup> Dr. Pauli, l. c. Seite 20. — Eine kurze, übersichtliche Zusammenstellung der auf den Handel in Kamerun bezüglichen Einzelheiten s. im Export, 1884, Nr. 36, Seite 362: Das Kamerungebiet, die neueste deutsche Kolonie.

geräuschvoll zu. „Mit großer Schlaueit und listiger Verschlagenheit, viel bramarbasierender Beredsamkeit und zäher Ausdauer suchen sie den Weißen zu übervorteilen,“ und stellen durch ihr Festhalten an ihren Forderungen die Geduld des Faktors auf eine harte Probe. Die Stellung eines solchen ist keine leichte. Er muß die kleinen Eigentümlichkeiten der Händler genau kennen, und darf namentlich ja nicht ungeduldig werden, wenn die Verhandlungen vielleicht schon stundenlang gedauert haben und er doch nicht um eines Haares Breite dem Abschluß des Geschäftes näher gekommen ist. In Zeiten, in denen der Handel am Kamerun sehr lebhaft ist, trifft noch die untergehende Sonne die lärmende, und lebhaft gestikulierende Schar vor den aufgestapelten Waren auf der Hulf oder in der Faktorei.

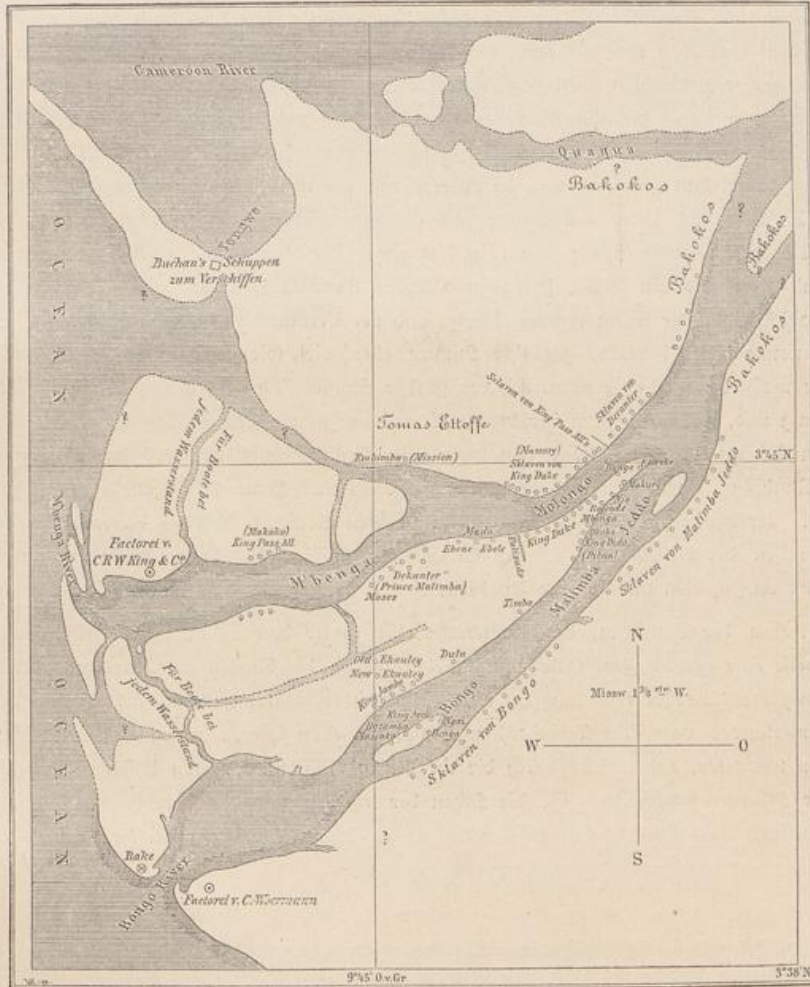


Eine Hulf im Kamerunfluß.

Da der Handel von den an der Kamerunmündung wohnenden Duallas monopolisiert ist, diese aber unter verschiedenen Häuptlingen oder Königen stehen, deren jeder sich einen möglichst großen Anteil am Handel mit den Europäern zu sichern bemüht ist, so kam es zu langwierigen Kämpfen, namentlich zwischen den beiden mächtigsten Königen Bell und Aqua, während welcher der Handel fortwährend stockte. Der englische Konsul hatte deshalb die Errichtung eines sogenannten Court of Equity durchgesetzt, durch welchen Streitigkeiten geschlichtet werden sollten, und sobald nicht Mißgunst gegen die deutschen Kaufleute mit ins Spiel kam, hat der Court of Equity meist erfolgreich gewirkt. Reibereien zwischen den einzelnen Dörfern ist schon dadurch möglichst vorgebeugt, daß das Gebiet im Innern, nach welchem die Unterthanen eines jeden einzelnen Königs Handel treiben dürfen, genau bestimmt ist. Das Gebiet, welches der Mungo und Abo durchströmen, ist die ausschließliche Domäne der „Bell-Leute“, wogegen die „Aqua-Leute“ den Handel mit den Stämmen am Wuri

und Lungasi monopolisiert haben. Weiter ins Innere dringen auch die Bell- und Aqua-Leute nicht ein. An den Monopolring, den ihre Niederlassungen um die Kamerummündung bilden, schließt sich landeinwärts ein zweiter, weiterer, indem z. B. die Wuri wiederum die ausschließlichen Vermittler des Handels mit den hinter ihnen wohnenden Budimans sind, welche ihrerseits zu den noch tiefer im Innern wohnenden Eudokos als Händler kommen u. s. w.

Zu den pekuniären Interessen, welche Anlaß zu Streitigkeiten geben, gesellt sich noch eine andere Rivalität zwischen König Bell und Aqua, deren Veranlassung in die graue Vorzeit der Dualla zurückreicht.



Karte von Malimba.

Der Sage nach soll Bela, der Urahn der jetzigen Bell-Leute, von Südosten her in das Kamerungebiet eingewandert sein, wo die Ureinwohner ihm und seiner Familie einiges Land überließen.<sup>187)</sup> In der Nähe eines Fischerdorfes, aus welchem mit der Zeit die jetzige König Aqua-Stadt emporwuchs, gründete er

<sup>187)</sup> Von ihm leitet auch König Bell seinen Namen ab und keineswegs von dem englischen Worte Bell, Glocke.  
Europas Kolonien. I

eine Niederlassung, aus welcher später die König Bell-Stadt entstand. Einer seiner Söhne nahm eine Eingeborene zum Weibe und wurde der Stammvater der Aqua-Leute, welche von den reinen Stämmen nicht als ebenbürtig angesehen werden, weil in ihren Adern auch Blut der Ureinwohner fließt. Die Einwanderer, die sich rasch vermehrten, hielten sich eben für ein edleres Geschlecht als die Ureinwohner, und heute noch gelten die Abkömmlinge aus Mischehen als nicht ganz frei und edel, ein Makel, der sich unverfügbare von Generation zu Generation fortpflanzt. Von Bell-Stadt aus wurden nach und nach durch fortziehende Häuptlinge neue Niederlassungen in der Umgegend gegründet — von Prisso am gegenüberliegenden Ufer, von Charley Dido am linken Ufer oberhalb Aqua-Stadt —, aber Bell-Stadt behauptete stets als Mutterstadt eine gewisse Oberherrschaft über alle anderen, und jeder Versuch eines Stammes, sich von dem gemeinsamen Verbandsverbande loszulösen, würde, wie dies auch schon wiederholt geschah, alle anderen in dem Bestreben vereint finden, die Losrennung zu verhindern.<sup>188)</sup> Die Feststellung dieses Verhältnisses ist von großer Wichtigkeit, weil von englischer Seite versucht wurde, den Nachweis zu führen, daß das rechte Kamerunufer durch die abgeschlossenen Verträge nicht unter deutschen Schutz gestellt sei, weil dieselben von dem dortigen Häuptling Prisso nicht unterschrieben wurden. Die Unterschrift Prissos war, sobald König Bell unterzeichnet hatte, nicht nötig, da ersterer nur ein von letzterem abhängiger Unterhäuptling ist. In dem am 15. Juli 1884 unter deutschen Schutz gestellten Gebiet kommen überhaupt als unumschränkte Herrscher nur König Bell und König Aqua in Betracht. Die Aqua-Leute gelten zwar, wie schon oben erwähnt, nicht als freie und den Bells, Prissos und Didos ebenbürtige Leute, aber sie leben doch in Aqua-Stadt völlig unabhängig unter ihrem eigenen König, und bei Verhandlungen, in denen es sich um Interessen des ganzen Kamerungebietes handelt, gilt ihre Stimme ebensoviel wie jene der anderen Stämme, ja sie ist sogar häufig die maßgebende, da sie numerisch der stärkste Stamm sind.<sup>189)</sup> Gegenwärtig ist König Bell der angesehenste König und, wie Rogojinski berichtet, noch tief im Innern des Landes gefürchtet, aber der Großvater des jetzigen Königs Aqua, ein Mann von herkulischer Gestalt, genoß noch größeres Ansehen<sup>189)</sup> und hatte sich durch seine Raubzüge, die er sogar ins offene Meer und bis nach Fernando Po ausdehnte, einen gefürchteten Namen gemacht. An Anlaß zu Rivalität zwischen den beiden Königen fehlt es daher nicht, und ohne das rechtzeitige Eingreifen der Mäo wäre es den Engländern wohl nicht schwer geworden, einen der Könige gegen den andern auszuspielen und so eine Ausbreitung des deutschen Einflusses am Kamerun zu verhindern.

Dem Streben der Deutschen, das Kamerun-Gebiet unter den Schutz ihres Heimatlandes zu stellen, kam glücklicherweise eine gewisse Zwangslage zugute, in welche die Dualla am Kamerun allmählich geraten waren. Die königliche Autorität war langsam aber gründlich erschüttert worden, indem einerseits die Eingeborenen des Hinterlandes von dem Zwischenhandel sich zu emanzipieren und mit den Weißen in direkten Verkehr zu treten trachteten, andererseits durch die christlichen Missionäre, deren Wirken die jetzige humanere Behandlung der Sklaven zuzuschreiben ist, die Scheu der letzteren vor der herrschenden Klasse immer mehr vermindert wurde und das Mittel, durch welches die Freien bisher die ihnen an Zahl überlegenen Unfreien im Zaume gehalten, an Wirksamkeit zu verlieren begann.

<sup>188)</sup> Als im Jahre 1872 Streitigkeiten in Bell-Stadt ausbrachen, wanderten die Jof-Leute aus und suchten in Aqua-Stadt bei König Aqua Schutz. Die Folge war ein Krieg zwischen Aquas und Bells, wobei die Prissos und Didos den Bells beistanden, da sie eine solche Trennung für unzulässig hielten. Der Krieg währte 5 Monate und endete damit, daß die Jof-Leute in das frühere Verhältnis zu König Bell zurückkehrten. Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Jahre 1880. Der Häuptling Charley Dido machte, durch das rasche Emporbühen seiner Stadt veranlaßt, den Versuch, sich eine gleiche Stellung zu erringen wie König Bell, wurde aber von letzterem, dem die Aquas, Prissos und Jof beistanden, geschlagen, seine Stadt zerstört und er selbst gefangen genommen. Er büßte unter Zustimmung aller Häuptlinge seine Empörung mit dem Leben.

<sup>189)</sup> Vortrag des Herrn Johannes Thormählen in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg am 2. Oktober 1884.

<sup>190)</sup> Er wird als ungemein blutdürstig geschildert. Die Hinrichtung der von den Raubzügen heimgebrachten Gefangenen diente zu seiner Belustigung. Einst hatte er den Fürsten der Budiman zu Gast geladen und ließ ihn einzig und allein zur Befriedigung seines Blutdurstes mit seinem Gefolge beim Gastmahl niedermetzeln.

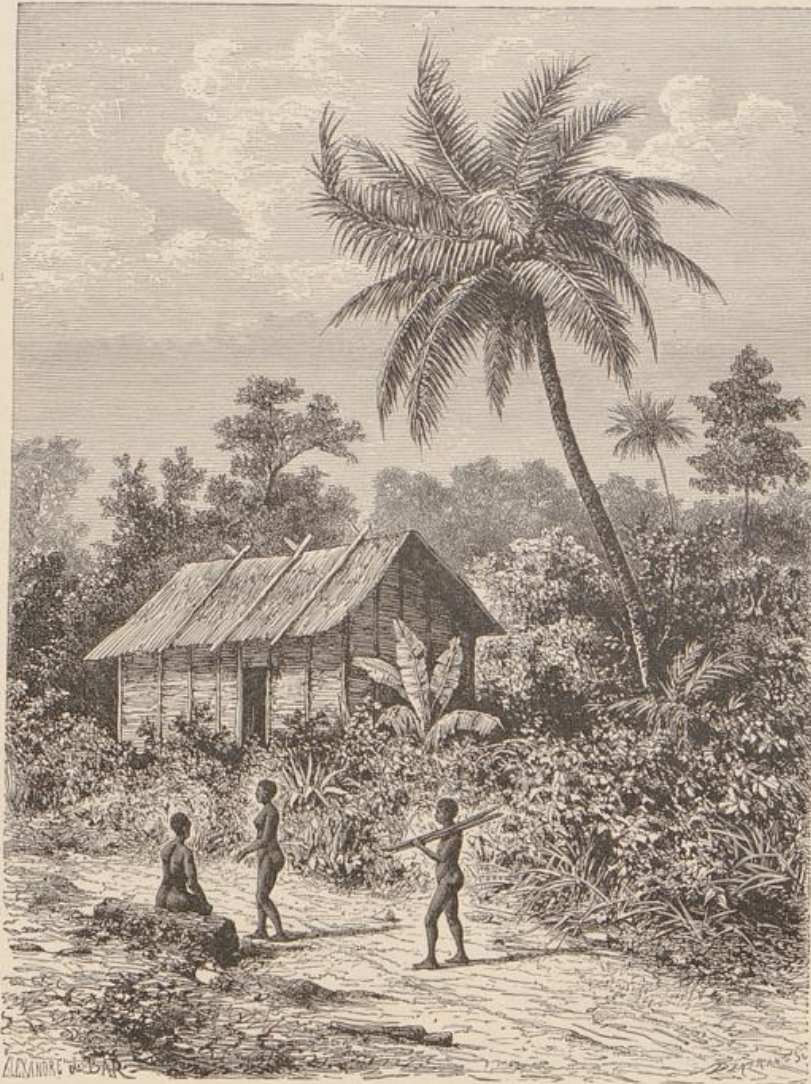
Es besteht heute noch in Kamerun ein Geheimbund unter dem Namen *Egbo*, welchem nur freie angehören können und dessen Spitze sich gegen die Halbfreien und die Sklaven richtet. Da die Eingeborenen den Nimbus des Geheimnisvollen, welcher den *Egbo* umgiebt, sorgfältig wahren, ist über die Organisation des Bundes so gut wie gar nichts in die Öffentlichkeit gedrungen, aber er verdankt seine Entstehung und seine Fortdauer offenbar nur dem Bestreben der herrschenden, aber numerisch schwächern Bevölkerungsklasse, ihre Herrschaft über die Sklavenmassen durch die Schrecken einer mysteriösen Macht zu sichern und unantastbar zu machen. Die *Egbo*-Vereinigungen sind nicht auf das Kamerungebiet beschränkt, sondern erstrecken sich noch weit über dasselbe hinaus und sind z. B. auch am Alt-Kalabar zu finden. Ja sogar die nicht ganz freien *Aqua*-Leute in *Aqua*-Stadt, denen die Aufnahme in den eigentlichen *Egbo* verwehrt ist, hatten eine Zeitlang einen ähnlichen Bund unter dem Namen *Mungo*, der sich vollkommen bewährte. Die Urheimat des *Egbo* liegt zwischen dem Kalabar und Kamerun. Als auf den dortigen Messen „vielfache Unordnungen einrißen, der europäische Handel aber zur Aufrechthaltung des Kredits eine genaue Einhaltung der übernommenen Verpflichtungen forderte, bildete sich dieses Institut als eine Art *Hansa* unter den angesehensten Kaufleuten zur gegenseitigen Wahrung ihrer Interessen, und gewann später die politische Bedeutung einer *Vehe*, indem es die ganze Polizei des Kalabar und Kamerun in seinen Bereich zog.“ Der König ist in der Regel der Vorsitzende des Bundes. Will nun irgend jemand die Hilfe des *Egbo* gegen einen andern anrufen, so braucht er nur ein Mitglied des Bundes an der Brust zu berühren oder an die große *Egbotrommel* zu schlagen. Sobald der *Egbo* berufen ist, darf bei Todesstrafe kein dem Bunde nicht Angehöriger das Haus verlassen. Würde ein solcher von den *Egbo*-Genossen irgendwo erblickt, so würde er auch sofort von dem fanatisierten Haufen umringt und in den Wald geschleppt, wo er auf Nimmerwiedersehen verschwände. *The Egbo chopped him, heißt es dann.* Ein englischer Kapitän, der einst eine *Egbo*-Versammlung belauschen wollte, konnte sich mit Mühe und Not vor den Mißhandlungen der *Egbo*-Genossen in sein Boot retten, und nur der Umstand, daß die Mitglieder des *Egbo* die Europäer als ihres gleichen ansahen, bewahrte ihn vor dem Tode. Sobald, wie man sich am Kamerun ausdrückt, der *Egbo* heraus ist, bekleiden sich alle Mitglieder mit getrockneten Palmblättern und eilen zu der Versammlung, welche stets bei Mondschein abgehalten wird. Den *Egbo* stellt ein Mann dar, welcher so verkleidet ist, daß ihn niemand zu erkennen vermag. Er ist mit Federn, Hörnern, Glocken und allerlei Glitter phantastisch herausgeputzt und kann durch eine an seinem Körper angebrachte Vorrichtung seine Gestalt um das Doppelte vergrößern, worauf er sich durch Kriechen wieder so klein als möglich macht. Alle Mitglieder sind durch „ein in einen künstlichen Knoten geschürztes Laubwerk vereinigt“, und unter furchtbarem Höllenschrei bewegt sich der Zug, in dessen Mitte der *Egbo* sich befindet, durch die Straßen zum Walde. Was dort vorgeht, hält sich in Dunkel, denn keiner der Eingeweihten, unter denen es mehrere Grade giebt, würde es verraten. Das gefällte Urteil wird sofort vollzogen. Der mit der Vollstreckung Beauftragte läuft mit einer schweren Peitsche in der Hand „und von einem lärmenden Gefolge von *Egbo*-Brüdern umgeben, direkt nach dem Haus des Verurteilten, aus dem sich niemand rühren darf bis die Strafe vollzogen und gewöhnlich das ganze Haus niedgerissen ist, so daß alle Einwohner mehr oder weniger Schaden nehmen.“<sup>191)</sup> Darauf verkünden Schläge auf die *Egbotrommel*, daß die Versammlung beendet ist, und nun erst dürfen die nicht Beteiligten wieder ihre Häuser verlassen.

Es ist die Befürchtung ausgesprochen worden, dieser Geheimbund sei eine ständige Gefahr für die Europäer und könne eines Tages zu einer Art sizilianischer *Vesper* am Kamerun führen, und man glaube auch in den jüngsten Unruhen, welche blutig unterdrückt werden mußten, die Hand der *Egbo*-Brüder zu erkennen, welche durch deutschfeindliche Agitatoren gegen unsere Landsleute aufgehetzt worden.<sup>192)</sup> Was sich aus dem

<sup>191)</sup> Siehe Bastian, der Fetisch an der Küste Guineas an den deutschen Forschung näher gerückten Stationen der Beobachtung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1884, Seite 8. — J. Thormählen, Vortrag in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg.

<sup>192)</sup> Siehe Afrikanische Korrespondenz. Brüssel und Frankfurt, 21. März 1885.

Egbo entwickeln kann, läßt sich allerdings nicht vorher sagen, aber nach seiner heutigen Organisation ist er kaum eine Bedrohung der Fremden. Der Zweck seines Daseins ist, durch den Terrorismus des Aberglaubens die Sklaven und Frauen in Abhängigkeit von den Freien zu halten. Den fremden Kaufmann zu vertreiben, würde geradezu den Interessen der Eingeborenen widersprechen, und andererseits wird überdies durch den



Königspalast in Fernando Po.

Schutz des deutschen Reiches Ruhe und Ordnung und damit die Sicherheit der Freien vor einem Aufstand der Unfreien garantiert, also gerade das, was der Egbo bezweckt. Wie oben schon erwähnt, reiste ja gerade infolge des Druckes der Stämme im Innern und infolge des schwindenden Ansehens des Egbo bei den Eingeborenen der Wunsch, sich unter den Schutz einer europäischen Macht zu stellen.



Intel Don Henrique bei Fernando Po.



Insel Don Henrique bei Fernando Po.

Schon vor Jahren hatten die Kamerunleute England das Protektorat angeboten, aber dieses begnügte sich damit, sie durch den Konsul Hewett, welcher 1882 an den Kamerun gesandt wurde, durch Versprechungen hinhalten zu lassen. Als nun in Deutschland die Wogen der Kolonialbewegung immer höher gingen und von mehreren Seiten das Kamerungebiet als besonders geeignet zur Besitzergreifung durch Deutschland empfohlen wurde, begannen die Vertreter von C. Wörmann und Jantzen & Thormählen mit den Eingeborenen wegen eines deutschen Protektorats zu unterhandeln. Die letzteren verhielten sich anfangs zurückhaltend, da sie noch immer auf die seit 15 Monaten vergebens erwartete Zustimmung Englands hofften. Den englischen Kaufleuten konnte nicht verborgen bleiben, was vorging, und sie bemühten sich, die Absicht der Deutschen zu durchkreuzen. Von Fernando Po wurde das Kriegsschiff „Goosehawk“ herübergeholt, aber es brachte weder den Konsul mit, noch hatte der Kapitän Vollmacht zu der Erklärung, daß England das Protektorat annehme. Er bemühte sich, die Könige zu veranlassen, wenigstens noch 7 Tage zu warten, nach deren Ablauf ihr Wunsch gewiß erfüllt sein werde. In diesem kritischen Augenblick erschien gerade rechtzeitig die „Möve“, und als Dr. Nachtigal von den deutschen Kaufleuten erfuhr, daß sie einen Vertrag mit den Eingeborenen geschlossen hätten, daß diesem aber durch die Engländer Gefahr drohe, begab er sich mit Dr. Buchner am 14. Juli 1884 um 9 Uhr morgens begleitet von einer Abteilung Marine-Soldaten ans Land, wo bei König Bell-Stadt ein Flaggenmast errichtet worden, und verlas dort eine Proklamation, durch welche das Land unter die Oberhoheit S. M. des Kaisers von Deutschland gestellt wurde. Während alle Anwesenden begeistert in das Hoch auf den Kaiser einstimmten, stieg die deutsche Flagge am Flaggenmast empor, von den Marine-Soldaten mit 3 Gewehrsalven begrüßt.<sup>109)</sup> Als der englische Konsul Hewett am 19. Juli in Kamerun eintraf, sah er sich einer vollzogenen Thatsache gegenüber und machte König Bell vergebens Vorwürfe, daß er nicht noch kurze Zeit gewartet habe. Einige Tage später wurde in gleicher Weise die deutsche Flagge in Bimbia und Malimba gehißt.<sup>101)</sup>

Eine neue Zeit hat nun für das Kamerungebiet begonnen. Die Zeit, in welcher der deutsche Kaufmann hier recht- und schutzlos der Willkür der Häuptlinge preisgegeben war, ist zu Ende, und heute ist nicht mehr zu befürchten, daß sich Ähnliches ereigne wie im Jahre 1871, in welchem die Wörmannsche Hulf, als sie behufs Ausbesserung ans Ufer gebracht worden, von den Eingeborenen überfallen und ausgeraubt wurde.

<sup>109)</sup> „In den mit den Kamerunhäuptlingen abgeschlossenen Verträgen sind seitens der letzteren folgende Reserven ganz besonders stipuliert worden: 1. Rechte Dritter sind vorbehalten; 2. frühere Handels- und freundschaftsverträge sollen Gültigkeit behalten; 3. der Grund und Boden der Städte und Ortschaften und ihrer Bewohner soll das Eigentum derselben bleiben; 4. die Häuptlinge sollen ihre Abgaben erheben dürfen; 5. in der ersten Zeit sollen die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen respektiert werden.“

<sup>101)</sup> Wie berechtigt Deutschland war, die Schutzherrschaft über dieses Gebiet in Anspruch zu nehmen, zeigt ein Blick auf die Daten, welche über den Export und Import von Kamerun vorliegen. Exportiert werden jährlich durch die deutschen Firmen allein von Bell-Stadt, Aqua-Stadt und Dido-Stadt etwa 4500 Tonnen Palmöl, etwa 2400 Tonnen Palmkerne und etwa 50000 Pfund Elfenbein. Der Handel in Palmkernen und Elfenbein ist fast ausschließlich in deutschen Händen, während der Palmölexport der 6 englischen Firmen jenem der 2 deutschen Firmen nicht ganz gleichkommt. Die Firmen C. Wörmann und Jantzen & Thormählen besitzen aber außer in den obengenannten drei Städten noch Faktoreien in vielen anderen Orten, namentlich südlich vom Kamerunfluß, so daß die angegebenen Daten nur einen Bruchteil des Geschäftsumsatzes repräsentieren. Schon in den ersten 6 Jahren nach ihrer Etablierung in Kamerun exportierte die Firma C. Wörmann:

	1868	1869	1870	1871	1872	1875
Palmöl (Gallonen)	57 000	150 000	187 000	145 000	191 000	222 000
Elfenbein (Pfund)		2500	4500	5000	5000	7600

Seit den siebziger Jahren hat der Export in Palmöl sich verdoppelt, in Palmkernen sich mindestens verdreifacht. Als sich im Jahre 1875 die Firma Jantzen & Thormählen am Kamerun niederließ, betrug der Anteil der Firma Wörmann am Export etwa ein Viertel des Gesamtexports; seitdem haben die beiden Firmen mehr als die Hälfte des Exports sich gesichert. Unter den englischen Firmen am Kamerun befindet sich nur eine bedeutende, R. & W. King aus Bristol, welche bei Bell- und Aqua-Stadt Hulf's liegen hat und außerdem südlich vom Kamerun Zweigfaktoreien in Bimbia, Malimba, Groß- und Klein-Batanga besitzt. Lucas & Sons aus Bristol und J. Hamilton aus Liverpool besitzen je eine Faktorei am Lande, die anderen englischen Firmen (außer den bereits genannten noch Rider Son & Andrew aus Bristol, John Holt und A. Ashmall aus Liverpool) besitzen am Kamerun nur Hulf's.

Das energische Einschreiten des Admirals Knorr während der Unruhen im Dezember 1884 wird die Schwarzen überzeugt haben, daß solche Ausschreitungen nicht mehr ungestraft bleiben, und Ruhe und Ordnung werden nun wohl bald am Kamerum an die Stelle der Kriege und Streitigkeiten treten, welche den Handel lang genug gehindert haben. Die Dualla sind ja ohnehin trotz der vielen Kriege, welche sogar die einzelnen Towns eines und desselben Stammes gegen einander führten, kein kriegerisches Volk. Ihre Kriege sind zwar von langer Dauer, aber trotz des großen Pulververbrauchs während derselben sind die Verluste an Menschenleben meist sehr unbedeutend, weil die Neger mit ihren Feuerschloßgewehren (nur wenige besitzen Hinterlader) nicht umzugehen wissen und ihre Feigheit sie von einem Handgemenge zurückhält. Der Krieg ist meist von beiden Seiten ein Defensivkrieg. Wochenlang stehen sich die Heere hinter Bäumen und Gebüsch oder hinter aufgeworfenen Verschanzungen gegenüber, und nur die Mutigsten schleichen sich dann und wann gegen die feindliche Stellung heran und feuern ihr Gewehr ab, worauf sie aber sofort eiligst zurücklaufen. Da sie aus Furcht vor dem Ausblitzen des Pulvers in der Pfanne beim Losdrücken das Gesicht wegwenden, kann von einem Zielen nicht die Rede sein und höchst selten wird jemand getroffen. König Bell war einst in den Besitz einiger kleiner Böller gelangt, und als er sich wieder einmal mit Aqua im Kriege befand, wollte er mit ihnen dessen Stadt in Grund und Boden schießen. Da die Böller keine Laffetten besaßen, und sich nach jedem Schusse überschlugen, wagten die Neger nicht mehr, sie abzubrennen, sondern legten einen Pfropfen angefeuchteten Pulvers auf das Zündloch und warteten dann in sicherer Deckung ab, bis der Schuß losging. Im allgemeinen beschränkt sich die Kriegführung darauf, daß man einzelne waffenlose Leute aus dem feindlichen Ort abzufangen sucht und diesen die Köpfe abschneidet. Jeder Häuptling, schreibt Buchholz, hat für solche Fälle seinen besondern Kopfabschneider. Die Köpfe werden im Triumph im Dorf herumgetragen und zur Feier der Heldenthat Gelage und Tänze veranstaltet. So geht es Wochen, ja Monate lang fort, bis entweder beide Teile ermüdet sind oder die eine Partei, durch den Verlust hervorragender Führer entmutigt, sich nach Frieden sehnt. Die Anbahnung von Friedensverhandlungen wird dadurch sehr erleichtert, daß Personen, welche durch Heiraten beiden feindlichen Stämmen nahe verwandt sind, ungehindert in beiden Lagern verkehren können, da sie durch die Blutsverwandtschaft gegen Angriffe geschützt sind. Solche Leute vermitteln dann in der Regel den Frieden, wobei es sich hauptsächlich um Feststellung des Wertes der im Kampfe gefallenen Freien handelt. Nachdem vereinbart worden, wie viele Frauen und Sklaven jener Stamm als Entschädigung erhalten soll, auf dessen Seite mehr Freie gefallen sind, wird diese Kriegsentschädigung (welche demnach nicht der Besiegte, sondern der Sieger zahlt) entrichtet, die Gefangenen, die noch am Leben sind, werden ausgewechselt, und die Könige besiegeln den Freundschaftsbund durch eine altherkömmliche Zeremonie, wobei einer das Blut des andern trinkt, welches aus dem Oberarm genommen und mit Wasser vermischt wird.

Am schlechtesten kommen bei Kriegen stets die Sklaven weg, da sie ebenfalls bewaffnet ins Feld ziehen müssen und ihr Leben nicht so geschont wird wie jenes der Freien. Jede der kriegführenden Parteien sucht gleich zu Beginn der Feindseligkeiten einige Leute aus dem feindlichen Dorfe abzufangen, die als Geiseln betrachtet werden. Tötet der Feind seine Gefangenen, so werden auch seine in Gefangenschaft geratenen Angehörigen getötet. Ebenso muß für jeden Mann, der im Kampfe den Tod findet, einer der Gefangenen sein Leben lassen.<sup>195)</sup> Dadurch sind die Freien gegen einen schlimmen Ausgang ihres Kriegszuges ziemlich affektiert, da die vielen abgeschossenen Kugeln selten ihr Ziel treffen und Gefangene möglichst geschont werden, solange der Feind auch welche besitzt, die Sklaven aber werden von beiden Teilen als Kanonenfutter betrachtet. Ihr Los hat sich zwar durch den Einfluß der Missionäre und den Umgang der Eingeborenen mit den Europäern schon wesentlich gebessert, aber trotzdem kommen Abschachtungen von Sklaven auch heute noch oft genug vor. Der alte König William von Bimbia, erzählt Buchholz, der beinahe 100 Jahre alt geworden sein soll,

<sup>195)</sup> Diesem Gebrauch ist auch die Ermordung des Herrn Panthenius, des Wörmannschen Agenten zuzuschreiben. Die Aufständischen hatten sich seiner als Geisel bemächtigt, und sobald einer der Ihrigen gefallen war, ermordeten sie ihn.

war schließlich schon so schwach, daß er stündlich seinen Tod erwarten konnte. Man hatte daher schon längst für das Totenopfer nach seinem Tode gesorgt und von einem benachbarten Stamm einen Sklaven gekauft, der geopfert werden sollte. „Als der Häuptling gestorben war, beauftragte man den Sklaven, angeblich für den Häuptling, ein Grab zu graben. Als er es gegraben hatte, warf man ihn zu Boden und schüttete so viel Erde auf ihn, daß der Unglückliche lebendig begraben wurde.“<sup>196)</sup> Auch Herr Johannes Thormählen berichtet, daß er von seiner Hulk aus oft Zeuge von Abschachtungen Unschuldiger war. Man brachte dieselben zur Zeit der Ebbe auf eine Sandbank in der Nähe der Hulks und schnitt ihnen den Kopf ab. Herr Thormählen hat auch gesehen, daß die Leichen geschlachteter Kriegsgefangenen von den Siegern verpeist



Isabella-Bai auf Fernando Po.

wurden. Auch dem deutschfreundlichen König Bell werden schlimme Dinge nachgesagt, die sich mit seiner Tapferkeit und den anderen Charaktereigenschaften, die ihm nachgesagt werden, nicht gut vereinigen lassen. So soll er — was übrigens auch andere Häuptlinge thun — einigen seiner eigenen Sklaven die Köpfe abgeschlagen haben, um von einem erfolglosen Zuge gegen ein feindliches Dorf nicht ohne Trophäen heimzukehren.

Die Sklaven werden entweder auf Kriegszügen oder durch Kauf (durchschnittlich 1 Pfd. St.) erworben. In ihnen und den Frauen beruht der Reichtum der Familie. Da die Dualla ihre Frauen kaufen, besitzt ein

<sup>196)</sup> Dr. Reinhold Buchholz, Land und Leute in West-Afrika. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtendorff. XI. Serie, 257. Heft, Seite 26.

mit Töchtern reich gesegneter Familienvater in diesen oft ein bedeutendes Kapital. Für eine Frau werden durchschnittlich 900—1200 Mark gezahlt, aber angesehene Männer erzielen in der Regel viel höhere Preise für ihre Töchter. Der Mann kann über die Frau nach Gutdünken verfügen, kann sie verschenken oder verkaufen, ja auch verleihen. „Es kommt vor,“ berichtet Buchholz, „daß die Häuptlinge es förmlich darauf absehen, durch ihre Frauen Europäer zu verleiten.“ Ehebruch wird nämlich sehr streng bestraft, und der ertappte Verführer wird entweder dem Gatten als Sklave ausgeliefert oder muß sich mit einer großen Summe loskaufen. Ein englischer Kaufmann verlor durch ein Liebesverhältnis mit der Gattin eines Häuptlings, welches entdeckt wurde, 1000 Thaler, welche der Häuptling ihm schuldete. Die Frau selbst trifft, wenn sie ohne Wissen des Mannes ein verbotenes Verhältnis anknüpft, schwere Strafe, und der Gatte kann sie sogar töten, was er jedoch nur selten thut, da er ja dadurch sein Vermögen verringern würde. Die Behandlung der Frauen ist bei Reichen und Armen eine schlechte, ihr Los von dem der Sklaven kaum verschieden. „Sie werden,“ schreibt Buchholz, „verkauft als Ware; bei den gewöhnlichen Negern werden sie als Kastiere be-



Der Clarence-Pic auf Fernando Po.

handelt und danach auch ihr Wert angesehen.“ Große Kosten verursacht dem Manne der Ehestand nicht, denn die Toilette einer Kamerunschönheit ist sehr einfach: ein Stück Leinentuch bildet die Kleidung, und die Ohrgehänge in den auf Daumesbreite durchbohrten Ohrläppchen ersetzt gewöhnlich — eine Rolle Schnupftabak, in ein Stück Papier oder ein trockenes Blatt gewickelt. Da Männer und Frauen leidenschaftlich schnupfen (einen sehr starken Tabak, den sie selbst bereiten), so dient die Tabakrolle in den Ohrläppchen als angenehmes Reizmittel. Spirituosen ist auch das weibliche Geschlecht nicht abgeneigt, ganz besonders aber kultiviert es das Rauchen, während die Männer sich meist auf den Schnupftabak beschränken. Durch solche kleine Leidenschaften kann allerdings auch am Kamerun die Kasse eines Eheherrn mehr in Anspruch genommen werden als diesem lieb ist, namentlich wenn er, wie die Könige Bell und Aqua, eines Harems von etwa 60 Frauen (ihre genaue Zahl können beide selbst nicht angeben oder wollen es vielleicht auch nicht) sich rühmen kann. In Aquatown kam es vor einigen Jahren zu einem scharfen Konflikt zwischen den Frauen und ihren Männern, weil die letzteren sich etwas knauserig zeigten. Das schöne Geschlecht hatte entdeckt, daß

es zu wenig Zeug zum Leidentuch erhalte, und als alle Bitten um mehr Zeug nichts fruchteten, wanderten alle Frauen mit König Aguas Harem an der Spitze aus und suchten Zuflucht in einem benachbarten Orte. Dieser Strife verlief günstig für sie, denn ihre Männer gaben nach, worauf sie zu ihnen zurückkehrten.

Bei Festlichkeiten pflegen die Frauen in reichem Schmuck zu erscheinen, mit allen Hals- und Armbändern, welche sie besitzen, und mit schweren messingenen Ringen an den Füßen, die sie zuweilen über weiße Strümpfe anlegen, welche bis über das Knie reichen. Am prächtigsten gepuht erscheint die Dualla-Frau im Hochzeitszuge, wenn sie den Weg vom Vaterhaus zum Hause des Gatten antritt. Buchholz sah eine Braut „derartig mit Perlen bedeckt, daß sie sich kaum bewegen konnte“ und mit einem Perlenpanzer bekleidet zu sein schien.

An Belustigungen fehlt es den Kamerunschönen nicht. Musik und Tanz sind sehr beliebt, und kein Fest geht ohne dieselben vorüber. Allerdings muß man sich unter Musik und Tanz am Kamerun etwas anderes vorstellen als bei uns. Bei der Musik ist den Negern die Hauptsache der Lärm, und sie pflegen daher auf mit Ziegenfellen überspannten Holzpaulen, welche sie mit hölzernen Schlägeln schlagen, und mit allerlei, sonst nicht zu einem Orchester gehörenden Instrumenten, mit Glocken, Schellen u. s. w. einen wahren Höllenlärm zu erzeugen. Am Tanz beteiligen sich gleichzeitig Männer, Frauen und Kinder, aber jeder tanzt für sich und nach seiner Weise, ohne auf die Mit tänzer zu achten, in tänzelnden Schritten vorwärts rückend, unter keineswegs anmutigen Körperbewegungen. Man tanzt auch zur Zeit des Vollmondes um ein Feuer zu den Klängen von Instrumenten, welche unseren Harfen und Geigen ähnlich sind. Am meisten wird bei den Totenfeiern getanzt, welche in der Regel in wüste Zechgelage ausarten. Die Beerdigung wird sehr rasch vollzogen: sobald der Tod eingetreten ist, wird in der Hütte des Verstorbenen eine  $1\frac{1}{2}$  Meter tiefe Grube gegraben und wenige Stunden später wird er unter dem Klagegeheul der Weiber in einer mit Matten und Zeug ausgelegten Kiste beerdigt. Nicht so schnell ist die Totenfeier erledigt. Sie beginnt am dritten Tag, und wenn der Verstorbene ein angesehenere Mann war, strömt dazu das ganze Dorf zusammen und zuweilen kommen auch noch Gäste aus benachbarten Ortschaften. Männer und Frauen bilden einen Kreis, in dessen Mitte sich die Musikanten aufstellen, und der Tanz beginnt — das gewöhnliche tänzelnde Herumspringen, „bei dem gewiß von Kopf und Schulter bis zu den Fehen kein einziges Gelenk unbewegt bleibt“, während alle Tänzer in die Hände klatschen und ein Lied singen, dessen Melodie sich nur zwischen drei Tönen bewegt. Getränke — Palmwein, Rum und Branntwein — sind reichlich vorhanden, und es wird ihnen wacker zugesprochen, denn je mehr bei einem Totenfest getrunken wird, desto mehr wird der Verstorbene geehrt, weshalb die Verwandten bei dieser Gelegenheit eine unbeschränkte Freigebigkeit entwickeln. Immer lärmender wird die Versammlung, man jöhlt und brüllt und springt wie besessen herum, und erst spät in der Nacht findet das Fest, bei welchem die Gäste auch mit Hühner-, Schaf-, Ziegen- und Schweinefleisch reichlich bewirtet werden, sein Ende, doch nur, um 8 Tage später noch ein Nachspiel gleicher Art zu finden.

Zu den größten Festlichkeiten der Dualla gehören ihre Wettkämpfe. Wenn eine Ruder-Regatta stattfindet, gerät das ganze Kamerungebiet in Aufregung. Die Kämpfe finden nicht unter Angehörigen desselben Ortes statt, sondern ein Häuptling fordert den andern heraus und beide Teile stellen dann ihre besten Boote und Ruderer. Unter dem unvermeidlichen Höllenlärm, unter wildem Geschrei und einer ohrenbetäubenden Musik, Trommeln und Klingeln fliegen die Boote, die mit Phantasiestelagen geschmückt sind, dahin, und wenn der Kampf entschieden ist, vereinigen sich Sieger und Besiegte zu einem Zechgelage. Auch die Jugend hat ihre Wettkämpfe. Knaben und Jünglinge messen bei dem sogenannten Parra-parra-Fest (auch Padda-padda genannt) ihre Kräfte im Ringkampf, inmitten eines Kreises von Zuschauern, welcher lebhaft für und wider Partei nimmt, während ältere Männer, die Festordner, welche eine Reitpeitsche schwingen, dafür sorgen, daß der Ringkampf in der üblichen Weise verlaufe und keiner der Kämpfer gegen die feststehenden Regeln verstoße. Ein seltenes Fest ist der gemeinsame Auszug zum Krebsfang, da die hier vorkommenden Krebse sich angeblich nur alle 4 Jahre einfinden, dann aber allerdings in ungeheuren Scharen flugabwärts kommen.

Das letztmal verspäteten sich die Krebsse und kamen statt im Sommer 1883 erst am 26. August 1884. Die Uferbevölkerung rüstete sich sofort zum Fang der seltenen Gasse. „Nachts zogen viele Männer mit ihren Kanoes aus und kehrten morgens mit reichen Schätzen zum Ufer zurück, längst erwartet von ihren Weibern, begierig, um die Vorräte in Körben zu ihren Hütten zu bringen. Dort werden sie zu Dutzenden auf Stöcke gespießt und bilden geräuchert längere Zeit ein beliebtes Gericht der Kamerun. Allerdings ist während dieser Zeit der Aufenthalt in den Towns infolge der überall herumliegenden und verwesenden Überreste der Krebsse kein angenehmer. Wir selbst,“ schreibt Dr. Pauli, „konnten dem Gericht keinen Geschmack abgewinnen, zumal das Tier wenig Fleisch im Vergleich zu unserem *Nestacus subdiatilis* aufzuweisen hat.“<sup>197)</sup>

Die Kanoes, in welchen die Eingeborenen zum Fisch- und Krebsfang ausziehen, in denen sie aber auch ihre Kriegszüge unternehmen, sind eine Eigentümlichkeit der Kameruneger, die es in ihrer Anfertigung zu ziemlicher Vollkommenheit gebracht haben. Der Stamm der Mungo, der an dem gleichnamigen Flusse wohnt, hat sich in der Verfertigung von Kanoes einen gewissen Ruf erworben. Die großen Kriegskanoes sind reich verziert und prächtig herausgeputzt, und bei festlichen Aufzügen wird auf denselben als besonderer Schmuck das Modell eines Kanoes mit vollständiger Bemannung angebracht. Die Kameruneger sind sehr geschickt im Schnitzen solcher Schiffsmodelle, welche in verschiedenen Größen angefertigt werden. In der Holzschnitzerei haben sie sich überhaupt ziemliche Fertigkeit angeeignet. Außer Schüsseln aus dem Holze des Baumwollbaumes, Töpfeln, Rudern, kleinen Schemeln, bei denen Tiergestalten und Köpfe die Stelle der Beine vertreten, verfertigen sie aus Baumstämmen von 1½ bis 2 Meter Länge, welche sie aushöhlen, eigenartige Trommeln, welche am Kamerun eine wichtige Rolle spielen. Diese Holztrommeln werden mit Holzklöppeln geschlagen, wodurch „zwei runde und klangvolle Töne zum Vorschein kommen, welche ebenso häufig eine Terz oder ein anderes Tonintervall ausmachen. Durch Rhythmus und Verschmelzung beider Töne auf dieser Signaltrommel, auf der Elimbe, teilt man sich von Ort zu Ort alle möglichen Erlebnisse gleichsam telegraphisch mit, sei es nun, daß zum Wettkampf, zu einem Palaver oder zu einem Tanz aufgefordert wird.“<sup>198)</sup> Dr. Pauli erzählt, daß auf seiner Bootsfahrt durch das Land am Wuri durch die Signaltrommel von Dorf zu Dorf gemeldet worden sei: „Kommt, seht, zwei Weiße im Boot auf dem Wasser!“ Ein Seitensück zu der Trommelsprache ist eine andere Geheimsprache, durch welche sich Kamerun-Neger in unauffälliger Weise in Gegenwart eines Europäers verständigen können, ohne daß dieser etwas Auffälliges bemerkt. Wie sie die Töne der Trommel zu Worten kombinieren, so verständigen sie sich hier durch Pfeifen. Die Trommelsprache ist nicht leicht zu erlernen und es ist auch nicht jeder Kamerun-Neger im Stande, sich in derselben gewandt auszudrücken und die gehörten Signale richtig zu deuten. Den Europäern ist sie völlig fremd, und nicht einem ist es bisher gelungen, sie zu erlernen. Besondere Wichtigkeit hat die Trommelsprache im Kriege. In Ubo sah Dr. Pauli vor dem Hause eines Häuptlings zwei Kriegstrommeln liegen, welche 2½ Meter lang waren und 2 Meter im Umfang hatten. Diese Trommeln werden nur im Kriegsfall gerührt, und als Dr. Pauli den Klang derselben versuchen wollte, verhinderte man ihn daran.

Hoffentlich hat die Kriegstrommel ihre Rolle im Kamerungebiet nun ausgespielt und die blutige Niederwerfung des Aufstandes, der dort kurz nach der Erklärung des deutschen Protektorats ausgebrochen war,<sup>199)</sup>

<sup>197)</sup> Dr. Pauli, Kamerun. Petermanns Mitteilungen 1885, 1. Heft, Seite 18.

<sup>198)</sup> Dr. Pauli, l. c., Seite 19.

<sup>199)</sup> König Bell, der wie alle Könige und Häuptlinge am Kamerun auch Kaufmann ist, war auf einer Handelsreise den Mungo aufwärts abwesend, als seine Feinde das Gerücht verbreiteten, er habe von den Deutschen empfangenes Geld für sich behalten und es nicht, wie das gebräuchlich ist, mit seinen Unterthanen geteilt. Ein Teil der Bell-Leute unter dem Häuptling Elami-Josch verbündete sich mit Loek-Prisso, dem alten Feinde des Königs Bell, welcher seinen Sitz auf der andern Seite des Flusses in Hicory-Stadt hatte, und beide Teile rüsteten sich zum Kampfe. König Bell, der davon Kunde erhielt, kehrte nicht nach Bell-Stadt zurück, sondern blieb am Mungo stehen, zog dort den größten Teil seiner Angehörigen an sich und versorgte sich, als die Josch-Leute ihm die Zufuhr abzuschneiden suchten, von Bimbä und Viktoria her mit Munition und anderem Kriegsbedarf. Indessen spitzten sich die Verhältnisse an der Mündung immer mehr zu, da auch ein Bruder des Königs Aqua, Manga Aqua, sich

den Eingeborenen ein für allemal die Lust zur Störung der Ruhe benommen. Trotzdem wird noch viel Zeit vergehen, bevor am Kamerun völlig befriedigende Verhältnisse herrschen und die Eingeborenen völlig beruhigt sein werden. An den beiden Königen Bell und Aqua, besonders an dem erstern, welcher deutschen Waffen die Erhaltung seiner Herrschaft verdankt, hat unsere junge Kolonie fürs Erste genügenden Rückhalt, bis es gelungen sein wird, unsere Machtsphäre durch Verträge mit anderen Stämmen weiter landeinwärts auszu dehnen.

Die Unruhen waren auf das Dualla-Gebiet an der Mündung des Kamerun beschränkt geblieben und hatten sich nicht über die anderen unter deutschen Schutz gestellten Gebiete ausgedehnt. Bimbia, wo ebenfalls durch Dr. Nachtigal die deutsche Flagge gehißt wurde, blieb von ihnen unberührt. Diese auch King Williams Town genannte Niederlassung, in der sich Wörmanns Faktorei befindet, liegt an der Mündung des Bimbia, der am Fuße der Kamerunberge entlang sich nach dem Meere hinwindet. Seine Mündung, vor welcher wie beim Kamerun eine Barre lagert, ist 2 Kilometer breit, das Fahrwasser innerhalb der Barre 6 Meter tief. Der Bimbia, der sich vom Mungo abzweigt, steht mit dem Ästuarium des Kamerun durch zwei Arme, den Matumal und Mordekai in Verbindung. Die Ufer sind auch hier mit Mangroven bedeckt und zahllose Vögel, Silberreiher, Eisvögel und Wasservögel aller Art beleben dieselben. Die Rhede von Bimbia ist sehr sicher, und von der Ortschaft aus genießt man eine entzückende Aussicht, einerseits auf die Kamerunberge, andererseits auf die gegenüberliegende Insel Fernando Po, dagegen soll der Aufenthalt in Bimbia wegen der großen Hitze nichts weniger als angenehm sein.

Weiter westlich liegt Viktoria, die englische Enklave unseres Kamerun-Gebietes, eine nicht im besten Rufe stehende Baptistenkolonie. Die Lage der Niederlassung ist eine der entzückendsten an der ganzen Westküste Afrikas: „rings umher vom herrlichsten Pflanzenwuchs umkleidet, von Wasser umrauschte Hügel; im Hintergrunde die bläulichen Riesen des Kamerun-Gebirges, und ein wenig nach Norden ein kleiner Fluß, der, beschattet von Palmen, von Kakaobäumen und allerlei übergesunden Vertretern des Urwaldes, seine kristallklaren Gewässer rauschend über schwarze Geröllsteine dahingleiten läßt.“ Blickt man aufs Meer hinaus, über die Ambas-Bai hin, so sieht man vor sich am fernen Horizont Fernando Po mit seinem berühmten Pic. Der Ort Viktoria selbst liegt in einer Niederung am Ufer der Bai und zählt 200 bis 300 Einwohner. Die Faktoreien befinden sich am äußersten Süden. Der Rest der Niederlassung ist ein seltsames Mischding zwischen einem Negerdorfe und einer zivilisierten Stadt. Allen, was man hier sieht, merkt man es an, daß diese Schöpfung englischer Missionäre nichts als ein Blendwerk ist, darauf berechnet, die Frommgläubigen zu immer neuen Spenden für eine Mission anzuweisen, welche bisher nur eine Karrikatur dessen ist, was eine Mission sein soll. Die in europäischer Kleidung einherstolzierenden schwarzen Gentlemen von Viktoria hat Hugo Föllner gründlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und er erklärt, die Thätigkeit der englischen Missionäre habe nichts

den Aufständischen angeschlossen und diese, durch deutschfeindliche Heher aufgeregt, die deutschen Faktoreien zu bedrohen begannen. Das ganze Kamerungebiet war mit einemal in ein deutschfeindliches und deutschfreundliches Lager gespalten, zu welchem letzterem außer König Bell auch König Aqua gezählt werden konnte, der dem Beispiel seines Bruders nicht folgte, sondern sich neutral verhielt. In der Wörmannschen Faktorei in Aqua-Stadt erschienen 400 Bewaffnete, und nur durch Loskauf konnte die Plünderung der Faktorei verhindert werden. Am 15. Dezember brannten die Aufständischen Bell-Stadt nieder, wobei wieder die deutschen Faktoreien nur mit knapper Not der Zerstörung entgingen. Mit banger Besorgnis sahen die Deutschen der nächsten Zukunft entgegen. Da erschien, als die Not am höchsten war, am 18. Dezember das sehnsüchtig erwartete deutsche Geschwader, welches aus S. M. Schiffen „Bismarck“ und „Olga“ unter dem Befehl des Admirals Knorr bestand, in der Kamerunmündung, und nach einer Besprechung mit dem an Bord des „Bismarck“ gekommenen Wörmannschen Hauptagenten Herrn Schmidt gab Admiral Knorr Befehl, 550 Mann mit 4 Geschützen zu landen. In den Kämpfen, welche nun folgten, wurde die „alte Stadt des Königs Bell“ (old King Bells Town) und die Festsstadt niedergebrannt, die Eingeborenen aus allen Stellungen vertrieben und zum Rückzug nach dem Innern gezwungen. Die Verluste der Neger müssen sehr bedeutend gewesen sein; leider waren auch auf deutscher Seite Verluste zu beklagen: ein Matrose von der „Olga“ hatte in den Kämpfen den Tod gefunden, und der von den Aufständischen gefangen genommene Wörmannsche Agent Herr Pantanius war von denselben, nachdem einer der Häuptlinge gefallen war, als Sühnopfer ermordet worden. Erst mehrere Monate später wurde sein Mörder ausgeliefert und standrechtlich erschossen. — Vergl. die ausführlichen Berichte H. Föllners in der Kölnischen Zeitung, 1885, Nr. 34–39.

anderes erzielt, als daß zu allen kleinen Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten im Charakter der schwarzen Rasse noch diejenigen der weißen Rasse hinzugekommen sind. Ackerbau wird in der Kolonie Viktoria wenig getrieben, obwohl der vulkanische und gutbewässerte Boden sich vortrefflich zum Plantagenbau eignet. Die Missionäre haben zwar eine Kakao-Plantage angelegt, aber dieselbe befindet sich in einem traurigen Zustand. Der Verkauf berauschender Getränke ist in Viktoria streng untersagt, was aber nicht hinderte, daß die Viktorianer große Massen derselben nach dem Innern brachten.

In neuerer Zeit ist Viktoria oft genannt worden, weil auf der in der Ambas-Bai gelegenen Insel Mandoleh der Pole Rogozinski eine Station eingerichtet hatte, von welcher aus seine deutschfeindliche Agitation ausging, welche in Viktoria keine unfreundliche Aufnahme fand. Derselbe hat das von ihm am Kamerun erworbene Land unter englischen Schutz gestellt und im Januar 1885 auch den Versuch gemacht, durch Abschluß von neuen Verträgen mit den Eingeborenen den Deutschen das für die Entwicklung der Kolonie unentbehrliche Kamerungebirge zu entziehen, was nur zum sehr geringen Teile gelang. Die Baptistensolonie hat die Bergdörfer Bongala, Bonjongo, Mossumba, Evongo und Boana ihrem Gebiet einverleibt und auch von dem Gebiet von Sopo Besitz ergriffen, wogegen im Januar durch Herrn H. Zöllner mit König Mosaffo von Mapanja, König Muimba von Wassa, ferner mit Bonjoko, Bullikova, Bonganga, Bonjemal, Bomote und dem größten Ort am Südadhang, Bongandjo, Protektorsverträge abgeschlossen wurden. Gleichzeitig war auch mit Mbinga ein Schutzvertrag geschlossen worden. Während seiner Reise durch das Gebirge sah Herr Zöllner wiederholt seine Bemühungen durch die Intriguen Rogozinskis und der Viktorianer gekreuzt. So wurde z. B. in Bwea der Abschluß eines Vertrages, der nach einem langen Palaver in Aussicht stand, durch die von den Viktorianern verbreitete Nachricht vereitelt, daß jeder tot niederfallen werde, sobald die deutsche Flagge gehißt werde, und in Ecumbi waren die Neger nicht zu bewegen, einen Protest gegen die von Rogozinski wider ihren Willen vorgenommene Flaggenhissung zu unterzeichnen, weil man ihnen erzählt hatte, daß jeder, der eine Feder in die Hand nehme, sterben müsse. Der für uns wichtigste Teil des Gebirges ist uns aber trotz all dieser Intriguen gesichert.<sup>200</sup> Das zwischen Deutschland und England im Juni 1885 getroffene Übereinkommen sichert uns „jenen Teil der Küste und des Inlandes von Guinea, welcher östlich von der Linie liegt, die aufwärts gebildet wird durch die rechte Uferseite des zwischen 8° 42' und 8° 49' östl. L. in die See mündenden Rio del Rey bis zu seiner Quelle, und von dort in gerader Linie die Richtung nach der linken Uferseite des Alt-Kalabar- und Groß-Flusses nimmt, diesen Fluß überschreitet und ungefähr auf dem 9° 8' östl. L. an einem Punkte endigt, der auf der englischen Admiralitätskarte als „Rapides“ bezeichnet ist.“

Während in den flugniederungen das Fieber sehr stark herrscht und schon mancher Europäer ihm dort zum Opfer fiel (1874 starb daran der deutsche Forscher Dr. Lühders und auch Prof. Reinhold Buchholz brachte von hier den Todeskeim nach Hause), weht im Gebirge eine reinere Luft. In dem 2500 Fuß hoch gelegenen Bakwiridorsf Mapama ist ein Sanatorium errichtet, in welchem Fieberkranke Stärkung und Erholung finden. Höher hinauf und durch den Urwaldgürtel, welcher den höchsten Gipfel des Gebirges, den Mungo ma Loba umgiebt, bis zur Schneeregion zu dringen, ist bisher nur wenigen gelungen. Die ersten, die den Berg, welcher nur wenige hundert Meter niedriger ist als der Montblanc, im Jahre 1862 erstiegen, waren der Engländer R. Burton, der deutsche Botaniker Mann, der englische Missionär Saker und der Spanier Calvo. Vergebens hatten vorher Merrick (1847) und Mann (1860) die Besteigung versucht, und der Missionär

<sup>200</sup> Bei seinen Erwerbungen im Kamerungebirge war Hugo Zöllner von dort sich aufhaltenden schwedischen Jägern, Herrn Knutson und Waldau, eifrig unterstützt worden. Herrn Knutson verdankt das Kamerungebiet die Entdeckung des Kautschuk und die Verwertung desselben im Handel. Wie die geschätzte Kautschukfranke bis dahin gar nicht beachtet worden, so mag das Kamerungebiet noch manches wertvolle Produkt bergen, das seines Entdeckers harret. „Die Kaufleute,“ sagt Schweinfurth mit Recht, „bekommen eben von der sie umgebenden Natur wenig zu sehen und würden schwerlich in der Lage sein, im Urwald die Pflanzenarten wiederzuerkennen, die ihnen die begehrten Ausfuhrartikel liefern. Über die Herkunft vieler afrikanischer Erzeugnisse herrscht daher noch tiefes Dunkel, welches ohne die Mitwirkung von Pflanzenkennern nicht zu zerstreuen sein wird.“ G. Schweinfurth, Ein Wort zur Zeit in afrikanischen Forschungsfragen. Kölnische Zeitung, 1885, Nr. 198, Zweites Blatt.

Comber behauptete, sie 1877 bewerkstelligt zu haben, doch wurde seine Behauptung vielfach angezweifelt, da er ohne Begleiter hinaufgelangte und Details über seine Bergbesteigung nie veröffentlichte.<sup>201)</sup> Am 12. Dezember 1884 wurde der Berg von H. Jöller und den beiden Polen Rogozinski und Jenikowski erstiegen.<sup>202)</sup>

Der am Ostabhang des Kamerungebirges entlang nach Süden fließende Mungo dürfte die für das Vordringen nach dem Innern wichtigste Wasserstraße sein. Buchholz besuchte ihn bis zum Orte Mungo, Rogozinski aber gelangte noch über Eliki, wo seine Schiffbarkeit ein Ende findet, hinaus zum Mungo-Fall bei Kumba. Am untern Lauf des Flusses wohnen Bakwiri, deren Wohnsitze sich vom rechten Kamerunufer bis Viktoria erstrecken; am mittleren Lauf sind die Kalong ansässig, deren nördliche Nachbarn die Bakundu sind.

Das Bakundu-Land ist durch die Expedition bekannter geworden, welche der Pole Rogozinski in dasselbe unternahm. Dort liegt im dichten Urwald der Elefanten-See, der Balombi ba Mbu, zu welchem schon vor mehreren Jahren Rev. Thompson vorzudringen suchte, sich aber zur Umkehr gezwungen sah, weil die ihn begleitenden Neger vor den großen Elefantenherden, denen sie begegneten, die Flucht ergriffen und nicht zu bewegen waren, weiter vorzudringen. Auch Rogozinski, der von der unterhalb des Mungofalles gelegenen Stadt Kumba (etwa 2000 Einwohner) gegen den See vordrang, sollte diesen nicht erreichen. „Nach kurzem Weg durch Kumbas zahlreiche Plantagen,“ erzählt er, „schritten wir durch dichten Wald; immer zahlreicher wurden die Elefantenspuren und Verheerungen; endlich gegen Mittag trafen wir Eingeborene, die in größter Aufregung uns mitteilten, der Weg und seine ganze Umgegend sei überschwemmt von Elefantenherden. Ich hielt es deshalb für zweckmäßig, einen dieser Waldbewohner als Führer zu nehmen, und wir verdanken vielleicht Muelle — so hieß derselbe — unsere Existenz. Durch die zahlreichen Herden, welche die von uns verfolgte Richtung unsicher machten, wurden wir von unserem Ziele abgedrängt. Wiederholt trafen wir im Laufe des Tages mit großen Massen dieser Waldriesen zusammen, welche wir trotz lebhaften Feuers aus unseren Winchesterbüchsen nicht in die Flucht jagen konnten; wir wurden vielmehr selbst gezwungen, ihnen aus dem Wege zu gehen.“ In Ekumbe ba Wandtschi, wo Rogozinski nach langem Herumirren am Abend todmüde ankam, fand er Mbu-Leute vom See, die ihm als Führer nach ihrer Stadt hätten dienen können, doch sie selbst waren bereits einige Wochen in Ekumbe und wagten der Elefanten wegen nicht heim zu gehen, da in dieser Zeit (gegen Ausgang der Regenperiode) die Wälder um den See voll seien von diesen Tieren, die auf dem Durchzuge nach Osten begriffen sind. Glücklicher als Rogozinski war sein Gefährte Klemens Tomczek, der 4 Wochen später den Versuch machte, den See auf einem andern Wege zu erreichen. Er drang von Bakunde ba Nambeleh nordwestwärts zu den Städten Nafe und Borri vor, wandte sich dann nach Südwest und erreichte einen etwa 150 Meter breiten Fluß, der an jener Stelle den Namen See Meme führt, von Nordost nach Südwest fließt und in den Kalabar münden soll. Tomczek war jedoch der Ansicht, daß dieser Fluß kein Nebenfluß des Kalabar, „sondern der obere Lauf eines der großen, noch völlig in Dunkel gehüllten Flüsse sei, die östlich vom Kalabar den gewaltigen Rio del Rey bilden.“ In der Nähe des Flusses liegt eine Stadt namens N'Gongo, welche nur 2 Tagereisen von Kalabar entfernt sein soll. Leute aus Kalabar, welche Tomczek dort antraf, erzählten ihm, daß man während des ersten Tagmarsches den Lohfluß (der 2. Arm des Rio del Rey?)

<sup>201)</sup> S. Reverend Combers Reise um das Kamerungebirge. Globus, Band XXXV, Nr. 27.

<sup>202)</sup> „Nach Ansicht der Eingeborenen thront Gott selbst auf diesem Riesenkegel, den sie deshalb Mungo ma Eoba (Götterberg) nennen, und keiner von ihnen würde durch irgendwelches Geldversprechen zur Besteigung veranlaßt werden können. Auf der noch stehenden Kante des ehemaligen Kraters (die andere Hälfte ist herabgestürzt) sitzend, verfaßten wir bei + 4° Celsius mit halberstarrten Händen in lateinischer Sprache eine Urkunde, welche in eine strohumflochtene Flasche gesteckt und mit dieser vergraben wurde. Darüber türmten wir Felsblöcke auf, umfaßt von heulendem Sturme, der uns in diesem Augenblick in Wolken hüllte, um im nächsten wieder auf kurze Zeit einen freien Überblick zu gestatten. Die beabsichtigte neue Höhenbestimmung mißlang uns, da die mitgebrachten Barometer nicht ansreichten und die zur Bestimmung des Siedepunktes des Wassers angewandten Thermometer zerprangen. Irgendwelche Spuren neuester vulkanischer Thätigkeit haben wir im Kamerungebirge nicht wahrgenommen und auch die von Burton erwähnte Solfatara nicht auffinden können. Von jenen unzähligen, schwarzen Riefengletschern gleichenden Lavaströmen, die wir überschreiten mußten, schienen einige doch neuern Datums zu sein, wie denn auch 1868 Kapitän und Passagiere eines Dampfers große Flammen- und Rauchsäulen vom Kamerun-Berge haben aufsteigen sehen.“ — Hugo Jöller, die Besteigung des großen Kamerun-Berges. Kölnische Zeitung, 1885, Nr. 54 zweites Blatt.

erreiche, auf dem man nach Duketown fahren könne. Von U'Gongo kehrte Tomezel nach Nake zurück und trat nun die eigentliche Entdeckungsreise zum Elefanten-See an, den er ohne Unfall erreichte. „Der 4 miles lange, rundliche, von dicht bewaldeten Hügeln begrenzte See scheint seine Entstehung vulkanischen Kräften zu verdanken. Dieser Schluß ist gestattet aus den gegen 500 Fuß hohen, aus Grünstein bestehenden Felswänden, die auseinandergerissen eine tiefe Schlucht begrenzen, in welcher der den See an seinem südöstlichen Ende verlassende, übrigens nicht bedeutende Mukunda ma M'bu zwischen gigantischen Felsblöcken in südwestlicher Richtung dahinzieht. Der tiefe, fischreiche See erhält von Westen einen Zufluß, den 6 oder 7 Meter breiten Sobo, der in Katarakten zu ihm herabfällt.“ Am Nordende des Sees liegt die aus etwa 40 Hütten bestehende Stadt M'bu, deren Bewohner noch nie einen Weißen gesehen hatten.

Weniger bekannt als das vom Nungo durchströmte Gebiet sind die Ufer des zweiten westlichen Kamerunzuflusses, des N'biang oder Ubo, der durch das Land der Ubo fließt, und ferner der aus dem Lande der Budiman kommende Wuri. Die Küstenstämme haben bisher jedes weitere Vordringen verhindert.

Von Süden her mündet in das Ästuarium des Kamerun der Quaqua, ein Arm des Malimba. Unterhalb dieses Armes teilt sich der Hauptstrom nochmals, in den Bongo und M'benga, welcher letztere sich ebenfalls in zwei Arme spaltet. Unsere Kenntnis des Flusses reicht noch nicht viel weiter als bis zur Quaquamündung, etwa 17 Kilometer aufwärts von der Bongo-Mündung, der ganze Flußlauf aber ist nach beiläufigen Schätzungen 28—30 Kilometer lang.<sup>203)</sup> Als der Hauptstrom ist der Bongo-Arm zu betrachten, welcher trotz einer die Einfahrt zum Teil sperrenden Barre auch in der trockenen Jahreszeit Schiffen von 7—8 Fuß Tiefgang zugänglich ist. Mit Booten kann man zu jeder Jahreszeit das an einem Wasserfall etwa 10 Kilometer oberhalb des Quaqua gelegene <sup>Edia</sup> Odia oder Idia erreichen, den größten Handelsplatz am Flusse. An die Wohnsitze der Idialeute reihen sich flussabwärts jene der Bakokos, zunächst auf beiden Ufern, dann nur auf dem rechten, während auf dem linken Ufer auf einer kleinen Strecke Pongoos wohnen, worauf wieder Bakokos beide Flussufer einnehmen, bis zu dem Gebiet der Malimbos, welche am Bongo- und M'benga-Arm ihre Niederlassungen haben. Die Malimbos schätzt man auf etwa 1000 bis 1500 Seelen, die Sklaven mit eingerechnet. Sie wohnen in den Ortschaften Bongo, Malimbajeddo, M'benga und Molongo. Die Weißen haben hier großen Einfluß und können sogar einen König, der ihnen nicht behagt, absetzen, was jedoch große Kosten verursacht. Die Malimbos leben vom Handel, von Fischfang und Jagd; Ackerbau wird wenig getrieben, und sie beziehen den größern Teil ihrer Nahrungsmittel von den Bakokos. In das Innere kommen auch die Malimbos nicht. Wie am Kamerun die Dualla, so haben hier die Idialeute den Handel monopolisiert.

Am Malimba dominiert die Firma C. Wörmann, obwohl auch C. R. W. King & Co. aus Bristol am M'benga eine Faktorei besitzen. Deutsche Faktoreien finden wir weiter südlich noch in Batanga und Klein-Batanga (C. Wörmann und Janßen & Thormählen), am Kampofluß (Janßen & Thormählen), in der Batta-Bai (C. Wörmann und Janßen & Thormählen) und in Venita (C. Wörmann). Das ganze, zum Teil noch strittige Gebiet vom Malimba bis Venita ist noch wenig durchforscht.

Zöller besuchte den Batanga c. 32 Kilometer aufwärts, während zuvor kein Europäer weiter als bis zu Japites Stadt gelangt war. Zahlreiche Creeks münden in den Fluß oder zweigen von demselben ab; Zöller nennt von der Mündung bis zu dem von ihm erreichten äußersten Punkte die folgenden: auf dem linken Ufer der zum Lokundje fließende Ndango Creek und der Bialombe-Creek, auf dem rechten Ufer der Weipi, welcher sich später wieder mit dem Fluß vereinen soll, auf dem linken der Jadibe, Mbefe und Bedinga, auf dem rechten der Nongolä (?) und der mit dem Edea in Verbindung stehende Bepombi-Creek. Bei der Mündung des letztern befinden sich die Neven Dumont-Wasserfälle. Hinter denselben soll nach Aussagen der Eingeborenen der Fluß sich in nordöstlicher Richtung noch weit ins Land hineinziehen. Bis zu den Wasserfällen ist er für Boote schiffbar und hat stellenweise eine stattliche Breite (bis 100 Meter). Große Inseln

<sup>203)</sup> Kapitän R. Rabenhorst, Malimba unter 3° 56' n. Br., 9° 42' ö. L. „Das Ausland“, 1885, Nr. 8 und 9.

jetzt  
müß  
auf

liegen in demselben. Die Ufer sind namentlich im obern Lauf gut bevölkert. Zöller nennt folgende Ansiedlungen: im Mündungsgebiet die Wörmannsche Faktorei; höher hinauf, gleichfalls auf dem linken Ufer, die Faktorei R. & W. King & Co.; Mandjima, Stadt des Königs Inganga (auf dem linken Ufer); Bokwaka (l.), ein verlassenes Bundodorf; Mahambi (l.), Stadt des Königs Japite; Hiena, auf einer Insel oberhalb Mahambi; auf derselben Insel Idalo; Bundschna (l.); Adscheas Stadt (Insel); Jambungo (r.); Adunga (r.); Beipi (r.); Muande (r.), Sitz des Königs Mussinge; Jalipung (r.); Djawandja (r.); Adokohi (l.); unterhalb Adokohi mündet der Bedinga-Creek, auf welchem man zu dem Dorfe Bedinga gelangt; Bungo da Bijuku(?) in dicht bevölkelter Gegend (r.)

Wir sind hier an der Grenze Ober-Guineas angelangt, aber wir können daselbe nicht verlassen, ohne noch einen Blick auf die herrliche Insel zu werfen, welche der Kamerummündung gegenüber liegt: Fernando Po mit seinem hoch emporragenden Pic. „Über den Waldgürtel,“ schreibt Soyau, „welcher den ganzen Rand der Insel umschließt, an den strahlenförmig zum Clarence-Pic gerichteten Berglehnen emporschauend, begegnete mein Blick einem Palmenreichtum, wie ich ihn in so großartiger Fülle später nur in einigen Gegenden der Kuansa-Ufer wieder gesehen habe. Die dichten Ölpalmwälder machen die Insel zu einem der reichsten Plätze West-Afrikas; sie bedecken stellenweise den Riesenleib des Pic bis zu einem Drittel seiner Höhe, die dann weiter hinauf bis zum Gipfel mit dichtem Laubwald besetzt ist.“ Die Hauptstadt der Insel, St. Isabel, liegt in einer sehr tiefen Bucht, in welcher auch Schiffe von großem Tiefgang bis dicht ans Ufer fahren können.<sup>204)</sup> Über die freundlich aussehenden Häuser der Stadt, die teils mit roten Ziegeldächern, teils mit Palmenwedeln gedeckt sind, ragt eine stattliche Kirche mit viereckigem Turm empor, neben welcher ein großes Gebäude steht, das durch die auf dem Dache wehende englische Flagge als englisches Besitztum, das Haus des Agenten der Dampfer-Kompagnie gekennzeichnet ist.

Die Bevölkerung wird auf 20 000—30 000 Seelen geschätzt. Sie werden von zwei Königen beherrscht, welche den Titel Kokorokoko führen und von denen der eine über den weitaus größern Teil der Insel gebietet. Von Kapitän Kelly, der an dem nach ihm benannten Kap landete, stammt die Bezeichnung der Eingeborenen mit dem Worte „Bubi“, welches in ihrer Sprache „Mensch“ bedeutet. Es sollen auf der Insel 5 Sprachen und eine Menge Dialekte vertreten sein. Die Bubis sind zwar ein sanftmütiges Volk, aber aller Zivilisation abhold, halten am Fetischismus fest, und die Jesuitenmission hat unter ihnen keine Erfolge erzielt. Seit Anfang 1884 versuchen dort ihr Heil 12 Missionäre der Kongregation du Sacré-Coeur de Marie, welche 50 000 Franken Subvention erhalten. Als Arbeiter sind die Bubis nicht verwendbar, und man hat daher für die Plantagen Krumegeer eingeführt.<sup>205)</sup>

<sup>204)</sup> Die Insel wurde 1741 oder 1742 durch einen portugiesischen Seefahrer entdeckt, der ihr den Namen Hermosa gab, aber bald darauf wurde ihr der Name ihres Entdeckers beigelegt. Auf Fernando Po fanden die Portugiesen Bewohner, während die drei anderen, gleichzeitig entdeckten Guinea-Inseln unbewohnt waren. Im 16. Jahrhundert wurde die von ihnen auf Fernando Po gegründete Niederlassung von den Holländern zerstört und durch den am 24. Mai 1778 in Madrid unterzeichneten Friedensvertrag trat Portugal Fernando Po und Annobon an Spanien ab. Eine Expedition unter Führung des Grafen D'Artalejos wurde von Montevideo ausgesandt, um von der Insel Besitz zu ergreifen, aber D'Artalejos starb, bevor er seinen Auftrag ausgeführt hatte, und der Colonel Primo de Rivera pflanzte auf der Insel die spanische Flagge auf. Spanien kümmerte sich später aber nicht viel um die Insel, und die Engländer begannen sie allmählich mit begehrenden Blicken zu betrachten. Im Jahre 1827 faßte das Kabinett von Saint James den Entschluß, auf die für herrenlos geltende Insel den Sitz des Gouverneurs der englischen Besitzungen an der Westküste zu verlegen. Nun erinnerte man sich plötzlich in Spanien der alten Ansprüche und protestierte entschieden gegen Englands Vorhaben. Den Engländern wurde nur gestattet, für einige Zeit eine Station für seine auf die Sklavenschiffe Jagd machenden Kreuzer anzulegen, und Spanien wies auch später (1841) das Anerbieten Englands, ihm die Insel für 60 000 Pfund Sterling zu verkaufen, zurück. Im Jahre 1845 ergriff Spanien wieder Besitz von Fernando Po und legte eine Garnison nach Clarence oder (wie der Ort neu getauft wurde) St. Isabella.

<sup>205)</sup> Les possessions espagnoles du golfe de Guinée, leur présent et leur avenir, par le lieutenant Sorela. Paris, A. Lahure, 1884, Seite 19 u. f.







Handwritten text, possibly a list or notes, located in the upper left quadrant of the page.

Handwritten text, possibly a list or notes, located in the middle left quadrant of the page.

Handwritten text, possibly a list or notes, located in the lower left quadrant of the page.

Rostafim,  
Europas  
Kolontar  
\*\*  
Westafrika

VIII  
Ab  
55